

Ich war nicht da

Darauf machte der Herr dem Kain ein Zeichen, damit ihn keiner erschlage, der ihn finde.

Genesis 4, 15

Liebe ist, wenn man gibt, was man nicht hat. (J. Lacan)

Er

Er ist, wer er ist.

Da geht er. Sein Schatten hinterher. Über Steine, Grashügel, Alpblumenhöcker, Pusteln aus trockener Kuhscheiße. Er und sein Schatten. Beim Alpsee.

Niemand da sonst. Ich nicht. Ich war nicht da.

Nur über der nassen granitenen Felsbacke äugt einer. Grollend. Und unten im Bittergrün grinst der Alpsee. Finster.

Da, plötzlich bricht eine stramme Gerade durch den Spiegel und schießt geradewegs auf mich zu.

Auf mich! Aber ich bin doch nicht.

Und tausend Augen zielen zorn genau in deine feigen Jammerfalten.

Und nun rollt eine Sonne heran. Wie grell! Macht alles so hell.

Wo ist er?

Und auf einmal singen alle Gipfel im Chor: „Ich bin groß, ich bin größer, am größten.“

Abrupt reißt sich einer, es ist dieser scharfkantige Berg im Osten, ein zerblätternes Schiefermesser eigenhändig aus seinem steinernen Leib und legt es dem Zorn in die Hand. Der ist auf alles gefasst. Stich zu! Zu. Zu. Hinein. Herzscharf. Wie das sticht und knirscht und kracht und Hirn und Blut und fließt und...

Mein Migränetraum. Schon wieder. Immer die gleiche Geschichte! Am Ende gibt's keine Leiche. Schon wieder nicht geschafft. Nicht mal im Traum. Ich bin der Mörder in spe. Mit Frustgarantie.

Wen will ich eigentlich abstechen?

Mit ein bisschen Pathos diesmal, immerhin.

„Migränentraum.“ Tönt wie „Min Tränenraum.“ Wenigstens für Legastheniker wie mich.

Die Wirklichkeit ist ja so was von anders. Von knirschenden Knochen und krachenden Schädeln jedenfalls hat niemand je etwas gesehen oder gehört.

Niemand. Niemand.

Ein-, zweimal ein verzweifelter Bissen in sein Armfleisch. Das tat ihm dann etwas weh, höchstens. That it's. Die Restwut blieb im Wutstau stecken. Zu viel Wut auf einmal. Und Hemmungen. Natürlich die auch. Und Blut hasse ich sowieso. Bei Blut wird mir speiübel. Unsere prall mit Blut und Wut gefüllten Würste, kurz vor dem Zerplatzen, fand ich immer zum Kotzen. Wutwürste. Nie hätte ich auch nur je einen Bissen davon gegessen. Herzerreißendes Kälberblut. Und dieses blutspritzende Geschrei der Säue, kurz vor ihrer Abschlachtung. Mit zitterigen Knien und entsetzten Augen schauten sie mich an. Ich sie auch. Sie rochen das Blut. Besonders die Säue. Blut riechen die von weitem. Ihr Quieken bohrte sich wie das scharfe Messer, mit dem der Vater ihnen die Hauptschlagader durchschnitt, in mein Ohr und das Hirn hinauf und blieb dort stecken. Klar, ich übertreibe, total. Warum nicht? Man muss übertreiben, um überhaupt noch da zu sein. Total ist mein neuestes Lieblingswort. Ich bin total überzeugt, man hörte das Geschrei das ganze Tal hinauf und hinunter und bis auf den Tödi und den Käpf und auch die Linthfische hielten wahrscheinlich einen Augenblick inne, bis endlich, noch schweinewarm, das Blut vom Opferaltar als rotes Rinnsal auf den geplätteten Steinboden floss, den Fugen zwischen den Platten entlang bis zum Gittergully. Der letzte Schweineatemzug samt Schweineschrei soff mit ab. Der Gully hatte ja nur darauf gewartet, bis er alles in sich reinschmatzen konnte. Aber natürlich hielt der Vater auch sofort sein heiliges Becken unter den roten Springbrunnen. Für die Blutwürste. Der Metzger hat gemetzget. Und darum nannte man das dann „Metzgete“. Blutwürste, die Delikatesse dieser Woche. Du isst jetzt von der Blutwurst, wie alle andern auch. Es gibt keine Ausnahme. Ich wollte die Ausnahme sein. Man hätte mich wegen der verweigerten Blutwurstfresserei foltern können. Das hätte mir nichts ausgemacht. Im Aushalten von Folter

habe ich Übung. Der Große sagt, du bist der größte Trotzbrocken, den ich je gesehen hab. Die Eingeschworenen hören mit und nicken ab. Immerhin Trotzbrocken. Kotzbrocken sagt er nicht, aber den Kotzbrocken meint er natürlich auch. Und er meint, ich würde nicht merken, dass er Kotzbrocken meint. Pah. Trotzkotzkreuzdumm. Wie dumm für ihn, wenn er das meint. Ich wollte immer gern zurückspucken, aber die Spucke blieb mir im Hals stecken.

Ja, ja, auch die Vernunft muss ihren Senf zu meinem beinahe schon wöchentlichen Nachmittagsgegackel geben. In längeren Satzgefügen. Vernünftige Leute reden in Satzgefügen. Das sagt einer, der es ja wissen muss. Mein Deutschlehrer! Aber Kleiner, töten ist ja wirklich der totale, nein, Deutschlehrer sagen nicht „total“, die sagen: „völliger Unsinn“ oder „gänzlicher Unsinn“ oder „Unsinn in jeder Beziehung“!

Tötest du ihn, dann wirst du ihn nie mehr los, dann dränge ja seine Stimme, der Fluch, noch tiefer in deine einsamen Gedanken und ununterbrochen würde die Stimme auf dich einreden und dich überall erwarten, wo du vor ihr Zuflucht suchtest und die Reue über deine Tat wäre das tiefste Brandmal, das er dir je zugesetzt hätte, und keine Häutung brächte es je wieder zum Verschwinden. Amen. Ein großes Amen der Vernunft und den langen Satzgefügen.

Alle Vernünftigen wickeln sich gern in lange Satzgefüge ein und sind stolz, dass sie so viele Fäden auf einmal in der Hand halten können. Aber die langen Satzgefüge spinnen s i e ein und machen s i e saft- und kraftlos. Vergammelnder Jammer überkommt sie und die schorfige Wehleidigkeit dazu. Denen bleibt nichts anderes übrig als sich Zäpfchen voller Selbstmitleid ein Leben lang in den Arsch zu stecken. Und so aufgeblasen, abgetakelt, zugeschlabbert und grünverschimmelt dämmert man dem letzten Gang entgegen.

Dann doch lieber den Sturz ins Zornloch zu den abgeschmackten billigen Hauptsätzen und den rotz-klotzigen Wortbrocken.

Macht Platz da und spendet Beifall für die gefrorene Wut.

Ein Loblied auf das harte Herz. Lodernder Entschluss.

Wirf ihn aus, stoß ihn ab!

Den Berg hinunter. Wie einen Felsbrocken.

So, und nun flieg! Und stürz ab!

Ha, wie das donnert! Den Berg hinauf muss ich den Brocken immer rollen.

Reiß dem Berg das Herz heraus und wirf es hinab!

Dann ist der Berg hohl und klafft und bläht sich auf und grollt und rollt.

Hinunter!

Der ganze Berg!

Ha, wie es holpert und purzelt, das hochnäsige Gestein, das herzlose Geröll.

Das hört ja nicht mehr auf.

Dieses Kopfgepolter!

Sie werden abprallen, die unnachgiebigen Gesteinsbrocken an den felsigen Nasen und in tausend Stücke zersprengt ins Tal hinunter fallen.

Alles bricht ab und stürzt in die Tiefe – ein unendliches Krachen – und eine gewaltige Staublawine schießt über den Bach hinaus.

Ein einziger Schrei!

Eine schwarze Wolke wälzt sich herunter und heran, Bäume biegen sich, knicken ab, Dächer fliegen, die Luft fegt alles weg, ein Haus aus Holz, es kippt um, der Wind packt es und schmeißt es in die Wiese hinaus.

Widerstand ist zwecklos!

Sturz. Sturz.

Zerplatzen!

Kopf ab.

Alles zerplatzt.

Und jetzt fliegt sie auf dich zu, die dunkle Steinwolke, schlägt dich nieder, deckt dich zu.

Zu. Zu.

Kapituliere!

Du bist unten, nur noch unten. Zertrümmert.

Für dich gibt es kein Oben mehr.

Gib's auf!

Ah, die Migräne, meine einzige und treue Geliebte, sie bricht sich schon wieder Bahn. Sie grölt den Hang hinunter, raucht den Talgrund voll und nebelt die Ferne zu. Letzthin war's eine Feuersbrunst, heute ein Felssturz. Das Herz hämmert sich im Kopf seine Einbildungen zurecht und wie

stürzende Felsen eben, einmal angedacht, rollen sie los und sind nicht mehr aufzuhalten.

*

Findlinge sind wir geworden, die Mutter, der Bruder und ich. Wir hatten das Glück von den Alpen hinunter ins Tal und weit hinab und hinaus in die Ebene getragen zu werden. Dort blieben wir liegen. Aber da gehörten wir nicht hin. Wir waren Fremde. Wir fielen in die anderen hinein. Dann fielen wir ihnen auf. Und dann fiel uns auf, dass wir ihnen auffielen. Da wollte ich nur noch hart und gefühllos sein. Wie ein Stein. Ein Findlingstein. Ich pack ihn ein, den Stein, und werfe ihn in euer Auge. Jeden Tag mindestens einmal. In eurem Auge sehe ich ihn, ständig, ihr ständig Gaffenden.

Und was mach ich jetzt mit meinem Großkotzer-Bruder? Diesem Stehaufmännchen. Immer ist er da. Immer muss ich ihn mitdenken. Immer fordert er mich zu etwas auf. Tu das. Mach das. Komm mit. Du Angsthas. Du Heulbub.

Er kämpft nicht. Er leistet keinen Widerstand. Er ist groß. Das genügt ihm. Er spielt die Leiche. Er macht sich zum letzten Fetzen. Als Fetzen hängt er sich mir an, als mein unsichtbarer Rucksack. Das macht er absichtlich. Damit ich ihn nicht mehr abkriege. Solange bis die Träger sich ins Schulterfleisch eingeschnitten haben und mit dem Fleisch verwachsen.

Ich muss mich schütteln, schütteln, bis er von mir abfällt, dieser Fetzen.

Ich frage mich, schon wieder, was würde ich bloß mit dieser Leiche, seiner Leiche machen?

Könnte ich die einfach so liegen lassen? Den Geiern zum Fraß? Sollen ihn die Geier holen!

Aber gibt es in den Glarner Alpen überhaupt noch Geier? Wahrscheinlich nicht.

Dann begraben. Hinein ins Loch!

Aber der Boden ist doch schneebedeckt und pickelhart zugefroren, so dass es unmöglich wäre ein Loch zu graben. Und woher habe ich Pickel und Schaufel?

Abfackeln! Verbrennen! Auf den Scheiterhaufen mit ihm, diesem Hexer! Göldi zum Zweiten!

Aber du hast ja auch kein Feuerzeug, und zudem liegt sowieso nur nasses Holz herum.

Aber, aber, aber! Was machen denn diese Aber hier? Immer mischen die sich ein. Herrgott nochmal.

Und warum muss ich das überhaupt alles denken?

Ihn tragen. Hinuntertragen. Es bliebe mir nichts anderes übrig. Aber ich dürfte dabei nicht gesehen werden. Warten, ich müsste warten, bis es dunkel ist, bis ich im Dunkel den Berg hinunter gehen könnte. Unerkannt.

Nur ich und er. Er auf meinem Rücken. Mein Rucksack für immer. Wir, zusammen, so nah wie nie sonst, sozusagen.

Ja, wir gehörten zusammen. Brüder gehören zusammen. Wir, ich und du und du und ich. Das „Wir“ ist eine Geschichte aus vielen Geschichten.

Du und ich, wir, zusammen im Dunkel den Berg hinuntergehen. Kommt dir da nicht auch diese Geschichte in den Sinn? Nicht! Dann müsste ich sie dir erzählen und du müsstest zuhören. Es ist eine schöne Geschichte. Da gab es noch nicht so viele Fragezeichen hinter dem Wir.

Komm, lass uns zusammen noch einmal den Berg hinunter gehen, Großer. Komm mit. Ein bisschen wieder klein werden, Kind werden.

Das macht das Kopfweg. Da kommt das Kindsein oft über mich. Erinnern ist meine Pille gegen die Kopfschmerzen. Gegenwart gegen Vergangenheit tauschen. Kostet nichts. Geschenk.

Du weißt doch noch, welche Geschichte ich meine?

Einmal, wir wollten nur rasch hoch durch den Bannwald zur ersten Anhöhe, hinauf zum Alpeli und dem Felsvorsprung, wo der alte Gaden steht, weißt du, wo die Kühe unterstehen können, wenn es Katzen hagelt, und es säuerlich nach Verbranntem stinkt – du weißt doch, was ich meine? – und einem die vorstehenden Astlöcher von den schwarz gerußten Baumstammwänden wie hämische Teufel anschauen und überall im Frühling noch vertrocknete Scheiße herumliegt, weil den Winter hindurch die Alpgeister dort hausten und bis ins Tal hinunter heulten, und wo wir auf den Lehm Boden gespuckt und an die Wände gebrunzt haben, zum Spaß nur, und den Geistern in ihr einziges Auge.

Nur kurz hinauf gehen und hinunter sehen ins Tal, wo nun alles so klein ist, so klitzeklein, die Häuser, die Mutter, der Vater und Bari, der Hund, der

Lüthi, der Nachbar, ah und da, die alte Hebeisen ist das, wahrscheinlich, die humpelt doch, aber das sieht man von oben kaum mehr. Ameisen sind sie jetzt. Oder Herrgottskäfer. Wie die aber sinnlos hin und her krabbeln.

Und still. Alles ist so still.

Nicht einmal das Bellen von Bari hört man hier oben.

Die Stille ist ein Loch, da schlüpfte ich durch und komme woanders heraus.

Nur bis zum Gaden gehen und dann gleich wieder zurück. Die Idee hattest du, Großer, du hattest diese Idee gehabt. Die Sonne schien noch, als wir losmarschierten, aber die Luft war anfangs wie Sülze, immer musste ich Sülze essen, sie wollten, dass ich sie gern habe, obwohl ich sie zum Kotzen fand, auch die, und die stellte sich uns jetzt in den Weg. Wir keuchten und keuchten und mussten immer wieder anhalten. Wir rannten ja fast. Das war zu schnell. Das war immer so, wenn es hoch ging, hinauf zu den Gipfeln. Einer hatte gerade noch genügend Schnauf, und der ging voran, mutig, es war ja immer ein Kampf, gegen wen, wussten wir nicht, aber kämpfen mussten wir, mit dem Kämpfen kommt das Schnaufen, und der eine wusste immer, der andere kommt nach und da gaben sie es auf mit der Sülze und sie mussten uns durchlassen, diese feisten Lüfte, und wir stürmten nach oben zu den Geistern im Gaden und ätzten ihnen in den Blick weg.

Aber dann habe ich gebettelt. Lasst uns doch noch ein Stückchen, nur ein kleines Stückchen, weiter gehen, tiefer, tiefer hinein, in den grünen Berg, an den gelb lächelnden Lärchen vorbei und den Tannen, die Arven heißen, komischer Name, und so uralt aussehen wie grüne Hexen und die ihre Nadeln büscheln zu Rasierpinseln, vorbei an den schwarzen Beeren, das sind die Tüfelsbeeri, die Geißen fressen ihre Blätter so gern, aber die Beeri sind wie der elektrische Zaun, den es unten im Tal beim reichen Bauer Hefti gibt, berühren verboten, aber das konnte ja bloß auch einer dieser Erwachsenenwitze sein, und darum musste ich selber nachschauen und es hat mich geklopft und umgehauen, fast so stark wie eine schallende Ohrfeige vom Vater oder der Großmutter oder auch vom Bruder, aber die Tüfelsbeeri lass ich jetzt lieber dort hängen und mach keine Kostprobe. Komm wir gehen zu den Steinmannen! Die sind immer erstaunt, wenn ich zu ihnen komme und „Grüß Gott euch auch“ sage. Wir wollen nur kurz nach euch sehen. Brav wie ihr dasteht, und das Tag und Nacht. Prächtige Männer

aus Stein. Macht weiter so und tut ja keinen Wank. Wir kommen wieder. Wir kommen immer wieder. Brave Kerle.

Du weißt schon, wie ich das immer gemacht habe, wenn ich etwas Wichtiges zu sagen hatte, etwas durchsetzen wollte, „stämpfeln“, ein Bein nach dem anderen in den Boden stampfen. „Nur – nur – nur – bis zu den ersten Steinma- ma- ma- ma- mannen, von wo aus man schon die vorderere A-a-a-a-l-p sehen kann.“ Denn ich musste stottern, früher, immer wenn ich aufgeregt war und unbedingt etwas haben wollte. Gegen die tausend Neinsager brauchte ich dreimal mehr Anläufe.

Wir kommen schon noch rechtzeitig wieder heim, und wir haben ja die Taschenlampe. Komm, sei doch nicht so. Bitteeee! Die Mutter wird uns ja eh nicht vermissen. Die weiß ja nicht mal, wo wir jetzt sind, ist doch beschäftigt, ist doch eh immer in der Küche oder in der Waschküche, ist doch gleich, ist doch nicht da, ist doch immer nicht da.

Und die Großmutter, dieses alte Krokodil. Das hätte uns hüten müssen. Das schnarcht jetzt vor sich hin.

Und er, er ist auch da, er leuchtete mir immer einen warmen Fleck in den Rücken. Mit seinem weißen Schneefeld. Der Blender. Der Tod, der Töter, der Tödi.

In der Abendsonne ist er ein rosaroter Himmelsgarten.

Zuerst wolltest du nichts davon wissen. Nein. Kommt nicht in Frage. Du blähtest dich auf. Grösser als groß. Wie der scheinbar unüberwindliche Riese im Tapferen Schneiderlein. Na Kleiner, was willst du? Genau so, wie du es beim Vater gesehen hattest. Ha, wenn der etwas nicht wollte. Er wurde so dick und rot vor Zorn im Gesicht. Man kriegte Angst. Gleich platzt er. Aber dann musstest du mein tausendjähriges Flehen anhören, dieses Flehen, dieses Flennen, immer dieses, ja, ja, ich weiß, das hält man nicht mehr aus mit der Zeit, das hallt durch die Ohren in die offenen Herzhinterzimmer. Und dann, irgendwann, hast du gedacht: Ach, ist mir doch wurst, zuhause wüssten wir ja eh nicht, was machen, heute noch kein Abenteuer gehabt. Was hieß genau Abenteuer? Etwas mit Abend und daher Einnachten und dunklen Gefahren. Da war ich mir sicher. Aber du hattest ja die Taschenlampe. Für alle Fälle. Falls es doch noch dunkel wird. Du hattest sie

eingepackt in den kleinen blauen Rucksack, und Jacken und zwei Äpfel mit roten Backen und Löchern, hallo Herr Wurm, auch dabei!

Und weißt du noch, auf dem Rückweg blieben wir kurz stehen und – du weißt das doch auch noch oder? – das musst du doch noch wissen – unbedingt – wir blickten von diesem felsigen Vorsprung hinunter ins Tal. Da brannten schon die ersten Lichter.

Plötzlich kam ein frecher Luftstrom daher. Der richtete dein dunkles Haar am Hinterkopf auf. Das sah lustig aus. Einer will mit dir einen Scherz machen. Der will dich auflupfen.

Schau, unten wird es früher Nacht. Ich zeigte mit dem gestreckten Finger zu den Häusern hinab. Logisch, antwortetest du. Du gingst ja schon seit zwei Jahren in die Schule. Du wusstest immer eine Antwort, auch wenn ich gar nichts fragte.

Der Weg war noch lang und wand sich in endlosen Zickzack-Bögen den steilen Abhang hinunter. Die Steilheit ist eine gemeine Hexe und stellt uns eine Falle und sie ist eine Füßequälerin und will uns direkt in die Linth schmeißen. Darin versaufen wir dann. Diese Hexe, sie schnitt mir immer den Atem ab.

Aber etwas anderes schnitt mir noch viel mehr den Schnauf ab. Ich glaubte doch tatsächlich, ich könnte ein Vogel sein, irgendein Vogel, aber am liebsten ein Segler wie der Bussard, der dunkelbraune Mäusebussard mit seinen ausgesteckten Flügeln, der dreht weit oben in der Abendluft seine schwarzen Runden und hat alle Mauslöcher im Auge, aber die Mäuse sehen ihn nicht, und ich stürzte mich hinab in die ungeheure Tiefe, zwischen mir und den winzigen Menschen unten im Tal bin ich jetzt. Aber ich knallte nicht auf den harten Boden des Tals und zerschellte nicht in meine neunundzwanzigtausend Stücke. Nein, ich flöge. Ich flöge hinauf. Ah, die luftige Abendwindfee trägt mich und säuselt mir durchs Haar und leise summt sie dazu „Flieg, Kleiner, flieg“.

Es war so wahnsinnig wirklich. Einen ganz kurzen Augenblick, wenigstens, vergaß ich: Ich bin ein Mensch. Ein Vogel bin ich. Und ich begann mich vorzuneigen. Unten erblickte ich das inzwischen noch mehr in die Dunkelheit versunkene Dorf. Da wollte ich mich doch tatsächlich von der

Erde abstoßen. Aber dann erschrak ich über mich selbst. Schwer atmend trat ich einen Schritt zurück.

Was machst du da? Ich war dir bisher nicht aufgefallen. Was kümmerte dich schon die wirren Phantasien deines jüngeren Bruders. Und zudem, du warst selber ganz in den Anblick der mächtigen Tiefe versunken gewesen. Du schautest dem einen Stein nach, der wegen deinem unvorsichtigen Tritt in die Tiefe sauste. Und dann, du warst sicher schon voller Sorge. Kommen wir noch vor der endgültigen Dunkelheit heim? Erst mein plötzlicher, abrupter Schritt zurück hatte dich aus deinem dumpfen Nachdenken gerissen. – Nichts, antwortete ich. – Los! Komm! Rennen! Du befahlst, ranntest davon, ich hinterher. Mal rannten wir auf dem Weg, mal sprangen wir wie die Geißen von Erdhügel zu Erdhügel oder wie die Hasen im Zickzack zwischen ihnen hindurch quer über eine Wiese oder was das denn war, denn man sah schon fast nichts Grünes mehr, einer hatte ja schon zu viel schwarze Tinte darüber geleert, mal hielten wir atemlos an und legten eine Pause ein und schabten uns mit herumliegenden Ästen die klebrigen Erdklumpen von den Schuhen und betrachteten die Kratzer von den Rosenstacheln oder den spitzigen Wachholderblättern auf den Waden, und die Dreckspritzer, wir waren ja absichtlich in die Pfützen gehopst, und ich erschauerte plötzlich, an der Kniekehle kitzelte es mich, Hilfe, was ist jetzt das, ein Tier, die Schnauzhaare einer schwarzgrauen Spitzmaus, die sucht was zum Knabbern oder ein Maulwurf, der hat sich verirrt, oder gar die gespaltene Zunge einer Viper, die will mich beißen.

Es war nur ein Zittergras.

Wir fielen beide bei unserem Querfeldeingalopp einmal hart hin. Die Rute einer Berberitze mit roten Beeren, die aussehen wie verzuckerte Bonbons, schlug mir ins Gesicht. Du bist einmal über einen im Moos und unter geduckten Sträuchern verborgenen Stein gestolpert. Da ließen wir das Querfeldeinrennen und die Abkürzungen sein. Keiner sagte etwas dazu.

Wir warfen auch immer wieder einen Blick ins Tal hinunter. Die Distanz zu den Lichtern hatte sich verringert. Aber außer den Lichtern im Tal war jetzt immer weniger zu sehen. Schon bald würde die Nacht ihre dumpfe, undurchdringliche schwarze Hülle über uns legen.

Einmal blieben wir wieder stehen. Da sagte ich zu dir: Das könnte jetzt auch ein Vogel nicht mehr. Durch dieses Dunkel hinab ins Tal zu fliegen. – Ich wollte doch beim großen Bruder auch mit etwas Lehrreichem auftrumpfen. – Doch. Eulen. Es gibt die Waldohreule, braun-beige-gelblich-gesprenkelt und mit Federohren oder der Waldkauz, der hat keine Ohrenzipfel, aber große schwarze Augen, und alle jagen sie in der Dämmerung und nachts, sie fressen hauptsächlich Mäuse oder kleine Vögel. – Kleine Vögel auch? – Ja, die schwachen zum Beispiel, die die Mutter aus dem Nest wirft, weil die sowieso nicht überleben würden, und der Waldkauz greift auch Menschen an, wenn es nötig ist, aber er frisst sie natürlich nicht. – Wirklich! Du lügst. – Keine Antwort. Ich schämte mich ein wenig. Ach ja, Eulen und Käuze. Die hatte ich vergessen. Das hätte ich doch wissen müssen. Nachtvögel. Es gibt ja die Nachtvögel. Das kam immer wieder vor. Das war, seit du in der Schule warst. Von da an musste ich mir immer wieder sagen: Das hättest du doch wissen müssen. Warum hast du denn daran nicht gedacht? Warum habe ich nicht an die Eulen und die Käuze gedacht? Oh weh: Wenn ich jetzt dann in die Schule komme. Da muss ich dann immer an alles denken. Da darf ich nichts mehr vergessen.

Wir hätten doch Bari mitnehmen sollen.

Kein Wort von dir. Du bist einfach weitergetrottet. Allerdings, Bari, der Hund, war gerade nicht auffindbar gewesen, als wir uns ganz schnell entschlossen hoch zu gehen.

Eulen und Käuze hatte ich zuvor noch nie gesehen und auch nicht gehört.

Bari dabeizuhaben wäre jetzt gut. Das wäre das Beste.

Die schwarze Wand des Tannenwaldes stand vor uns. Die langen grünen Tannenäste, die waren vor lauter Dunkelheit schon mehr grau-schwarz als grün, die wiegen sich so leicht im aufkommenden Abendwind. Winken die mit ihrem Wiegen uns zu? Was wollen sie denn sagen? Diese verhexten-verhexenden Wesen. Die wollen uns nur in ihren Schlund locken!

Zündest du jetzt dann die Taschenlampe an?

Du schütteltest dir wortlos den kleinen Rucksack von der Schulter, griffst hinein, zogst eine viereckige Taschenlampe hervor, es war sonst nichts mehr im Rucksack, denn die Jacken hatten wir längst angezogen und die Äpfel gegessen, samt Würmer wahrscheinlich, übergabst mir, deinem kleinen

Bruder, die Lampe um dir den Rucksack müheloser wieder umhängen zu können. Indessen drückte ich den Schieber in die An-Position und bemerkte erschreckt, dass die Lampe nur noch einen fahlen, dunkelgelben Lichtstrahl erzeugte, der den Boden nur wenig zu erhellen vermochte. Die Batterie ist leer! Ich erschrak. Dann machte ich schnell wieder das Licht aus und überreichte dir die Lampe. – Gib her, sagtest du, unwirsch, überzeugt, dein kleiner Bruder hätte bei der Inbetriebnahme der Lampe irgendetwas falsch gemacht. Ja, in deinen Augen machte ich wahrscheinlich vieles falsch. Auch ich war, dieses eine Mal nur, voll der Hoffnung, ich möchte etwas übersehen haben und ein helles, strahlendes Licht würde uns alsbald den Weg weisen. Aber wir hatten beide nichts übersehen. Die Batterie wird bald vollständig leer sein. Die Lampe wird uns keine hundert Meter weit mehr den Weg zeigen können. Was hast du mit der Lampe gemacht? Die Wildkatze fauchte. Aber sie war auch über sich verärgert, weil sie auch nicht mehr wusste, was zu tun war. – Blödian, nur wegen dir, du wolltest ja weiter hoch gehen. – Ich zuckte zusammen, drehte mich ab und hielt sofort die Hand vors Gesicht. Als nächstes werden deine Schläge auf mich niederprasseln. Das war auch schon vorgekommen. Ja, es stimmte, ich war ja wirklich schuld. Wir kommen nicht vor dem Einnachten nach Hause. Und ich bin schuld. Ich wollte doch noch, unbedingt, ein Stückchen Wegs höher zu gehen. Die Schuld kam so überraschend und unerwartet. Ich erwartete sie damals noch fast nie. Heute äugt sie um alle Ecken. Die kann das.

Ich hockte mich ins Gras. Es war so schleimig feucht. Mit tausend Schnecken, die auf mich warteten. Dann vergrub ich meinen Kopf in den Armen. Und dann kam es auch schon, das Schluchzen. – Hör sofort auf zu flennen, sonst lass ich dich hier allein stehen!

Ich spürte, wie der Hosenboden nass geworden war und wie mir langsam die Kälte den Rücken hoch kroch bis zwischen die Schulterblätter, und ich vergrub Hände und Kopf im Schoss, das Schweinchen wälzt sich wieder in seiner Tränensuhle, ich schniefte noch zwei, drei Mal vor mich hin, dann blieb ich stumm und war froh, dass ich es geschafft hatte, nicht noch länger heulen zu müssen.

Eine Weile lang geschah nichts. Einfach nichts. Stille. Kein Schniefen. Kein Wort. Kein Vogelpfeifen.

Komm jetzt. Heulbub. Das sagtest du ebenso plötzlich, wie du zuvor selber verstummt warst. Du warst nämlich auch in einem kurzen Traum. Wahrscheinlich ein Sorgetraum. Und nun warst du erwacht und stapftest einfach los auf die dunkle Wand zu, ohne dich weiter um mich zu kümmern. Ich blieb zuerst in meinem Trotz wie festgenagelt noch eine Weile hocken, rappelte mich dann aber rasch auf und rannte dir beschwörend hinterher: Warte! So warte doch! Du warst inzwischen schon im Wald verschwunden. Ich rannte auf die dunkle Wand zu. Plötzlich ging mitten im Dunkel ein spärliches Licht an. Das zeigte mir den Weg zu dir. Ich kam angerannt und blieb vor dir eine Weile mit gesenktem Kopf stehen. Dann griffst du nach meiner Hand. Du hieltest sie fest in der deinen und zogst mich mit dir. Ich glaube, beide hatten wir noch nie eine solch abgründige Finsternis erlebt.

Das dürftige Lichtlein der Taschenlampe ließ uns den Weg vor uns noch einigermaßen erkennen. Nicht einen einzigen Blick zur Seite wagte ich. Da lauert nämlich die schaurige schwarze Riesenkatz. Die will sich auf uns stürzen. Und frisst uns mit Haut und Haaren auf.

Du hieltest meine Hand fest. Du warst eben der Ältere. Und ältere Brüder müssen die Hände des kleinen Bruders oder der kleineren Schwester halten. Eine Schwester hatten wir nicht. Sie hüten und beschützen, auch wenn sie nicht wollen. Sie müssen.

Aber warst du nicht ebenso sehr froh, dich überhaupt an einer Hand halten zu können? Es hat es ja niemand gesehen, dass du meine Hand hieltest. Und wenn du zu mir sagtest, es sei nicht mehr so weit bis nach Hause, weil du durch die Äste hindurch ab und zu die schwachen Lichter der Häuser sahst, so beruhigte dich dieser Satz doch ebenso sehr, wie du glaubtest, damit deinen kleinen Bruder zu trösten. Nicht wahr?

Plötzlich erlosch das Licht.

Rums. Rein in den Keller und das Licht aus. Wie rücksichtslos die Schwärze uns nun ganz zudeckte! Ohne es zu wollen verlangsamten wir die Schritte. Schließlich blieben wir stehen und horchten. „Kuwitt“ ertönte es von weit weg, es kam von oben. – Ein Kauz, ein Weibchen, flüsterst du schnell. Ein Kauz. Aha. Namen sind Händehalter. Aber dann: „Huuuuu-huhuhuhuu“. Und kurz darauf schon wieder „Kuwitt“. Tönt das nicht wie:

Komm mit! Wohin denn? Hinein, hinein in den dunklen Wald. Komm hinein. Doch dann ganz nah: ein Knistern und kurz darauf ein Schaben und Schleifen. – Was ist das?, fragte ich dich bange. Schweigen. Keine Hände. Atemlos spitzten wir beide die Ohren. Irgendwas schabte und schliff und kam näher. Wir kamen auch näher und hörten uns schnaufen und das Herz schlagen. Das schlug abend-teuerlich. – Hilfe! Ich war schon daran zu schreien. Da wurde das bedrohliche Schleifen und Schaben von einem anderen Geräusch übertönt. Aus der Ferne, aber stetig sich nähernd, hörten wir ein Rumpeln und ein Knacken. Ein Tier raste durch den Wald. Mitten durch den Wald und geradewegs auf uns zu. Wir horchten. Und plötzlich, nur noch wenige Meter vor uns, raschelte es im Gebüsch. Da drücktest du mir die Hand ganz fest. Das tat weh. Und nun stürzt sich ein riesiges schwarzes Tier, das hatte doch schon die ganze Waldstrecke hindurch nur auf uns gelauert, auf uns und verschlingt uns ein für alle Mal. Deine Fingernägel krallten sich in mein Fleisch.

Ich konnte mir gerade noch schützend den Arm vor die Augen halten, das weiß ich noch genau, du warst mir sehr nahe, so nahe, als würde ich dich auf meinem Rücken tragen, als das Tier, das sich nun ganz durch das Dickicht durchgekämpft hatte, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, an mir hochsprang.

Bari! Das ist ja Bari!

Noch nie waren wir so froh und dankbar wie jetzt, dass es Bari gab und dass er bei uns war. Wir knieten nieder, umarmten und streichelten ihn. Und er leckte uns das Gesicht und sprang bellend vor Freude um uns herum.

Von da an war das Heimkommen nur noch ein lustiges Spiel. Weißt du noch, Bari rannte uns kläffend voran, flitzte immer wieder zu uns zurück, um sich zu vergewissern, dass wir ihm auch folgten, und wir begrüßten ihn immer wieder glücklich: Wir sind ja da. Wir folgen dir.

Dann traten wir endlich aus dem Wald. Über dem dunklen Massiv, der das Tal zur anderen Seite hin abschließt, war ein heller halber Mond aufgestiegen. Er leuchtete uns die letzten Meter bis zum Talboden den Weg. Und nach wenigen Schritten stand vor uns auch schon die Brücke. Die führte über die Linth zum Dorf und heim.

Auf der Brücke blieb ich für einen Augenblick allein stehen. Ich betrachtete das aufgeregte Plätschern der vom Mondlicht funkelnden Wellen.

Komm jetzt.

Ich sah auf und da war er. Ganz nah. Auf einem Pfosten saß er. Vom Mond erleuchtet. Seinen großen Kopf. Seine Hakennase. Und blickte mich an. Ich war wie gebannt. Er schaute und ich schaute.

Dann hörte ich deine gebieterische Stimme. Die riss mich los: Komm jetzt endlich. Wach auf!

Ja. Ich wandte mich ab und ging dir nach.

Ich komme ja schon.

Aber ich musste zurückschauen. Da war nur noch der Pfosten.

Bin schon da.

Wo ist da?

Da ist dort, wo du bist?

Ich bin dir gefolgt, wohin du auch gingst. Du warst mein Vor-Da, mein Vorbild. Zur dir hinauf blicken war unumgänglich. Ich musste. Es gab keine andere Richtung. Auch wenn ich an mir hinab sah, sah ich dich, denn meine Füße waren kleiner, meine Knie schmaler, meine Finger kürzer. Und ach, wie doch mein geringer Verstand deinem wie ein Schatten hinterher kroch!

Den Bruder trägt man immer mit sich herum. Man kann sich einbilden, man hätte ihn das Tal hinunter geworfen, und da läge er nun, von den Trümmern des Berges zugedeckt, weil man ihn endlich loswerden wollte. Aber da steht er ja schon wieder. Und natürlich muss ich ihm wieder das Himmelstor aufmachen und er hat sich schon bald wieder eingenistet und da ist er dann da und ein Beispiel für dies und das. Ich trage die Beispiele mit mir herum. Ein fieses Schwein, ein gemeiner Hund, ein gefühlloser Bock. Bein-Spiele, über die man stolpert. Wie wird man diese Stolpergeschichten bloß los? Endlich einmal den dunklen Keller aufräumen, endlich einmal das alte Zeug fortwerfen. Hier diese Scheißgeschichte, die stinkt zum Himmel und verpestet die Freundschaft oder diese hier, die musst du dir anhören. Die kannst du mir abnehmen. Die schleppe ich schon zu lange mit mir herum. Ich will sie endlich loswerden. Du musst zuhören, du hast keine Wahl. Solange ich dich mit mir herumschleppe, hast du keine Wahl, du musst.

Die Geschichte im Stall, als du... Oh, du willst nicht zuhören, du hältst dir die Ohren zu, du willst dich nicht erinnern! Warte nur! Ich werde dir die Hände auf den Rücken binden, ich werde dir den Mund knebeln, und die Beine gefesselt setze ich dich vor mich hin und dann hörst du mir zu. Dann kannst du nicht davongehen, dann kannst mich nicht unterbrechen und deine Einwände vorbringen.

Du hältst jetzt deinen Mund und hörst zu!

Was der nur wieder hat? Einmal mürrisch, immer mürrisch. Man kann überhaupt nichts mehr mit ihm reden. Sie hat ihn wieder. Seine Migräne. Seine liebste Geliebte. Mit der gräbt er sich tief und lang in eines seiner Löcher ein, wirft ab und an Erde auf, streckt wie ein halbbliinder Maulwurf seinen Brillenkopf hervor, und stottert dann, geblendet vom Licht, sein „Hilfe, wo bin ich denn hier? Und wer bin ich denn überhaupt?“ nebst seinen anderen täglichen zwei Sätzen hervor und ist weiterhin unfähig etwas Vernünftiges zu sagen, außer vielleicht noch: Darf ich mich vorstellen. Groll, mein Name, nur Groll, Vorname Ewiger, mit Titel: Professor Dr. Dr. Ewiger Groll, Spezialgebiet: Misshmut, Grimm und Hader. Bade gerne in meiner schwarzen Galle und fühle mich danach voll Bitter- und Feindseligkeit.

Wahrscheinlich schießt er sich dort unten in seinem Loch die Hosen voll und meint wohl, weil es in seinem Loch nichts anderes mehr gibt als haufenweise von seiner Kacke, die sei etwas besonders Wertvolles. Denn sie ist ja so eigen, so speziell.

Die vollen Hosen. Seine Kacke.

Mit der hatte ich es ja schon immer zu tun. Seit ich mich erinnern kann, falls ich mich erinnern will. Will ich mich aber gar nicht. Eigentlich. Lieber vorwärts schauen, anstatt dauernd in der Vergangenheit herumgrübeln, so wie unser kleiner Maulwurf. Geht aber nicht. Vergessen liegt bei uns nicht drin. Der Abbruchstaub hängt immer noch in der Luft, verhindert die freie Sicht und klebt, vermischt mit dem Mühseligkeits-Schweiß des Neuanfangs überall auf der Haut. Ich schaue die Mutter an, ich schaue den Kleinen an, und ich schaue immer nur in die von der Vergangenheit bestäubten Fratzen.

Wahrscheinlich würde er mich am liebsten umbringen. Aber dazu ist er hundertprozentig zu feige. Fehlt nur noch, dass er wieder zu stottern beginnt. Ich vermisse sein Stottern. Mein Gott, er war der Stottererkönig im ganzen Land! Unübertrefflich, alle anderen Stotterer waren chancenlos gegen ihn. Einmal, wir lebten noch im Hinterland zusammen mit der Großmutter in einer dieser Fabrikantenvillas, da kam er atemlos, mit blutüberströmtem Gesicht und einem Brot unter dem Arm nach Hause. Er hatte sich eine ziemlich tiefe Kerbe in den Schädel geschrammt. Und als Großmutter und ich ihn voller Entsetzen fragten, was denn geschehen sei, da gab's nur völlig unsortierten russischen Stotterersalat, bis wir dann rausfanden, dass er sich nur in die Berge verguckt hatte und dabei mit dem Schädel den Pfosten eines Eisenzauns gerammt hatte. Bergverliebt und deswegen den Schädel schrammen – so was brachte nur mein kleiner Bruder fertig. Immer hatte und hat man was mit ihm zu tun, immer beschäftigte er einen, mich, die Mutter, der Vater, die Großmutter. Er schaffte es einfach nicht ein normales Kind zu sein. Aber ich habe den Verdacht, dass er nicht weiß, was normal ist. Er für sich findet wahrscheinlich, so wie er ist, sei er schon in Ordnung. Nur die Welt um ihn herum, sei etwas verrückt, neige zu Störungen. Wer ständig in seinem Übertragungsloch hockt und kaum mehr mit anderen redet, der muss, das ist zwingend, sich die Welt so zurechtlegen. Dabei könnten wir's doch zusammen friedlich haben. Wie früher, wenn wir zusammen die Automarken von der Terrasse des Wirtshauses herunter zu bestimmen versuchten. Da machten wir kleine Wettbewerbe. Das Auto war von Ferne schon in Sicht und wer nun schneller erkannte, um welchen Marke und Typ es sich handelte, bekam Punkte, irrte man sich, gab's Abzüge. Ja, natürlich gewann ich da meistens, ich war ja der Kundigere, der Ältere, vielmehr „bin“, bin natürlich auch jetzt noch der Ältere. Den verliert man ja nie mehr, seinen Platz im Familienzirkus, man spielt seine Rolle, schlecht und recht, bis der Zirkus sich endgültig auflöst. Soweit haben wir's ja beinahe schon gebracht. Der Familienzirkus Lengwiler-Rossi hatte sich schon mal vom einstigen Direktor getrennt und wurde dann von der Putzfrau, Köchin, Geldbeschafferin, Alleinspielzeugaufräumerin, Alleinrösterin, Alleinstreitschlichterin, Alleinmutmacherin,

Alleingutenachtgeschichtenerzählerin und anschließend Alleingutenachtliedsängerin und eventuell noch Alleinaufgabenerledigungshelferin weiter geführt. Soloauftritte waren garantiert. Applaus leider nicht. Die Anstellung gilt für ewig, ein Rücktrittsrecht aus dem Vertrag ist ausgeschlossen. Sie, das ist meine Mutter und wird meine Mutter bleiben und er, er ist mein kleiner Bruder und wird mein kleiner Bruder bleiben, auch wenn der das gar nicht will. Vom Vater wurde eine Zeit lang nicht mehr gesprochen. Er ist der Trapezkünstler, der zu oft ins Netz fiel, oder der Löwenbändiger, dem ein Löwe beinahe den Kopf abgebissen hätte, oder der Jongleur, dem zu viele Ringe auf den Boden fielen, der Seiltänzer, der zu oft das Seil verfehlte. Man musste ihn entlassen. Die neue Direktorin, die grandios aus jemandes Schatten trat, hat das übernommen. Für Versager ist hier kein Platz mehr. Und der Zirkus reiste mit verminderter Künstlerzahl aus dem tief verschneiten Alpental weiter in eine miefige Genossenschaftswohnung im Kreis 4 der Stadt Zürich. Allerdings gilt es das künstlerisch stark verminderte Niveau zu beklagen, so dass die Zuschauerzahl auf einen defizitären Nullzustand zurückgegangen ist. Außer der Direktorin, die sich zu Tode krüppelt, weil sie alles allein machen muss, ist nur noch ein Clownpaar mitgezogen, das nun allerdings jeglichen Humor vermissen lässt, weil sich die zwei ständig in den Haaren liegen.

Der Schatten. Da war immer ein Schatten. Wer war der Schatten? Natürlich die Schwiegermutter. Wie in einem schlechten Roman. Wir passen alle hervorragend in einen schlechten Roman. Ihre Schwiegermutter, unsere Großmutter, seine Mutter. Dieses Dreigestirn warf einen dreifachen Schatten. Und zwar große Schatten, kein Wunder, denn sie war der Hausdrachen.

Bei der Geschäftsaufgabe hatten der Hausdrachen und der alte Seiltänzer, der zum Versicherungsgeschäft gewechselt hatte, ihre Zelte an einem anderen Ort aufgeschlagen. Der Seiltänzer kannte sich ja mit Risiken aus. Früher oder später werden sowieso alle Seiltänzer, falls sie sich vorher nicht zu Tode gestürzt oder sich zum Krüppel versteift haben, Versicherungsanbieter und warten darauf, bis sie ihre Couch durchgewetzt und das Vermögen verschlürft haben. Und geschlürft hat er ja scheint's

schon immer ein bisschen, der Alte. Muss ihn mal fragen. Keine Ahnung, wie dick das Portfolio des alten Herrn jetzt noch ist. Das wird für mich nun sowieso immer wichtiger. Je älter man wird, desto mehr Ausgaben hat man. Da kann man machen, was man will. Denn wenn ich jetzt dann ein Studium beginnen werde, da brauch ich ihn als Geld schießenden Esel.

Was wird erst die Verköstigung des anderen Geschlechts noch alles kosten! Da sind wir ja beim Thema. Darüber müssten wir uns doch mal unterhalten, der Kleine und ich. Aber der frisst und frisst in sich hinein und schaut in sich hinein und nicht mehr heraus, dieser schrullige muffelnde Maulwurf in seinem Loch.

Bei uns gräbt sowieso lieber jeder für sich allein in seiner Vergangenheit herum und brummelt in seinem Loch allein vor sich hin.

Könnte man nicht mal gemeinsam schaufeln? Wenigstens das.

Bari, pass auf den Kleinen auf! Und du Kleiner, du passt auf den Hund auf! Na Kleiner, geht schon, der Hund ist ja bei dir, sagte der Bauer. Wie schön das aufgeht.

„Na, Kleiner.“ Sie haben meinen Namen vergessen. Sie sagen lieber „Na, Kleiner“ als meinen Namen. Ich war Nakleiner. Ich sehe dich immer wieder vor mir Nakleiner.

Nakleiner setzte sich auf die hölzerne, vom Wetter angegraute Bank vor dem Haus. Bari, der vierjährige schwarze Sennenhund mit dem weißen Fleck auf der Stirn, sich ihm nahe vor die Füße. Dann verschwanden der Bruder und der Vater zusammen mit dem Bauern im Haus.

Übrig blieb Nakleiner. Der musste draußen bleiben. Der durfte nicht hinein. Wie der Hund, der durfte auch nicht hinein. Der stinkt. Einer muss auf ihn aufpassen. Der Kleine will ja sowieso draußen bleiben. Man hatte den Kleinen los, man vergaß den Kleinen und der Kleine vergaß sie. Und also war er Nakleiner. Und Nakleiner schlüpfte in die Welt, in der gaffte er nur. Blöd in die Welt gaffen. Was gaffst du immer so blöd wie ein Idiot?

Im blauen Himmel fast senkrecht über Nakleiner und Bari hängt eine weiße Wolke. Langsam, so langsam, man kann gar nicht sehen, wie sie sich bewegt, zieht sie weiter. Bis sie, Nakleiner weiß nicht wie das geschah, ganz

plötzlich hinter die weißen Gipfel verschwindet. Das ist weit weg. Dort war Nakleiner noch nie. Und du auch nicht, Bari.

Ich war klein und die Bank hoch. Der Boden, meine Füße konnten ihn nicht berühren. Unmöglich. Auch wenn ich mich anstrengte. Da blieb eine Lücke zwischen uns.

Die Beinchen baumelten wie von selbst hin und her, aber Nakleiner passte auf, dass er Bari dabei nicht traf. Unter ihm lag eine granitene Steinplatte. Er starrte sie lange an. Da waren Berge darin abgebildet: „En Berg, im Stein isch en Berg.“ Das murmelte er zu Bari und kraulte ihm dabei den Hals. „Und da ist der Diesbach und der fließt über alle Steine.“

So war das meistens. Sie banden mich an den Hund und den Hund an mich und wir sprangen zusammen mit allerhand Plunder im Kopf über die Bäche, die Steine, die Wiesen.

Irgendwann sah Nakleiner wieder hoch. Bari auch.

Der machte mir alles nach, weil er auf mich aufpassen muss und ich auf ihn. In der Ferne erblickten sie einen Wanderer. Wie ein fernes Gestirn zog der über den Wiesenhorizont. Darüber, hoch oben, schwebte ein Habicht und wartete auf Beute. Der Hund muckte kurz auf. – Ja Bari, Liebä, bisch en Liebä. Du bliebscht da. Schön dableibe. – Der Hund blieb still neben ihm sitzen, hechelnd. Aus seinem Maul bammelte ein rosarotes Salatblatt. Seine Zunge.

Es ging gegen den Abend, den Abend eines heißen Sommertags.

Genug! Mit einem Satz sprang Nakleiner von der Bank, sah sich kurz um und steuerte die Stalltüre an. Warten. Immer warten. Bis der Vater und der Bruder wieder kommen. Der darf mitgehen und Nakleiner muss warten und aufpassen auf Bari.

Na Kleiner? Du bist noch nie alleine in einem Kuhstall gewesen? Ja, darfst du überhaupt ohne zu fragen alleine in einen Stall hinein gehen?

Bari stand hinter ihm ebenfalls auf und beäugte ihn argwöhnisch.

So war er immer. Er verließ er mich nie. Ich ihn schon. Ich war ja so klein. Ich musste.

Nakleiner stellte sich vor die Stalltüre und beobachtete die Türe. Lässt die mich rein? Die Türe war zweigeteilt. Man konnte beide Teile je für sich

aufmachen. Der obere Teil der Türe bestand aus einem Fenster. Das stand fast ganz offen. Warum nur?

Natürlich wäre ich gerne größer gewesen.

Er stellte sich auf die Zehen. Nicht einmal so konnte er in den Stall hinein sehen.

Er zögerte. Bari meldete sich, bellend, kurz, aber eindringlich. Er sah zu ihm hin. Der stellte die Ohren auf, wedelte mit dem Schwanz und sah ihn fragend an. Aus dem Inneren waren unklare Geräusche zu vernehmen. Was ist da drin? Kühe und Kälber. Aber was für welche und wie viele und was tun sie jetzt gerade und warum?

Dann machte er einen Schritt vorwärts. Jetzt. Vorsichtig stieß er mit beiden Händen die untere Türe in den Stall hinein. Aber irgendetwas oder irgendjemand drückte dagegen, drückte die Türe wieder zu. Was ist das bloß? Er fuhr zusammen und trat schnell zurück. Die Türe klappte wieder zu. Hatte der Melcher ihn kommen sehen. Hatte er sich hinter der Türe an der Wand versteckt? Und schob er nun zum Spaß die Türe zurück? War der Melcher überhaupt drin? Ist doch Licht im Stall. Oder lag vielleicht gerade bei der Türe ein Kalb? Ein kleines, eines das gerade erst auf die Welt gekommen war. Es konnte noch nicht recht stehen? Das gibt's doch. Das kommt doch vor. Und er hatte es mit der Türe sozusagen beiseite schieben wollen. Aber das Kalb hatte sich dagegen gewehrt? Können Kälber das?

Er könnte es sein lassen. Er könnte ein anderes Mal allein in einen Stall gehen. Er wandte sich Bari zu. Der könnte ihm vielleicht sagen, was er tun sollte. Was machen wir jetzt? Der Hund stand da mit offener Schnauze und hängender Zunge, hechelte sich immer noch Luft zu und sah seinerseits zu ihm hinüber, gespannt darauf, was nun geschehen würde, unschlüssig, ob sein Einsatz gefragt war.

Ich musste nachsehen.

Entschlossen, jedoch noch vorsichtiger als zuvor, der Hund immer noch einige Meter hinter ihm, stieß Nakleiner die Türe diesmal weniger weit auf. Dann machte er schnell einen Schritt hinein. Hoppla. Er trat überraschenderweise wie ins Leere. Jedenfalls weiter hinab als erwartet. Beinahe wäre er hingefallen. Der Boden ist ja so weit unten.

Es roch scharf nach Kuhpisse und Kuhscheiße. Aber auch nach frischem Gras. Und noch andere Gerüche stiegen ihm in die Nase. Aber was für welche?

Ein beigebrauner Kuhsteiß nach dem anderen reihte sich vor ihm auf. Das sind aber viele Kühe. Jede Kuh ist ein großer brauner Berg mit aufgeblasenem Bauch und mit Streifen von hervortretenden Rippen drauf. Hinten am Rückgrat hat's knochige Erhebungen. Die sehen aus wie kleine Felsvorsprünge.

Ein ganzer Stall voll. Das hört ja nicht auf.

Die Kühe schienen ihn nicht bemerkt zu haben. Sie standen nahe beieinander. Die bewegen sich ja nicht, stehen einfach da. Die Hinterbeine staken in gelbem Stroh. Die zottigen Enden der Kuhschwänze, von braunem Kuhdreck verklebt, waren mit einem Ring und einer Schnur an einem Draht befestigt. Der Draht zog sich den Kuhhintern entlang quer durch den ganzen Stall. Unten die fleischigen Euter. Bei einer ihm nahe stehenden Kuh schimmerte eine bläuliche Ader durch den prallen weißlichen Fleischsack.

Was für einen schweren Sack, was für eine unnötige zusätzliche Last haben die Kühe doch da unten zu tragen. Deshalb können sie nicht mehr wie die kleinen Kälblein herumspringen.

Er folgte mit den Augen dem langen Leib der Kuh vor ihm, der Wamme entlang, zum dunkel glänzenden Maul und bis zu den gelben oder nein, doch mehr schwärzlichen Hörnern. Die Kuh – nein, das ist eine kleinere Kuh, das sind Rindli, die kleineren Kühe heißen Rindli, das hatte der Bruder gesagt – war dabei aus einem hölzernen Trog frisches Gras zu verschlingen. Überhaupt alle Kühe fraßen ja. Mit ihren riesigen rosa Zungen umschlangen sie ganze Grasbüschel, stopfen sich das Grünzeug in ihre großen Mäuler. Es knisterte. Entsetzliche viele Unterkiefer schoben sich hin und her. Weißer Speichel troff aus den mampfenden Mäulern und tropfte von dort auf den Boden. Ein einziges Malmen und Mampfen war zu hören. Eine riesige Maschine aus Fleisch war in Betrieb.

Wohin geht das Gras?

Nakleiner war bisher blockstill bei der Stalltüre stehen geblieben. Ja nicht bewegen. Wo ist jetzt Bari? Hilfe suchend drehte er den Kopf zur Türe. Die Türe hatte sich hinter ihm wie von Zauberhand geschlossen. Wenn er sich

bewegte, würde er dann die Kühe bei ihrem Fressen stören? Er wollte nicht, dass sie auf ihn aufmerksam wurden und sich mit ihren spitzen Hörnern ihm zuwandten und ihn anlotzten. Ja nicht Glotzen!

Wie einmal, als Vater an einem hölzernen Zaun bei einer Weide mich hoch gehoben und dann ganz nahe zum Kopf eines Rinds gedrängt hatte.

Das sind sicher dieselben Rinder!

Der Vater hatte dem Rind zuvor lange die Stirn gekraut und ihm gut zugeredet. Ich hätte es auch streicheln sollen, das Rind, aber ich hatte gezögert, denn es hatte mich mit großen, eindringlichen Augen, fast so groß wie meine kleinen Hände, angeglotzt.

Oder noch schlimmer, sie würden mit ihren dreckigen Hufen nach ihm schlagen. Man muss sich ihnen vorsichtig nähern und man darf keinen Schiss haben?

Das hatte der Große, gesagt.

Was tun? Unschlüssig stand er da. Er starrte auf die hellbraune Fläche des Kuhbauchs vor ihm. Durch den Kuhbauch jagte ab und zu ein sonderbares Zucken. Ach so, die Versammlung von Fliegen auf dem Rücken verscheuchte es. Von den Kuhleibern ging aber auch eine einschläfernde wohlige Wärme aus. Nakleiner vergaß für einen Augenblick alle möglichen Gefahren.

Plötzlich erschrak er. Nur einige Meter von ihm entfernt begann sich der Schwanz einer Kuh zu heben und blieb in der Horizontalen wie erstarrt stehen. Dann ergoss sich aus dem Hintern der Kuh sowohl ein breiter gelber Strahl wie aus einer Brunnenröhre als auch wurde ein dickes braunes Mus aus einer anderen Öffnung herausgepresst. Das Mus klatschte halb auf das Stroh, halb auf den Steinboden.

Erschreckt, aber auch fasziniert sah Nakleiner zu, wie sich die Kuh entleerte. Nur wenige Zentimeter hinter ihren Hinterbeinen bildete sich ein Teller großer, brauner Haufen. Beweg dich nicht, du Kuh! Nicht bewegen. Du stehst sonst in deinen eigenen Dreck. Aber sie kann ja gar nicht bis dorthin sehen. Ihr Kopf ist ja wie eingeklemmt vorne bei der Futterkrippe!

Die Gefahr, in ihrem eigenen Dreck zu stehen, schien die Kuh nicht zu stören. Auch die anderen Kühe malzten und mampften weiter, als wäre nichts geschehen.

Da hörte er plötzlich ein Kratzen an der Stalltüre. Er drehte sich um und zog die Türe auf. – Bari! - Der Hund schaute ihn prüfend an: Komm jetzt endlich wieder heraus. Aber Nakleiner wollte nicht. Er hielt dem Hund die Türe auf: Komm herein! Bari zögerte. – Komm Bari, komm herein, Kühe. – Schließlich tappte der Hund in den Stall hinein und blieb aber abwartend hinter ihm stehen. Die Kühe spürten den fremden Hund sofort. Einige hörten zu fressen auf, befreiten sich aus der hölzernen Krippenumfassung, drehten ihre gehörnten Köpfe und gafften die Eindringlinge halb verwundert, halb misstrauisch an. Auch das Rind, das ihm am nächsten stand, glotzte ihn an. Er erschrak. Das ist doch das gleiche Rind wie das auf der Weide mit dem Vater? Oder?

Und es sah nun schon wieder so geradeaus zu mir hin und so ausdrücklich nur zu mir. Das kennt mich und will mich mit seinem Blick durchbohren. Und was will das Rind mir sagen? Es blinzelte auch überhaupt nie und blickte und blickte. Mit der Zeit sah ich in seine braunen Augen hinein. Da kamen die mir gerade wie dunkle Fenster vor. Durch die kann man in es hineinschauen.

Was ist denn in dem Rind drin?

Plötzlich zog es seine Lippe hoch, streckte das Maul nach oben und begann zu muhen. Als hätten die anderen Kühe nur auf das Signal gewartet, war der Stall augenblicklich von kräftigem, lautem Muhen erfüllt.

Nakleiner zuckte zusammen.

Dann hörte er, wie der Hund wieder an die Türe kratzte, wandte sich um und zog die Tür auf. Bari drängte sich neben ihm hastig hinaus. Nakleiner hinterher. Die Stalltüre fiel wieder von selbst zu. Schnell stapfte er wieder zur Bank und setzte sich drauf. Bari hechelte neben ihm.

Und Nakleiner schlenkerte wie zuvor, nun aber mit viel Absicht, die Unterschenkel hin und her. Der Wanderer war verschwunden.

Und der Vater? Noch immer im Haus. Der Vater weiß nicht, wo er gewesen war. Nakleiner neigte sich zum Hund hinunter, schlang ihm die Arme um den Hals und schärfte ihm ein: Nicht wahr, wir sagen dem Vater nichts. Und dem Großen auch nicht. Ja?

Metzger! Metzger waren wir, keine Zirkusleute! Fleischhauer! Zirkus gab's trotzdem schon damals. Und das sind die fleischigen Zirkusnummern: Fleischbeschauen, Fleischbehauen, Fleischhacken, Fleischhaken, Fleischausbeinen, Fleischwolfen, Fleischkochen („Gnagi“), Fleischverkaufen, Fleischfressen und zuletzt, als Höhepunkt und Schlussbouquet, Fleischfürze. Soweit die einzelnen Nummern. Nummerngirls waren nicht nötig. Der Ablauf war vertraut. Am Morgen eines Schlachttages ging der Zirkus los. Tanz ums und mit dem Kalb, dem bluttriefenden, das in die wertvollen Häppchen gestückelt werden musste. Aber ich will mich gar nicht daran erinnern. Ekelhaft. Dem Vater wurde auch immer speiübel. Der machte seine Geheimnummer draus.

Am Morgen beim Frühstück war er schon sehr launisch, starrte nur in die Zeitung und wechselte kein Wort mit niemandem. Gerade mal den Gesellen sprach er vielleicht an, mit so unnötigen Scheinfragen wie: Weißt du, wer zuerst kommt, das Kalb oder die Sau, und wann genau? Der Geselle wusste es natürlich nicht und fühlte sich aber vom Vater eingeschüchtert, als hätte er, der Geselle, ausgerechnet er, der ja sonst nicht viel zu sagen hatte, das wissen müssen. Dabei wusste so etwas doch nur der Chef. Aber der hätte es wahrscheinlich am liebsten auch nicht gewusst. Und darum tat er so, als hätte er es vergessen, als wäre es eine Sache, die ihn eigentlich nichts angehe und nur am jeweiligen Schlachttag wie ein verirrtes Geschoss seine Lebensbahn streifte. Und einmal, das weiß ich jetzt noch, obwohl ich da erst so um die fünf, sechs Jahre alt war, machte der Vater sozusagen als Dreingabe noch eine unkontrollierte Bewegung mit dem rechten Arm und warf seine Kaffeetasse mitsamt dem heißen Milchkaffee um, so dass der gesamte braune, heiße Inhalt sich dem Gesellen über die Hosen ergoss, worauf der kurz aufschrie und erschreckt aufsprang. Darauf stand dann der Vater seinerseits sehr hastig auf, so dass alle zu ihren Kaffeetassen griffen, entschuldigte sich sehr wortknauserig beim Gesellen, und das in einem Tonfall, dass man meinen konnte, er wollte eigentlich am liebsten den Gesellen für das von ihm begangene Missgeschick beschuldigen, und dann schaute der Vater noch schweigend die inzwischen ebenso verstummten Familienmitglieder an, ihr habt mir das alles eingebrockt, hieß wohl der Blick, und verließ ohne weitere Worte die Stube.

Zurück die erschrecken und entsetzten Zirkuszuschauer, die aber zur ihrer Beruhigung auch keine Erklärung mehr brauchten, denn allen war längst bekannt und vertraut, dass der Vater eigentlich kein wirklicher Metzger und ein überzeugter Schlächter schon gar nicht, sondern einer, der diese Lebensrolle zu spielen hatte, weil sie ganz einfach sonst niemand spielen wollte. Und daher hätte er am liebsten den Schlachttag geschwänzt und auf die zirkusreifen Metzereien verzichtet. Aber Ensemble-Mitglieder mit festen Verträgen müssen alles spielen können.

Es musste getan werden. Metzgen. Töten. Tieren den letzten Schuss geben, ihnen die Halsschlagader aufschneiden, zusehen, wie Blut heraus quillt, strömt, fließt und schließlich tröpfelt. Unter deinen Händen entweicht in letzten Zuckungen das Leben aus den Tieren, die zuvor noch in einem verzweifelten Lebenskampf wild um sich geschlagen haben, weil sie ahnten, dass ihre letzte Stunde schlagen würde. Ekelhaft.

Das war jetzt ein Griff in die Kitschkiste. Ich kann nicht anders. So stell ich ihn mir eben vor, seinen Unwillen, seinen Lebensekel, den er immer wieder über uns ausgoss, und das war gar nicht kitschig.

Am späteren Morgen liegt die Sau dann in zwei Hälften da. Sie wurde entzweit. Ja, auch Säue bestehen aus zwei Hälften. Das versteht sich zwar von selbst, aber man realisiert das nämlich erst so richtig, obwohl es ja eigentlich schweineklar ist, wenn die beiden rosa Schweinehälften daliegen wie Grabbeilagen aus Fleisch. Und besonders dann, wenn sie an Haken aufgehängt sind.

Nach vollbrachter Tat, wenn er aus dem Schlachthaus trat, schloss er immer schnell die Türe hinter sich zu, um uns ja keinen Blick in seine geheime Folterkammer zu gestatten. Mit starrem Blick, so starr wie der Blick des getöteten und abgetrennten Kalbskopfs, den wir dann trotzdem einmal zu Gesicht bekamen, verharrte er, als wäre er die Niedertracht selbst, eine Weile vor der Tür.

Seine Mutter erwartete das von ihm. Das weiß ich. Seine Frau sagte es mir. Warum sie es mir sagte, kann ich nur errahnen. Sie sagte es mir als seine Frau und nicht als meine Mutter, denn sie will ihn als Schwächling, der sich nicht gegen seine Mutter zur Wehr setzen konnte, darstellen oder sie will

mir ihre Schwiegermutter als das unmenschliche Ungeheuer, das sie allerdings auch immer wieder war, hinstellen.

Später erzählte er mir alles. Oder wenigstens vieles. Immerhin. Alles geht nicht. Alles kann man nicht erzählen. Alles kann man höchstens dazudenken wollen.

Endlich traten der Vater und der Bruder aus dem Haus. Hinter ihnen der Bauer in brauner Hose, in blauem Arbeitskittel und mit seinem immer zufriedenen, und immer braun gebrannten Gesicht. Nakleiner tat so, als würde er ihr Erscheinen nicht bemerken. Er saß immer noch auf der Bank und baumelte mit den Beinen hin und her. Er redete auf den Hund ein. Dabei schauten sie mit heiligem Ernst hinauf zu den Schneegipfeln. Er war gerade dabei dem Hund die Geschichte von Vrenelis Gärtchen erzählen. Und es sah wirklich so aus, als hätten sie nie etwas anderes getan, seit der Vater und der Bruder im Haus verschwunden waren.

Aber es war ja alles nur gespielt. Aber wozu eigentlich habe ich das gespielt? Ich wollte wohl ein braver Bub sein. Nur brave Buben werden vom Vater beachtet. Oder starke und große. Aber das war ich ja nicht. Konnte ich nie werden.

Der Vater aber warf nur kurz einen Blick auf Nakleiner. Der wusste nicht, was der kurze Blick bedeutete. Sollte er aufstehen und mitgehen? Die Männergruppe mit dem großen Bruder an der Spitze steuerte sofort auf den Stall zu. Aber Bari konnte nun nicht mehr länger sitzen bleiben. Ohne zu zögern stand er auf, sprang schnell neben den Vater und nun wich er nicht mehr von dessen Seite, heftig mit dem Schwanz wedelnd und immer wieder zu ihm aufsehend, als erwarte er von ihm eine neue Anweisung. Der Vater hatte auch sogleich sein Nackenfleisch gepackt und ihn, leicht vornüber gebeugt, begonnen am Hals zu kraulen und besänftigend mit dem Hund zu sprechen.

Nakleiner blieb allein zurück. Vergeblich hatte er gehofft, sie würden zuerst zu ihm kommen und dann mit ihm in den Stall gehen. Eine Weile blieb er sitzen und betrachtete die Rücken, die sich auf die Stalltüre zubewegten. Zwischen den zwei Erwachsenenrücken ragte der Kopf des Bruders wie von Säulen eingefasst hervor.

Er musste jetzt dann weinen. Das kannte er bei sich. Es war fast nie aufzuhalten. Dafür hält das Weinen die Weltzeit an: Nach und nach schiebt sich ein Schleier aus glibberiger Flüssigkeit vor die Weltkugel mit dem Bauernhof drauf, den Wiesen, den Tannen und den Bergen und dickt alles bis zur Unkenntlichkeit ein.

So lange musste Nakleiner doch warten und doch sind sie ihn nicht holen gekommen! Nein, Nakleiner wollte nicht schon wieder heulen. Nie mehr wollte Nakleiner heulen.

Die Beine von Nakleiner baumelten immer noch. Jetzt wieder von selbst.

Da packte ihn plötzlich eine große Wut. Es war eine Wut so groß wie die Kuh, nein wie alle Kühe und Rindli im Stall, die mit den Hinterbeinen ausschlagen konnten, wann sie wollten. Es gelang ihm nicht die Tränen zurückzuhalten, sie kullerten die Backen hinunter, benetzten die Granitplatte. Der Berg im Stein wurde nass.

Schließlich stand er auf und wollte fortgehen, irgendwohin, weg, weit weg hinter die Berge ins Nirgendwo. Aber halt, der Bündel am linken Schuh hat sich gelöst. Für die lange Reise muss er doch die Schuhe binden. Schuhe binden konnte er noch nicht gut. Dazu musste er immer die Mutter oder den Vater, manchmal auch den Bruder bitten.

Er musste ihnen hinterher gehen. Wenigstens die Schuhe binden soll mir der Vater.

Als Nakleiner in den Stall trat, staunte er, wie nahe der Vater und der Bauer, und auch der Bruder, beim Rind standen, das ihn zuvor so angebrüllt hatte. Sie waren noch immer in ihr Gespräch vertieft. Sie bemerkten sein Eintreten gar nicht richtig. Außer dem Großem, ihm war es offensichtlich auch zu langweilig, ihm war er sofort aufgefallen. Und Nakleiner hatte auch nur Augen für ihn. Der Große stand so unheimlich nahe an den Hinterhaxen des Rinds und hatte keine Angst vor ihnen! Er bewunderte ihn ein wenig.

„Komm!“

Der Große winkte ihm zu. Doch die weißen, aber auch verdreckten Kuhbeine, von den Hosenbeinen der Männer immer wieder verdeckt, waren Nakleiner zu gefährlich. Er zögerte. Da kam der Große auf ihn zu. An seinen Schuhen klebten gelbe Strohhalme. Das sah aus, als hätte er so große

Füße wie ein wirklich Großer. Wie ein behäbiger Bauer schritt er nun auf ihn zu.

„Hast du Schiss?“

Das war keine Frage. Er packte ihn schnell am Handgelenk und zog ihn in Richtung Kühe. „Nein!“ Er wollte nicht so nahe zu den Kühen, auch nicht mit dem Großen. Nakleiner bockte.

„Ich will nicht.“

Der Große war stärker, der Boden glitschig, die Männer bemerkten nichts. Vielleicht taten sie auch nur so. Jedenfalls redeten sie ununterbrochen weiter. Nur noch einen Meter bis zu den knöchigen Kuhbeinen. Er wird noch über den offenen Schuhbündel stolpern.

Du warst ja so viel stärker als ich.

Nakleiner stellte sich ganz schräg, die Füße voran, so wie dann, wenn sie sich dem Föhnwind, der wütend das Tal hinab blies, entgegen stellten. Der Große war nun hinter ihn getreten, drückte ihm die Fäuste in den Rücken und schob ihn vorwärts. Wie auf Eis rutschte Nakleiner langsam vorwärts. Hilfe! Die Kuhbeine kommen näher. Die schlagen jetzt gleich aus. Mit letzter Kraft stemmte er sich dagegen. Er ließ sich noch mehr in die Schräge fallen. Aber da passierte es. Nakleiner schlipfte aus. Ein Schrei. Hingefallen. In die Kuh hinein? Nein. Die wich etwas zur Seite aus. Aber trotzdem ganz nahe bei ihren Haxen. In ihren frischen Kuhfladen. Schleimiger warmer Kotbrei verschmierte seine Waden, kroch bis in die nackten Kniekehlen hoch.

„Was machst du da?“ herrschte ihn der Vater an und zog mich am Arm von der Kuh weg. Die Kuh stampfte. Mit dem Schwanz wollte sie die Störung an ihrem Hinterteil wegscheuchen. Aber der Schwanz ist ja am Draht angebunden. Der begann jetzt zu wackeln und es entstand ein wetzendes Geräusch.

Der Bruder hat mich gestoßen. Das hatte ich sagen wollen. Du kamst mir zuvor.

„Er ist in die Scheiße gefallen. Er ist ein Stinker.“ – „Bin nicht blind“, wies ihn der Vater zurecht und half ihm aufzustehen. „Kannst du nicht aufpassen.“ – „Der, der, der Große...“ – „Ich wollte ihm nur die Kühe

zeigen.“ – „Er, er, er hat mich ge-ge-ge-stoßen.“ – „Schluss jetzt!“, bestimmte der Vater.

Du hast nur gegrinst. Auf dem Weg zum Brunnen flüsterst du mir „Du Stinker“ ins Ohr. Ich schaute immer wieder um mich. Denn ich hatte Angst, andere könnten sehen, dass Scheiße an mir klebt und die Hosen zwischen meinen Beinen schon wieder nass waren.

Er tut mir ja leid. Er tut mir ja wahnsinnig leid. Er gibt immer alles. Er hat keine Reserven. Er verausgabt sich zu sehr.

Ich brauchte einfach zu warten, bis er müde wurde, und endlich aufhörte, sich mit mir messen zu wollen. Manchmal musste ich ihn stoppen, damit er endlich aufhörte. Ich habe ihn sozusagen angezählt und schließlich zur Aufgabe gezwungen, was allerdings besser für ihn war und ist. Es tönt brutal, aber letztlich tat ich ihm nur Gutes, wenn ich ihm ohne langes Hin und Her einen den Kampf vorzeitig beendenden Nasenstüber verpasste. Das kann man ja falsch verstehen; ich meine das nicht in jedem Fall wörtlich. Und wenn schon, es ist ja nichts anderes als ein pädagogisch sinnvoller Präventivschlag. Man sollte nicht wie ein Löwe kämpfen, wenn man kein Löwe ist.

Immer wollte er mit mir Ringkämpfe machen. Ich nicht, denn was soll ein Kampf, in dem doch der Sieger zum Vorneherein feststeht. Ich wollte ja nie, aber ab und an musste ich doch. Er unterlag natürlich immer. In die Enge getrieben biss er mich, biss zu wie ein gehetzter, in die Enge getriebener Hund.

Manchmal denke ich, dass er immer wieder den Kampf gesucht hat, um endlich zubeißen zu können. So kam es mir jedenfalls vor. Er war der bissige Hund, der in seiner Hütte sitzt und der, wenn sich jemand seinem Haus nähert, zuerst im Dunkel wahrscheinlich die Zähne fletscht, und wenn ihm jemand zu nahe tritt, mit einem Satz herausspringt und zuschnappt und – Achtung – sich festbeißt und nicht mehr so schnell loslässt.

Er beißt sich zu sehr fest.

Er ist ein zu emotionaler Kämpfer. Und er muss kämpfen, sonst ist er nicht der, der er ist. Dumm nur, dass ich immer siege.

Ich bin kein Kämpfer. Ich muss nicht. Ich glaube, ich bin ein Mensch mit Geduld. Ich sage das jetzt nur zu mir. Geduld führt man nicht vor, man hat sie oder nicht. Ich warte und überlege, wie man die unnötigen Aufwallungen wieder glätten, wie man wieder Ruhe herstellen könnte. Ich räume gern auf. Ich bin sozusagen der Aufräumer der Familie. Man kann eigentlich alles aufräumen, auch Gefühle. Ich liebe es, wenn alles wieder seinen Platz hat. Auch die unbedachten Äußerungen, die verbalen Entgleisungen. Ich hasse diese dumme verbale Auf-den-Boden-Spukerei. Oder diese Kaugummi-Kleberei unter den Schulbänken, diese draußen ihm Hof liegengelassenen Mützen und Handschuhe, diese Brotkrümel auf dem Küchentisch, diese Zigarettenstummel am Straßenrand. Ich sah immer gerne den Straßenwischern zu. Und nur allzu gern hätte ich ihnen gesagt, dass sie hier einen Stummel und dort noch ein Suguspapier vergessen hätten.

Das ist wohl das Schicksal des älteren Bruders. Der ist eben da, wenn man ihn braucht. Er vergisst auch nicht, die Türe abzuschließen, nachts vor dem Schlafengehen, wenn die Mutter immer noch nicht nach Hause gekommen ist. Er denkt auch an die Handschuhe für den Kleinen und zaubert sie aus dem Sack, wenn der frierend, jammernd und händeringend im Schnee steht. Jemand musste ihn doch anleiten, wenn wir zum Beispiel allein den Abwasch machen mussten. Er durfte ja noch nicht alles, sonst hätte er noch mehr Geschirr zerschlagen, als er es sowieso schon getan hat.

Ich war für ihn dieser Jemand.

Nein, das nicht. Das ist zu peinlich. Ich schäme mich. Es ist nie geschehen.

Nie. Nie. Und damit fertig. Ende dieser Sendung. Ruhe.

Es nützt gar nicht, dass ich mir sage, daran und daran sollst du nicht denken. Ich liege herum, schließe die Augen und werde von nichts abgelenkt. Die Welt ist draußen und innen ist vorerst nichts. Das gefällt dem Hirn. Es spielt Alleinherrscherin. Da kann es tun, was es will. Es will jetzt unbedingt diese Frage stellen. Warum habe ich noch als Fünf- oder Sechsjähriger dauernd in die Hosen gebrunzt? Und ich kann nichts mehr dagegen tun. Ich muss denken, wie plötzlich die Hose nass war, wie ich die Nässe zwischen meinen Beinen spüre, wie ich den strengen Geruch rieche, wie es begann mich an den Oberschenkeln zu beißen. Ach was. Es ist nichts geschehen.

Eigentlich nichts. Die Hosen sind ja schon beinahe wieder trocken. Und riechen kann ich auch nichts mehr. Aber der ätzende Harn scheuerte die Haut an. Es gab rote Flecken. Die taten weh. Ich konnte nicht mehr rennen. Warum spielst du denn nicht mehr „Schwarzer Mann“? Warum sitzt du einfach nur noch da? Komm wir machen Fangen. Aber warum denn nicht? Es war zum Heulen.

Wieso kam es einfach raus aus mir? Es fühlte sich an, wie wenn es raus müsste. Ich wollte ja nicht. Ich vergaß es beim Spielen.

Manchmal, wenn es geschehen war, wollte ich es zuerst gar nicht wegmachen. Im Gegenteil! Man sollte es sehen. Hätte es mir denn nicht jemand sagen können. Geh wieder mal auf die Toilette oder bronz doch einfach in den Busch hier. Die Mutter, die hätte es sagen sollen. Oder der Große. Ja, der auch.

Aber sie haben nichts gesagt. Und darum ist es halt passiert. Und jetzt haben sie den Salat, bzw. die nassen Hosen. Die Mutter wenigstens, sie hätte es merken sollen.

Und später, als ich es dann doch nicht mehr wollte, da machte ich höchstens noch ins Bett, nicht mehr in die Hosen. Ins Bett. Das kann ja passieren. Aber es passierte oft. Ich weiß auch nicht, warum das immer wieder passierte. Ich musste am Abend vor dem Zubettgehen immer auf die Toilette und war entsetzt, wenn ich es am Morgen bemerkte und versuchte, es ungeschehen zu machen, es zu verstecken. Es gelang mir nie. Sie merkte es immer. Sie schimpfte.

Das waren vielleicht meine geheimen Briefe an die Mutter. Denn die Mutter war immer so weit weg. Ich schrieb ihr Briefe, aber die konnte sie nicht lesen. Mit gelber Tinte. Und die Schrift war ihr zu fahrig. Wie später auch die Lehrer sagten, ich müsse unbedingt schöner schreiben. Man könne ja nicht lesen, was ich meine.

Meine Briefe kamen nie an, ob sie pipigelb, herzrosa oder bittergrün waren. Irgendwas mit der Post musste da nicht funktioniert haben. Denn sie stand vor den Töpfen im Dampf der Küche und wusste nichts von meinen Briefen. Sie guckte in die Kochtöpfe, die waren ihre eigentlichen Kinder, für die sie Sorge trug. Es war schwierig zu ihr durchzudringen, und wenn sie nicht in der Küche stand, um zu kochen, dann lag sie im Bett, um sich vom

dauernden Herumstehen in der Küche zu erholen, und da drang man auch nicht zu ihr durch, weil sie mit ihren Kopfschmerzen eine Mauer um sich gebaut hatte.

Wie ich.

Und wenn sie die gelben Leintücher sah, dann hat sie nur geschimpft, weil, jetzt mach mir doch nicht noch mehr Arbeit als nötig.

Mein Brunzen war so unnötig und so sinnlos, wie meine Kopfgeburten Totgeburten sind.

Mit der Zeit kann man nichts dafür, dass man immer auch an die Handschuhe des Kleinen denkt. Und man kann ja auch nichts dafür, dass man immer gewinnt. Man kann vielleicht ein oder zwei Mal zum Schein verlieren und dann sagen, okay, ich gebe mich geschlagen, du bist stärker als ich, oder gescheiter oder was weiß ich, aber auf die Länge geht das nicht. Das wäre in einem Ausmaß gelogen, als wollte man die Welt auf den Kopf stellen, als müsste nicht ich meinen kleinen Bruder tragen können, sondern er mich. Er kann und konnte mich nie tragen. Ich war ihm zu schwer, unerträglich sozusagen. Ich trug und ertrug ihn und die Mutter auch, vor allem sie. Aber das hat er wahrscheinlich nicht einmal gemerkt. So ist das mit den Kleinen, wenn sie noch klein sind. Und die Kleinen bleiben immer die Kleinen. Sie merken nichts.

Kindheit ist unnötiges Warten. Eine evolutionäre Schwäche. Zum Vergessen. Weshalb sollte man als Erwachsener sich mit seiner Kindheit beschäftigen? Unsinn! Vorwärtsschauen, hinter mir ist ja gerade das, was ich glücklicherweise hinter mir gelassen habe.

Aber ich bin ja kein Idiot. Ich weiß: Leider verzieht sich die Vergangenheit nie ganz. Immer verpestet ihr feiner Verwesungsgeruch die Atmosphäre.

Und dann muss ich zugeben, es gibt auch Gefühle aus der Vergangenheit, die erhalten sich frisch, als wären sie erst gestern geschehen. Sie verwesen wahrscheinlich nie: Das Gefühl, irgendwo dazu zu gehören, bei einer Truppe mitzumachen, dazuzugehören, die einen ohne besondere Vorleistung akzeptierte, wo man sogar geliebt worden ist, besonders geliebt, von der Mutter natürlich, oder von der Großmutter, ihrer Schwiegermutter, die war darauf aus, ihr dabei Konkurrenz zu machen.

Ich sah es gerne, wenn sie mir frische weiße Leintücher übers Bett zog.

Frische weiße Leintücher. Das waren auch Briefe. Die Antwortbriefe dufteten nach ihr.

Manchmal, wenn ich Harndrang habe, dann überfällt mich die peinliche Lust, alles loszulassen und alles Gelbe und Ätzende in mir auszuschütten.

Mich trug die Großmutter. Mich liebte sie.

Sie brauchte jemanden, den sie, ausschließlich sie, lieben konnte. Sie hatte es bei Schwiegertochter und beim Sohn durchgesetzt, mir den Namen ihres tragisch verstorbenen Sohnes überstülpen zu dürfen. Wenn ich auf ihrem Schoss saß, dann saß irgendwie auch ihr verstorbener Sohn mit drauf. Sie gab mir auf jeden Fall das Gefühl ein Auserwählter zu sein. Weshalb, wusste ich als Kind natürlich nicht. Aber das Gefühl, auf ihrem Schoss zu sitzen, war herrschaftlich, ein Privileg, das Erstsitzrecht des Kronprinzen. Sie gab Acht, ihren Schoss ausschließlich für ihren Kronprinzen frei zu halten.

Einmal, die Geschichte springt mich immer wieder an, da wollte auch Prinz Nummer vierundzwanzigtausenddreihundertundneunundachtzig – er hatte doch so keine Chance bei der Königinmutter eine Audienz zu bekommen – auf ihrer Schoss Platz nehmen. Und hier ist die Geschichte vom vergeblichen Versuch des kleinen Prinzen, auch einmal ein Kronprinz sein zu dürfen oder der Kampf um die Mutterschöße:

In der stumpenrauchigen herbstdüsteren Wirtsstube, abends um die sechs, jedenfalls nach Feierabend, weit hinten im Hinterland, sitzt eine bereits weißhaarig, leicht übergewichtige Großmutter, neben sich baut der älteste Sohn der Schwiegertochter (ich!), die wahrscheinlich allein in der Küche arbeitet, mit den Bauteilen aus dem Meccano-Baukasten einen Kran nach. Eine Unterhaltung für intelligente Knaben heißt es groß gedruckt auf dem Deckel des Baukastens, den das große Büblein diesen Sommer von der Großmutter zum 7. Geburtstag erhalten hat.

In der Wirtsstube sitzen vier Männer vor ihrem Feierabendschoppen, aufgetischt von Fränzi, der österreichischen Serviertochter. Pöstler Ruedi im schwarzen Gilet, der oberste Knopf seines nicht mehr ganz strahlend

weißen Hemdes geöffnet, nippt an seinem Zweierli Kalterer. „Aber nicht zu kalt, gell Fränzi“, witzelt er immer. Ruedi lässt immer vorne zur Stirnseite des Tisches einen Stuhl frei. Früher oder später kommt nämlich die Großmutter in die Gaststube, scharwenzelt vor Ruedi, bis er jeden Abend, außer Samstag und Sonntag, da kommt er nicht, sagt, komm, setzt dich doch zu uns. Aber nur kurz, sagt diese, ich muss bald wieder in die Küche, obwohl doch alle wissen, seit sie eine Schwiegertochter hat, muss sie fast gar nichts mehr machen in der Küche, und daher bleibt sie meist bis zum Nachtessen hocken. Ruedi ist der, der redet, die anderen hören ihm zu, als wären sie froh, dass sie nicht reden müssen, denn wenn gar niemand mehr redet, wird's ungemütlich, und wenn die Großmutter dabei sitzt, hat die das Gefühl, sie müsse das Gespräch wieder in Gang bringen, und sagt irgendwas Dummes, einfach damit etwas gesagt ist, und das hält dann der Ruedi nicht aus und rettet sie vor noch größeren Dummheiten, indem er die Schmach zu Boden redet.

Dann Hösli, der Wegmacher, er fällt neuerdings kranke Bäume im Bannwald, stinkt, ist unrasiert, hat eine rote Nase, was niemanden wundert, denn er nimmt seine Chrüter vor dem Abendessen und danach geht es auch nicht ohne weiter. Wahrscheinlich verschnapst er mehr als einen Drittel seines kümmerlichen Gehalts mit Chrüter. Hösli hockt immer irgendwo hinten im Dunkeln – „Da sieht man seine rote Nase nicht.“, zischelt der Ruedi in die Runde – allein auf einer Bank, nie auf einem Stuhl, sagen tut der nichts, nur denken, und auch das ist nicht sicher, aber dafür sieht er alles, nichts scheint seinen rot glühenden Schweinsäuglein hinter der Zigarrenrauchwolke zu entgehen.

Mächler ist groß. Einszweiundneunzig. Einen größeren Lulatsch gibt's hier im Hinterland nicht. Mächler ist über vierzig, kinderlos verheiratet, mit Schnauz und hat's im Krieg bis zum Wachtmeister gebracht. Darauf ist er stolz. Ja, der Aktivdienst. Aus diesem Erfahrungsarsenal schöpft er, wenn er auch mal dran ist mit Etwassagen. Er ist den Deutschen bei Koblenz Aug in Aug gegenüber gestanden, und wenn's drauf angekommen wäre, hätte er nicht gezögert. Man muss schließlich das Vatterland verteidigen. Ich hab's gemacht, aber was haben andere gemacht in dieser Zeit. Gescheffelt. Jawohl. Nichts als gescheffelt und unsereins kann schauen, was noch übrig

bleibt. – Das ist sein Lieblingsthema: Wucherer und Kredithaie, die sich schamlos bereichert haben, während man das Vatterland rettete. Die sind jetzt, nach dem Krieg, geputzt und gestrahlt, und selber weiß man nicht mehr, wie es weitergehen soll. Fast alle Wörter, die er aus sich raus lässt, kommen im Tonfall des Schimpfens daher, als gäbe es in seiner Kehle einen kleinen Farbtopf, in die alle Wörter, bevor sie aus seinem Mund kommen, ins hässliche Giftgrün des Schimpfens eingetaucht würden. Aber Mächler hat auch guten Grund zum Schimpfen. Mächler hat Schulden. Und Mächler weiß, dass auch die Wirtshausbesitzerin Schulden hat, dass sie nämlich die Schulden ihres verstorbenen Mannes geerbt hat. Dieses Dummerchen, hat das Erbe nicht ausgeschlagen, denkt Mächler. Direkt vor dem Krieg hat er noch einen Kredit bei einem entfernten Verwandten bekommen, um seine Autowerkstatt auszubauen. Direkt an der Straße zum Klausenpass mit einer Zapfsäule. Bevor die Sonntagsausflügler auf den Pass fahren, haben sie bei ihm nochmals aufgetankt, weil man ja nie weiß. Das wäre ein Bombengeschäft geworden. Aber dann hat dieser Hitler den Krieg begonnen und Bomben auf Polen und England abgeworfen. Mächler, dieser Dummkopf, denkt Ruedi, so kommt's halt heraus, wenn man keine Zeitung liest. Wer nicht lesen will, muss büßen. Die Grenzen gingen zu, das Benzin wurde knapp; der Preis schoss zwar in die Höhe, aber Mächler profitierte nicht davon, weil sich kaum einer noch eine Autofahrt über den Klausen leisten konnte oder wollte und es schließlich auch kein Benzin mehr gab. Schwarze Ränder an den Fingern, das Erkennungszeichen des Automechanikers, hat Mächler immer noch, obwohl es in seiner Werkstatt kaum mehr was zu tun gibt und er und seine Frau nur überleben, weil s i e in der Stadt Glarus Bääräweggä und Honigtirggel in einer Bäckerei verkaufen darf. Nur mit Kopf und Händen im Bauch seines Opels und im Geruch von Motorenöl und verbranntem Plastik kann er vergessen, dass er drei Raten im Rückstand ist und überhaupt nicht mehr weiß, wie es mit ihm weitergehen soll. Wahrscheinlich muss er alles verkaufen, Haus, Tankstelle, Werkstatt und ab ins Unterland, weil es für ihn nur dort noch was zu schaffen gibt. Aber das wämmer dänn no luegä. (Aber das wollen wir dann noch sehen.), denkt er für sich und streicht sich über den Schnauz.

Ein vierter im Bunde. Kundert der Bauer. Sein Glas mit dem Rotweinschoppen macht die Großmutter immer voller als nötig. Den darf man nicht vertäuben, den muss man bei Laune halten. Denn im Unterschied zu Mächler hat Kundert keine Schulden, im Gegenteil, man schuldet ihm, genauer, Großmutter schuldet ihm immer noch den Gegenwert einer Kuh und drei Kälbern, oder waren's vier?, die er der zum Wirtshaus gehörigen Metzgerei, im Fünfundvierzgi, und jetzt haben wir schon 1953, zum Schlachten gebracht hat. Kundert hat gewartet. Die Schuldzinsen häuften sich. Allzu lange warten will er jetzt allerdings auch nicht mehr. Man muss mal einen Schlusstrich machen können. Er will ja nicht immer dran denken müssen und schließlich ist er auch nicht mehr der Jüngste. Kundert hat krauses, graues Haar und wenn er lacht, sieht man auf eine Reihe von gelblichen Zähnen hinab, denn er ist klein, und er hat ein böses Bein und dazu noch ein weiches Herz. Das weiche Herz hat er, seit er denken kann, und auch nicht viel älter ist der Wille, es sich auszureißen, aber es gelingt einfach nicht. Aber das böse Bein ist für ihn das Problem, das er jetzt dann endlich lösen will. Zahlen sollte sie jetzt dann schon, dann kann ich vielleicht in eine Kur mit meinem bösen Bein. – Ja natürlich, Kundert, das sehe ich ein, aber schau, dieses Jahr lief das Geschäft gar nicht, und du weißt ja, seit der Fritz, mein Mann, tot ist, geht alles nur noch bergab. Der Moritz, mein Sohn, gibt sich ja so Mühe, aber es geht einfach nur wahnsinnig langsam vorwärts und mit dieser Schwiegertochter und ihren zwei Kindern im Haus, verstehst du. – Das versteht der Kundert, das kennt er. Denn in all den Jahren seines Bauernlebens war das so. Immer auf und ab. Mal gab es viel Milch, mal war der Käseberg hoch und der Zieger lief gut. Dann waren die Winter lang und die Sommer kurz, so dass man die Rinder auf der Alp fast einen Monat weniger als üblich sömmern lassen konnte und da magerte der Geldbeutel wieder ab und die Frau jammerte und schimpfte noch mehr als üblich.

Kundert trägt immer schwarze Tschopen mit Aussentaschen, in die er sein Pfeifenrauchzeug verstaut: ein Tabaksäckli, eine Pfeife, in der Form eines gebogenen Fleischerhakens, und ein paar verschieden farbige Pfeifenputzer-Stäbchen. Über Kunderts Körpergröße äußert sich der Mächler prinzipiell nicht, auch wenn ihn der Postruedi immer wieder dazu

anstachelt. Es ist halt jeder so groß, wie der da oben ihn geschaffen hat und das hat man zu akzeptieren. Basta.

Und nun, da die Figuren aufgestellt sind, lassen wir den Film laufen.

Herein höselet der jüngste Enkel und legt der Großmutter die Hand aufs Knie und schaut sie fragend an, denn auch er möchte von ihr emporgehoben werden, erhält von ihr gar den Bescheid „Ja, ja, dich habe ich auch gern.“, erfährt aber trotzdem eine Abfuhr, aber Franziska, die natürlich hinter der Theke stehend alles mitbekommen hat, empfängt ihn mit offenen Armen und hebt ihn zu sich hoch, als hätte sie zum Vorneherein gewusst, wie es ausgehen wird. Franziska! Ausgerechnet. Das weibliche Pendant zu Franz. So hieß Großmutter mit einundzwanzig Jahren tragisch verunfallter ältester Lieblingssohn.

Alle haben das gesehen, alle haben das gehört, alle schweigen. Der ältere Enkel (wie gesagt: ich) hat inzwischen seinerseits die Hand auf Linas Knie gelegt. Und Großmutter ist froh um ein Zeichen, ist froh, dass es etwas zu tun gibt, etwas, das ihren dummen Satz ungehört machen könnte, etwas, um die peinlichen Stille auszuhalten. Und darum zieht sie den Großen zu sich herüber und platziert ihn auf ihren Schoß und fragt: Willst du etwas? Der gibt sich große Mühe, so zu tun, als wäre nichts geschehen, was wahrscheinlich, wie üblich, klappen würde, wenn da nicht der Kleine sein Plärren schier ins Unendliche fortsetzen würde, und darum sagt sie jetzt, und dazu steht sie auf und stellt den Großen (mich) entschlossen neben sich, hält ihn aber an der Hand, fest, die lässt die nicht mehr los und stampft auf den hölzernen Wirtshausboden. „So, jetzt ist aber genug.“ – „Was ist genug?“, fragt da plötzlich eine andere Frauenstimme. Die Stimme hat einen merkwürdig brüchigen Tonfall, einer zwischen Empörung, Vorsicht und gebändigter Entschlossenheit. Die Mutter! Sie hat den Kleinen Franziska abgenommen und mit beiden Armen wiegt sie ihn, hin und her, und redet ihm zu, bis er Ruhe gibt. Niemand sonst sagt oder tut etwas, alle schauen und hören nur zu. Dann blickt die Mutter auf und hin zu ihrer Schwiegermutter. Einen Moment lang stehen sich die beiden Frauen mit ihren lebendigen Waffen gegenüber und blicken sich scharf an. Da glaubt der Ruedi – weil er es nicht mehr aushält und weil ja die Alte schon wieder so etwas Dummes gesagt hat – seine Sätze platzieren zu müssen. Er

schwafelt davon, dass die Großmutter doch beide Kinder gleich lieb habe, aber der Größere halt eine Sekunde vorher auf ihren Schoß gewollt hätte und so weiter. Schlagartig steht der Hösli auf und taucht aus seiner stinkigen Schweigehöhle auf und alle drehen sich um und sind baff, als der zum Pöstler mautzt: Verzapf kein Seich! Knallt sein Münz auf den Tisch, gerade vor die Großmutter hin und stapft ab. So, ich muss jetzt auch, sagt der Mächler sehr prompt und auch für den Kundert ist es schon lange Zeit und da bleibt auch dem Pöstlerruedi nichts anders übrig, als sich auch zu verabschieden. Und nun ist die Großmutter allein. Denn nicht einmal der Große will weiter ihre Hand halten.

Hörst mich? Hörst mir überhaupt zu? Oder bist du eingeschlafen? Muss ich dich schon wieder wachrütteln, damit du mir überhaupt zuhörst. Der du nicht auf mich hören wolltest, wenn ich es wollte! Nun musst du auf mich hören! Ich habe dich an mich gebunden und nun musst du mir zuhören, immer musst du mir zuhören, dein Leben lang. Ach, du bist ja gar nicht da. Meine Geschichten. Meine Beispielgeschichten. Meine Beweisgeschichte. Die hier, Nummer 29, „Das Kalb wird geschlachtet“.

Heute schlachten sie, verkündete die Großmutter. Heute könnt ihr nicht in den Hof. Von der Terrasse aus könnt ihr von mir aus zusehen, wie das Kalb und die Sau angeliefert und ausgeladen werden.

Was sagt die Großmutter uns da! Das hätte sie uns nicht zu sagen brauchen. Das hatten wir längst selber gemerkt. Wir waren ja nicht blöd. Da spannte der Vater den familiären Bogen immer bis kurz vor dem Zerreißen. So nervös war er. Er war eben auch ein Nervöser.

Die Mutter ließ uns raus auf die Terrasse, als wären wir Kälber, die endlich raus aus dem Stall dürfen, und wir rannten sogleich an das hofseitige Geländer. Ja, du, wolltest das Ausladen der noch lebendigen Tiere auf keinen Fall verpassen. Ich wollte es nicht sehen. Oder höchstens vielleicht. Aber für mich gab es ja keine Wahl. Und für das Kalb auch nicht. Es stand schon da und wartete. Im Schatten. An ein Geländer gebunden, nichts ahnend. Der Kubli aus Wiggeln hat es mit einem Strick um den Hals, höchstpersönlich schon am frühen Morgen gleich nach dem Melken bis

hierher geschleppt. Das hatte die Großmutter dem Vater noch nachgerufen. Er war gerade dabei sich zu verkriechen. Niemand wusste genau wohin. Und jetzt folgt dein Lehrer-Auftritt. Jetzt konntest du mit deinem Wissen aufschneiden.

„Das Kalb da kommt zuerst dran“, erklärtest du mir, und ich sagte wie immer, einfach „Ja“, um dich zu bestätigen. „Die Kälber sind schwieriger, das geht länger.“ Du wusstest Bescheid. „Ja.“ „Er haut dem Kalb den großen Schlägel auf den Kopf. Und manchmal trifft er nicht. Und dann muss er nochmal. Und nochmal. Weil, das Kalb hält eben nicht still. Bis es ruhig ist. Endgültig. Ein für allemal ruhig. Verstehst du.“ – „Ja.“ – „Bis es umfällt und ruhig ist. Ich hab’s gesehen durchs kleine Fenster. I c h hab’s gesehen. Man muss es schlagen. Bis es ruhig ist.“ – „Ja.“

Ich schaue dich an. Du hast gerade selber den großen Schlägel dem Kalb auf den Kopf geschlagen. Bis es ruhig ist. D u bist gar nicht ruhig. Du bist erregt. Ich stelle es mir vor. Ich muss es mir vorstellen und ich habe nur Angst. Und wenn ich Angst habe, dann muss ich immer auch denken: Ich muss jetzt für einen ganzen Tag ins dunkle Abstellkämmerchen. Ich habe ja schon wieder ins Bett gemacht. Irgendwann letzthin. Das hatte mir doch das Krokodil ja schon mehrmals angedroht. Hast du mir nicht das, genau das, eben auch angedroht?

Und dann sahen wir zu, wie der Geselle aus dem Haus trat, das Kalb losband und ins Schlachthaus hineinziehen wollte. Möglich, dass das schon genügte, um den Tränenschleier aufzuziehen. So genau weiß ich das jetzt auch nicht mehr.

„Chumm Chueli. Chumm!“ Der Geselle versuchte es zuerst mit sanften Worten. Aber das Kalb stemmte sich mit steifen Knien gegen jeden Schritt in Richtung Schlachthaus. „Das ist, weil das Kalb den Knecht nicht kennt.“ – „Ja.“

Wahrscheinlich stieg dem Kalb schon der Geruch des Todes durch die offene Schlachthautüre in die Nase.

Am Nacken des Kalbes, dort wo der Strick den Hals umschlang, faltete sich die braune Haut zu dicken Runzeln. Da stelltest du dich plötzlich so hin wie der Knecht. Und dann zogst du selber an einem unsichtbaren Strick. Und dann schriest zum Gesellen hinunter: „Hopp Sepp! Zieh! Fester!“ Sepp

schaute hinauf und grinste: „Kommt doch runter und helft mir.“ Aber er wartete die Antwort nicht ab. Er band das Kalb wieder an die Eisenstange und verschwand im Haus.

„Es will nicht. Aber du wirst jetzt schon sehen, was passiert“. – „Ja.“

Mir war wahrscheinlich schlecht vor Ekel und vor Angst geworden. Und darum hatte ich mich abgewandt und ich war bereits auf dem Weg hinüber auf die andere, die Straßenseite der Terrasse. Dort wollte ich versuchen, die Markennamen der vorbei fahrenden Automobile zu erraten. „Wohin willst du? Bleib da! Komm zurück. Du kommst jetzt zurück.“ – „Nein.“ Du hast mich angeherrscht. Das weißt du nicht mehr? Wirklich! Dann hör zu, was du machst. Hör es dir an.

Ich rannte, so schnell ich konnte, die letzten Schritte zum Geländer auf der Straßenseite. Ich hielt mich am Geländer fest. Ich starrte auf meine Fäuste, und beschwor sie. Nie loslassen, ja nie loszulassen! Alles an mir begann sich zu klammern. Die Kiefer drückten die Zähne fest aufeinander, als müssten sie wie ein Schraubstock ein Eisenstück unverrückbar festhalten, die Lippen waren so sehr aufeinander gepresst und verschlossen wie mit einem Reißverschluss, das Kinn drängte zur Brust hin, die Knie quetschten sich aneinander, als müssten sie dort zusammenwachsen. Dann tratst du hinter mich, fasstest mich um den Bauch und zogst. Die Fäuste hielten stand. Ich bin das Kalb. Das Kalb! Ich geh nicht vom Fleck. Wie das Kalb. Und du, du rissest an mir, wo du nur konntest: an den Armen, an der Brust, an den Beinen, am Hals, an den Haaren. Es nützte nichts. Ich hielt mich am Geländer fest, als wäre ich damit verwachsen. Da tratst du schließlich neben mich und schmettertest mir deine Handkante auf den Handrücken. Ich jaulte auf und ließ reflexartig das Geländer los. Jetzt war ich dir ausgeliefert. Erst jetzt begann ich richtig zu heulen. Das schien dich nicht zu kümmern, du schleiftest das heulende Elend in Richtung andere Seite der Terrasse. Doch ich war noch nicht am Ende. Plötzlich ertönte ein Wutgeheul aus mir, aus meinem Munde. Ich wusste gar nicht, woher das kam. Und dann hast du geschrien. Und du musstest meine Hand loslassen. Ich hatte dir in die Hand gebissen. Du starrtest entsetzt auf die Druckstelle, die meine Schneidezähne auf deinem Handrücken hinterlassen hatten. Dann packte dich die Wut. Deine kräftigen Fäuste schlugen ziellos zu. Ich wich zurück, stolperte, fiel

zu Boden und schlug hart auf den Hinterkopf. Du hocktest auf mir und holtest mit der rechten Faust aus. „Nein! Nein!“, wimmerte ich. Du wolltest sie mir ins Gesicht schlagen. Die Faust. Doch dann hieltest du inne.

Da war etwas, das dich abhielt. Ich bildete mir später ein, ich sei es gewesen, etwas in meinen Augen. Du wusstest plötzlich selber nicht mehr, warum du das alles getan hattest. Du schämtest dich. Ein Gefühl maßloser Sinnlosigkeit überkam dich. Ich weiß das, denn ich habe dich genau beobachtet, von unten. Aber, was weiß ich denn, was du denkst?

Du standst auf. Du gabst mir die Hand. Du zogst mich hoch. Und du strichst mir den Staub und die Sandkörner von den Kleidern, wie die Schwinger das Sägemehl ihren Unterlegenen. Ich blutete am Hinterkopf. Da nahmst du dein Taschentuch aus der Hosentasche und wischtest das Blut ab. Bevor du es wieder in den Hosensack stopfstest, starrtest du auf den Blutfleck. Dann traten wir zusammen ans Geländer und blickten in den Hof hinunter. Das Kalb war weg.

So war das. Du und ich. Oder ungefähr so. Es ist ja schon lange her. Das Gedächtnis hat Löcher. Beim Erzählen stopft man sie zu, ohne es zu wollen. Aber was wollte ich schon wieder beweisen? Behauptung vergessen. Macht auch nichts.

Als wir in die Stadt zogen, hatte ich lange Zeit das Gefühl, man hätte versäumt mir zu sagen, dass es das auch hier gibt: das Schweigen. Auf irgendjemanden war ich böse. Das hätte man mir doch sagen müssen. Das gibt es hier noch viel mehr. Da flucht ja keine Vater mehr, da schimpft keine Großmutter mehr, da empört sich keine Mutter mehr.

Dann glaubte ich, man habe das absichtlich unterlassen, um mich zu prüfen, ob ich schon ein bisschen reifer geworden wäre. Besonders die Mutter sagte zu vielen Leuten, seit wir in Zürich wohnen, ist er sehr viel reifer geworden. Reifer? Ich wusste nicht genau, was reifer hieß. Älter? Aber dazu habe ich ja nichts getan. Es musste etwas sein, das mein Verdienst war. Aber weil jetzt das unendliche Schweigen gekommen war, dachte ich, reifer sein hieße, das Schweigen aushalten können. Arbeiten und schweigen. Resten essen und schweigen. Mach den Abwasch und dann seid ruhig. Seid jetzt ruhig und geht ins Bett. Ich brauche Ruhe. Ihr Schweigen war unser Schweigen.

Jemand hätte mir wenigsten sagen können, warum von jetzt an keine Fragen mehr beantwortet würden, warum geschwiegen werden soll. Der Vater, wenigstens. Der hätte es mir sagen müssen. Aber der schwieg eben auch. Dem hatte es die Stimme verschlagen. Der sagte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr. Der stellte für eine Zeitlang das Sprechen mit uns Kindern ein. Ich nehme an, er schämte sich. Aber auch sonst, sagt nie jemand das, was wir gerne hätten verstehen wollen. Warum wir plötzlich keine Familie mehr waren, dass wir ausziehen mussten aus dem Haus der Kindheit, dass der Vater wegblieb, die Mutter allein mit uns war, dass die Großmutter zum Vater zog? Es geschah einfach. Sie taten es schweigend, verbissen. Der Bruch hatte sie allesamt stumm gemacht. Wände aus Wut, aus Verzweiflung, aus Scham, aus Schuld bauten sie um sich herum auf. Jeder wollte mit seinem Gefühl allein sein. Also ließ man auch mich und auch den Kleinen allein, umgab uns ebenso mit einer Mauer des Schweigens. Das war jetzt das Schweigen dem man also auch Reife sagen konnte. Ich sehe es jetzt beinahe in jedem Gesicht.

Das andere Schweigen blieb zurück im Tal, bei den langen Wintern, bei den undurchdringlichen Gebüsch der Nacht auf dem Berg, bei der grünen Flut des Wassers, in der mein kleiner Bruder beinahe ertrunken wäre.

Man muss das Schweigen brechen. Man müsste sie zum Sprechen bringen. Die Mutter, den Vater. Man? Schon wieder man. Ich! Ich muss sie zum Sprechen bringen. Ich muss sie dazu bringen, dass sie ihre Geschichte erzählen. Soll doch jeder seine Geschichte erzählen können!

Ich würde zum Beispiel zuerst den Vater fragen, warum er damit einverstanden war, ein Metzger zu werden, weil er es doch so offensichtlich nicht wollte. Und dann würde er seine Geschichte erzählen, obwohl ich doch diese Geschichte, die Geschichte von Moss, schon kenne, denn er hat sie mir schon einmal erzählt. Als ich ihn das letzte Mal besuchte. Ich besuchte ihn allein, der Kleine wollte um keinen Preis mitkommen. Da schwieg er nicht. Vielleicht weil wir zu zweit waren. Keine Mutter, keine Großmutter. Bin ich der einzige, dem er seine Geschichte erzählt hat? Aber es wäre gut, wenn er sie ein zweites Mal erzählte. Der Kleine müsste dann natürlich auch dabei sein, der kennt sie ja nicht. Und auch die Mutter, die müsste auch zuhören.

Aber man sollte nicht nur zuhören müssen, nein, jeder dürfte seine Geschichte erzählen. Und wir dürften nicht mehr auseinander gehen, bevor jeder seine Geschichte erzählt hat. Und es gäbe auch die eiserne Regel, dass nie irgendjemand etwas sagen dürfte, während einer erzählt. Sie müssten sich die Geschichte zuerst anhören, ganz, und wäre sie auch noch so grauenvoll, so trostlos oder voller Vorwürfe.

Aber es gab nicht nur die Wir-Geschichten. Bei einigen Geschichten war er nicht dabei. Wenn er nicht dabei war, dann war ich allein. Ich hatte keine Freunde. Als Kind. Da war der Große sowieso mein Alles, mein Beschützer, mein Retter, mein Lehrer, mein Freund und mein Feind. Als ich mir den Schädel aufriss, da war er zum Beispiel nicht dabei. Da war nur ich. Und Dinge. Die waren auch da. Die waren immer da. Ich und die Dinge. Wir hatten manchmal Streit miteinander. Immer wieder gab es Dinge, die zur falschen Zeit am falschen Ort waren. Das ist kein Witz. Sie haben einen anderen Plan als ich. Sie durchkreuzten meine Pläne. Aber nein, da ist nicht wahr. Ich hatte noch gar keine Pläne. Damals. Vielmehr, ich hatte Zeit. Ich hörte zu. Es war meine Zuhörzeit. Ich hörte ihnen zu. Den Bergen, vor allem ihnen. Wenn ich auf ihnen war, denn mussten sie mir zuhören. Unten im Tal, da waren sie über mir. Und ich schaute zu ihnen hinauf. Ich kannte sie und jeden Morgen waren sie da und ich sagte guten Tag, ihr Riesen. Sie waren immer da. Sie kannten mich auch und sie standen still, im Kreis um mich herum. Sie passten auf mich auf. Ich musste immer zu ihnen hinaufschauen und hören, was sie mir sagten. Aber es musste still sein, ganz still.

Ich war nun ein Schulkind, ging in die erste Klasse und kam unter eine Lawine von unbekannten Wörtern. Von jetzt an durften die Wörter aber nicht mehr einfach so in mir herumstreuen. Ein ganzes Heufuder neuer Wörter. Der Lehrer fragte mich und auch die anderen Schüler nicht, ob ich die vielen neuen Wörter auch haben wollte. Sie wurden einem einfach über die Schulbank gereicht in Büchern oder sie standen an der Wandtafel und man musste sie auf die eigene Schiefertafel schreiben. Die Schiefertafel hatte Linien. Darauf hatten jetzt die Wörter zu stehen. Und einräumen musste man die Wörter, in Kisten aus verschiedenen Farben und darauf

standen auch wieder Wörter, und die Wörter hatten plötzlich einen genauen Platz. Ich musste ihnen Platz geben. Das war seltsam. Ich kam plötzlich beim Denken ins Stocken und fragte mich, ob ich es richtig machte. Und diese Frage musste ich jetzt auch immer noch beantworten. Es gab plötzlich viel mehr zu denken als je zuvor.

Aber ich dachte auch viel mehr als zuvor, seit und weil die Mutter und der Vater weg waren und wir nicht mehr in der Gastwirtschaft lebten. Das war aber ein anderes Denken. Das war nicht das Wörter-in-Kisten-Einfüllen-Denken. Das war eher noch das Obdachlosen-Vagabundier-Denken, wo die Wörter auch bei Wind und Wetter draußen bleiben müssen.

Einmal an einem heißen Sommertag hieß mich die Großmutter im Dorfladen Brot holen. Seit den Sommerferien wohnten wir mit ihr in der Fabrikantenvilla, nachdem das Wirtshaus und die Metzgerei aufgegeben werden mussten. Die Mutter hatte den Vater verlassen, oder der Vater die Mutter, jedenfalls der Vater war auch weg. Was weiß ich, wo der war.

Die Fabrikantenvilla befand sich einen Gehweg von nicht einmal zehn Minuten außerhalb des Dorfes. Ich schwatzte auf meine Großmutter ein: Der Bruder ist doch jetzt einmal dran mit dem Brotholen, nicht immer ich. Aber aus dem Krötenhals der Großmutter quakte es: Nein, Nein, Nein. Mein Protestgeheul prallte an ihr ab. Es erstarb an ihrem dumpfen Fleisch. Sie war mein unbesiegbarer Fleischberg. Ein Teufelsbraten. Der Braten war mit Fett gespickt. Die Fettspickel waren aus Neidgeifer gegen die Mutter und aus Schleimliebe für den Großen. Das war richtige Abgötterei. Das ist nicht gerecht, dass immer ich. Hör doch auf mit dem blöden Zwängen und dem „halbschuhnigen Auf-den-Boden-Stämpfeln“. Da gab ich es auf. Das war der klare Beweis. Sie mochte mich nicht. Ich sie auch nicht. Nie mehr will ich auf ihren Schoss steigen, auf diesen unappetitlichen, fetten, mächtigen und parteiischen Fleischkloß, den jemand mit dem Hackbeil vierteilen soll!

Im Vorbeigehen wollte ich Marie und Bari besuchen. Der gehörte jetzt auch nicht mehr zu uns. Der gehörte jetzt zu Marie, der Nachbarsfrau. Die Familie hatte es zersprengt. Wie ein Stein, der von weit oben, vom Gipfel auf einen Felsen fällt. Wo der Vater gerade hinflog, wusste ich nicht. Und auch von der Mutter wusste ich nicht genau, wo sie und wie sanft sie

gelandet war. Irgendwo in Zürich, was eine Stadt war. Aber die konnte ich mir nur schwer ausmalen.

Ich wusste überhaupt nicht, was eine Stadt ist. Glarus ist keine richtige Stadt, sagte der Bruder. Die hat man ja in einer Viertelstunde schon durchmarschiert. Er wollte später ein militärischer Marschierer werden. Es gibt drei Bäckereien und zwei Cafés und ein Hotel und viele graue Häuser und eine Hauptstraße hindurch und ein paar Autos mehr als hier hinten am Ende des Tals. Und ein paar Frauen haben ein ganz bleiches Gesicht. Das sieht aus wie bleich gemacht. Die können dann sagen, ich wohne eben in einer Stadt, das ist mein Stadtgesicht. Das sagt alles der Große, der wirklich sehr viel mehr Bescheid weiß als ich.

Wahrscheinlich geht jetzt also die Mutter bleich im Gesicht in den Straßen mit viel mehr Autos als hier herum. Wenn ich abends allein im Bett liege, versuche ich mit ihr zu reden. Aber weiter als „Mutter, wo bist du?“ komme ich nicht. Denn da strömen sie schon heraus. Es würgt mich, dass sie nicht zum Gutenachtkuss kommt. Erklärungen über die plötzliche Trennung gab es keine. Es wurde in der Zeit kurz bevor sie sich in verschiedene Richtungen zerstreuten, überhaupt viel geschwiegen. Nur zwischendurch gab es plötzlich anschwellendes lautes Gekeife und Geschrei. Das drang durch alle Wände wie der Herbstwind, der den Winter ankündigt. Dann wieder Schweigen wie jeweils am Morgenessen vor dem Schlachtmorgen.

Alles wurde anders. Wir wohnten jetzt nicht mehr im Dorf. In der Nacht sah ich aus einem der Fenster auf die Lichter des Dorfs. Ich kam mir vor wie ein grünes Marsmännlein. Vielleicht gibt es auf dem Mars menschenähnliche Wesen, sagte der Große. Man weiß es nicht genau. Einmal werden wir mit einer Rakete dort hinauf gehen und dann wissen wir es. Das Marsmännlein schaut von außen, von dort, wo die Welt kalt und leer ist auf uns herab und schüttelt den Kopf über die dummen Menschen und überlegt, wo es hinwill. Dort, diese Lichter in der Ferne, dort ins Warme, da will es hin. Dort, wo auch ich hingehöre. Oder jetzt nicht mehr?

Und der Mond über dem Dorf, zu wem gehört der jetzt, zum Dorf oder zu mir?

Fast jeden Abend, wenn es schon dunkel war, schaute ich zu den Lichtern des Dorfs. Und jedes Mal hatte ich das Gefühl, die Lichter leuchteten ein

wenig blasser als das letzte Mal oder sie würden von noch weiter weg scheinen.

Und einmal geschah es dann, dass ich dachte: Ich blicke auf mein anderes Leben, auf meine erste Kindheit zurück. Dort hinten ist meine Vergangenheit. War das ein mächtiger Gedanke! Der sauste mir durch die Nase und um die Ohren und ich erschrak und musste tief seufzen. Ich kam mir wie geteilt in zwei Hälften vor. Wie die zwei Kalbhälften im Schlachthaus. Die eine Hälfte ist dort und die andere hier. Aber ich war auch stolz auf mich, dass ich diesen Gedanken hatte denken können. Den Stolz konnte ich mit niemandem teilen. Und darum verschwand der auch wieder sehr schnell.

Ich ging also Brot holen. Ich stapfte auf der Landstraße auf das Dorf zu. Vor mir standen die Häuser. Erstaunlich. So hatte ich sie noch nie gesehen. Die meisten Häuser waren einstöckig und von einem breiten Dach bedeckt. Das sah aus, als müssten sie sich vor den riesigen Bergen in Acht nehmen. Sie duckten sich.

Wenn im Winter der Himmel die Erde mitten in der Nacht mit einer dicken weißen Schneehaut überzog, dann versanken die Häuser, die etwas abseits, auf der ansteigenden Wiese standen, so sehr im tiefen Schnee, dass es aussah, als hätten sie ihre breite weiße Dachkappe tief ins Gesicht hinab gezogen und einen weißen Schal bis über die Nase gebunden, so dass gerade noch die Stubenfenster verwundert in die überall verwandelte weiße Welt blickten.

Aber jetzt war Sommer. Überall grüßten mich die bunten Blumen und die grünen Gräser auf den Wiesen neben der Straße. Ich fand, sie wären fröhlich und grüßten mich und ich grüßte sie zurück: Grüß dich du Hasengras, du Wiesenhafer, ihr Zittermänner, du Vergissmeinnicht, du Schwarznessel, ihr Margeriten, du roter Klee, ihr Bergminzen, und du roter Schnittlauch und du tiefsinnige dunkelblaue Hyazinthe, und du rotes stolzes Männertreu und noch viel mehr. Ich hätte mich am liebsten zu ihnen gelegt. Wir kannten viele Blumen mit dem Namen. Die lehrte mich die Mutter. Ich ging auf der linken Straßenseite. Das muss man. Das sagten die Großmutter und auch der Große. Dann siehst du die Autos, die auf dich zufahren, und kannst ausweichen. Auf der rechten Seite war ein breiter Hag mit eisernen Pfosten

und Längsröhren. Da konnte man nicht so gut ins Gras greifen. Darum ging ich sowieso lieber links. Und ließ die Hand über die Zittergräser und den Wiesenhafer gleiten. Die streichelten mich bis hinauf ans Herz.

Aber da kam ich schon zu den Häusern. Und da war schon wieder etwas, was ich so noch nie so gesehen hatte. Fast alle Häuser haben ja einen Vorgarten. Wir hatten ja keinen Vorgarten beim Restaurant und bei der Metzgerei. Wir hatten die Terrasse und den Hinterhof. Da kam das Schlachtvieh an. Das war kein Garten. Da waren nur Steine und eine Stange und Stricke. Damit band der Bauer die Kälber an, die auf das Schlachten warteten. Aber das wussten die nicht. Oder vielleicht doch. Aber mit Kühen konnte ich nicht reden. Ich hatte Angst vor ihnen. Sie waren Schlachtvieh.

Einige der Häuser standen direkt an der Talstraße. Da sah man den Garten nicht, der lag eben hinter dem Haus. Aber bei den meisten Häusern, war es so: Wer zur Haustüre will, muss durch den Garten. Hinter der Tür, da wohnten der Köbi oder die Elsi und so weiter. Der Weg dorthin geht ja mitten durch einen Garten mit Gemüse und Blumen. Habe ich gar nicht gemerkt, bis jetzt. Aber jetzt sah ich alles.

Im Garten der Schneiders gab es viel Grünzeug: Kopfsalat, Kohlrabi, Krautstiele, Kresse und Rüben. Die Namen des anderen Grünzeugs kannte ich nicht. Und jetzt war ja auch die Mutter nicht mehr da, die es mir hätte sagen können. An den Beeträndern und zum Haag hin standen rote, gelbe, sogar blaue Blumen. Schön sieht das aus. Das war wohl alles schon immer so gewesen. Aber dass das schön war, das fiel mir erst jetzt auf. Das Schöne ist scheu und versteckt sich.

Höchstens, dass unsere Wirtshausfenster in der Sommerzeit mit Geranien geschmückt wurden. Das kannte ich. Im Frühling stiegen wir zu dritt, die Mutter, der Bruder und ich in den Keller hinab. Wir trugen die Blumentröge mit den abgeblühten und vertrockneten Geranienstielen zu zweit hinauf. Dann nahmen wir die verdorrten Überresten ab. Dann schnitten wir die Stiele ab. Und dann stopften wir frische Erde in die Töpfe. Das war Frauen- und Kinderarbeit. Die Frauen im Dorf sagten zueinander: Es gibt immer etwas zu tun. Das war so eine Arbeit. Und sie sagten auch solche Sätze wie: Hast du schon die Salatsetzlinge hineingemacht? Nein, ich warte noch, es könnte ja nochmals kalt werden? Die kalte Sophie ist noch nicht vorbei.

Ach, das ist doch Hokuspokuszeugs, im Radio sagen sie, es bleibt schön und warm über den Sonntag.

Die Gärten wollten sie unbedingt in kleine Schmuckkästchen voll der Edelsteine ihres Fleißes verwandeln. Da durfte die Mutter nicht hintanstehen. Wenigstens mit den Geranien.

Aber jetzt, war sie so weit weg. So unglaublich fern. Irgendwo. Dort in der fernen Helle. Dort vorne, wo es hinaus aus dem Tal geht. Trägt sie dort auch ihre blau karierte Schürze und kneift sie dort auch vor Anstrengung die Lippen zusammen? Hantiert sie dort auch in einer Küche unter Dampf mit Kellen und Töpfen und streicht mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne? Das habe ich nämlich gesehen. Wenn ich sie suchte in der Küche und wenn ich wartete. Bis sie dann endlich zu mir hinunter sah. Zu mir, den sie oft lange nicht bemerkte. Sie war so sehr beschäftigt. Ich konnte sie lange beobachten. Ich hatte den Mantel an, der unsichtbar macht. Dann sah sie mich doch. Und dann öffnete sich ihr Mund. Und sie lächelte und sie hob mich hoch und sie küsste mich.

Schon wieder die Tränen. Ach, würde das doch jetzt gerade geschehen! Aber ich wischte schnell die Tränen ab und wollte, dass sie niemand sah. Ich hatte nicht Angst vor dem Bruder. Nicht vor seinem Verhöhnen: Du Heulbubi. Der sah mich ja jetzt nicht. Aber ich war jetzt schon bald ein Jahr lang in der ersten Klasse. Und in der ersten Klasse durfte man höchstens noch bei ganz großen Schmerzen heulen. Und nachts im Bett. Da sah es niemand. Und da hörte es niemand.

Der Laden zum Brotholen befand sich auf der anderen Seite des Dorfes. Geradewegs dort, wo das Dorf bereits wieder aufhörte. Ach, was ist das doch für ein kleines Dorf! Man kann in weniger als hundert Schritten durch es hindurch gehen! Bis auf hundert konnte ich schon zählen.

Mir presste es nicht. Sollen die doch warten, bis sie Brot fressen können. Ich wollte auf jeden Fall noch bei Marie vorbei und nach Bari schauen. Seit wir nicht mehr im Wirtshaus wohnten, sahen wir ihn nicht mehr so ohne weiteres.

Da passierte es. Ich ging auf unser Haus zu. Da meinte ich für einen ganz kurzen Moment lang, ich wäre dabei nach Hause zu kommen. Aber unser Wirtshaus stand leer und verlassen da. Niemand kam mir die Straße entlang

entgegen. Zwei Holzlatten kreuzten das große Schaufenster der Metzgerei. Ich stand davor. Wie ein Ross, das wartete, aber scharf beobachtet wurde. Aber ich sah niemand. Kein Auto, aber auch kein einziges Fahrrad oder sonst ein Fahrzeug war davor geparkt. Niemand, der auf mich sah.

Es wollte niemand einen Zweier Roten oder einen Schluck Kräuterschnaps haben. An der gläsernen Oberseite der Türe war ein großes Stück Papier mit einigen von Hand geschriebenen Worten angebracht. Ich versuchte zu lesen. Wir waren in der Schule bis zum Buchstaben G gekommen. Aber ich musste enttäuscht aufgeben. Die Buchstaben waren von Hand geschrieben. Das machte sie unlesbar für mich. Es war ein längeres Wort. Davon konnte ich einige Buchstaben entziffern. Es begann mit einem großen L. Den kannte ich auch schon. Der war ja ganz einfach. Löli, Lumpen. Lachen. Lesen. Den hatte mir der Große schon lange gezeigt. Keine Ahnung, was das Wort bedeutete. In der Schule lernte ich eifrig die Buchstaben. Ich hätte gerne schneller vorwärts gemacht mit den übrigen Buchstaben. Schneller als die übrigen Schüler. Der Große hatte sie mir ja schon gezeigt, fast alle. Ich hatte auch den Lehrer schon mehrmals gefragt. Könntest du mir nicht schon einen neuen Buchstaben geben? Es heißt „könnten Sie“ und nicht alle sind so schnell wie du und du musst dich in Geduld üben. Er sagte „in Geduld üben“ und nicht „Geduld haben“. Lehrer reden so. Aber das war sehr schwer für mich. Das mit der Geduld üben. Ich hatte keine Geduld und darum konnte ich sie auch nicht üben. Und als Strafe für meine Ungeduld verbot mir der Lehrer, mit der linken Hand zu schreiben. Das stimmt vielleicht nicht. Aber es kam mir so vor. Aber mit der rechten Hand geschrieben waren meine Buchstaben schrecklich krumme und lottrige Schrumpelmännchen. Die kann ja wirklich kaum jemand lesen. Nicht einmal mehr ich. Und darum musste ich sie rechts üben. So lange, bis die Buchstaben gerade und aufrecht standen. Da waren dann die anderen Schüler auch soweit. Und wir bekamen alle zusammen den nächsten Buchstaben.

Ich trat näher zum großen Fenster. Mit den Händen formte ich einen Gucktunnel. Es dauerte eine Weile, bis ich etwas erkennen konnte: die Türen zum Schlachthaus und zum Kühlhaus, einen Spiegel, die weißen Kacheln, Kartonschachteln, ein angelehntes Brett, an dem ein dicker Nagel,

der glänzte, herausstand, ein Messer zum Ausbeineln, das ist das Fleisch vom Knochen wegschneiden, da kenn ich mich aus, ein vertrockneter Wurstzipfel, eine fast ganz aufgebrauchte, weiße Papierrolle aus der Landekasse – die hätte ich gerne für mich gehabt, zum Verkäuferlisspielen, der Verkäufer ist ein Kaufmann, wenn man es Hochdeutsch sagt, glaube ich, oder zum Buchstabenschreiben könnte ich die Papierrolle gebrauchen.

Da hatte ich ganz plötzlich das Gefühl, es würde jemand hinter mir stehen. Ganz schnell blickte ich um mich. Aber es war niemand da. Niemand hatte mich beim Gucken beobachtet. Ich wartete am Straßenrand. Ein grauer Käfer fuhr ratternd vorbei. Dann überquerte ich die Straße und trat ins Haus von Marie hinein. Die Türe stand offen. Bei uns im Dorf standen die Türen der Häuser immer offen. Nur in der Villa will die Großmutter das nicht. Im dunklen Gang roch es nach Bari und säuerlichem Essen. Nach Sauerkraut. Ich liebte Sauerkraut mit Rippli. Maries Mann war kein Bauer. Er arbeitete weiter vorne im Tal in einer Fabrik. Der war nur selten zu sehen. Den kannte ich wenig. Kein Geräusch, keine Stimmen, kein Kratzen von Baris Pfoten auf dem Steinboden. Das hätte ich doch jetzt hören müssen. Von weit hinten im Gang, im Dunkeln. Dort sitzt der Bari auf seinem Schlafplatz aus Jutesäcken. Und der müsste doch jetzt aufstehen und nach vorne kommen und mich beschnupern.

Niemand da.

Das war unheimlich. Keine Sekunde wollte ich länger in diesem Geisterflur stehen bleiben. Draußen überquerte ich abermals die Straße und rannte schnell bis zum Brunnen. Hier hat sich Onkel Max eine Lungenentzündung geholt, als er noch klein war. Und daran ist er gestorben. Das erzählt die Großmutter. Sie bekommt immer eine beschlagene Brille, wenn sie das erzählt. Da wird auch ihr ein Tränenschleier herunter gezogen. Was ist eine Lungenentzündung? Ich konnte mir aus den Wörtern Lunge und Entzündung keinen Reim machen. Wie kann man sich von etwas Kaltem wie dem kalten Wasser des Brunnens sozusagen das Gegenteil, ein Feuer, holen? Was soll denn am Wasser so gefährlich sein? Ich tauchte beide Arme bis fast zu den Schultern ins kalte Wasser und stöhnte. Ah! Die Abkühlung tat gut. Nun auch noch der Kopf! Aber dazu musste ich auf den Brunnenrand knien. Vorsichtig bog ich den Rücken und schob den Kopf

langsam gegen das Wasser vor, zuerst tauchte ich die Haare, dann allmählich, ruckweise, den ganzen Kopf ins Wasser. Die Kälte biss zu. Dann umfing mich eine tiefe Stille. Für einen Moment lang war ich in einem weit weg liegenden Land. Plötzlich spürte ich, wie mich jemand am Hosenbund zurückhielt. Sofort tauchte ich auf und drehte mich um. Das Wasser troff mir von den geringelten Haaren übers ganze Gesicht, die Backen, den Hals und den Nacken hinunter auf die Brust, den Rücken, ins Hemd, ja bis unter die Hosen, als ich staunend in das besorgte Gesicht Maries blickte. Auch Bari neben ihr guckte mich besorgt an.

- Wo willst du denn hin?
- In den Laden. Brot holen.
- Und da geht der Weg durch den Brunnentrog?

Ich strahlte sie an wie ein Glückselig und wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen. Aber ich war ja über und über nass.

- Nimm Bari mit bis zum Laden. Schick ihn dann einfach nach Hause.
In den Laden hinein darf er ja nicht.

„Komm wir wollen Kirschen pflücken.“, sang ich Bari vor und hüpfte mit ihm davon, bis wir an der Ladentüre angelangt waren.

- Du darfst nicht mit hinein mitkommen. Nein. Das will die Ladenfrau nicht. Nein. Geh jetzt wieder heim.

Ich gab Bari einen Klapps auf den Hintern und deutete mit der rechten Hand auf Maries Haus. Ich blieb stehen und sah, wie er davon trabte. Einmal blieb er stehen und sah zu mir her. Dann betrat ich den Laden.

Mit dem Öffnen schlug auf wundersame Weise eine Glocke an, deren helles Klingeln den ganzen Raum erfüllte. Ich war allein. Erwartungsvoll blickte ich auf die Glastür. Aus der musste die Ladenfrau kommen. Nichts geschah. Die Ladenfrau kam nicht aus der Tür. Hinter der Scheibe auf der anderen Seite der Türe war ein beiges Tuch gespannt, mit Falten. Die Falten sah ich viel zu lange an. Sie kam einfach nicht. Vielleicht schläft sie ja im hinteren Zimmer und hat das Klingen überhört.

Ich ging gern in den Laden. Hier roch es so anders, so wie nirgends sonst. Es roch nach Essig. Der kitzelte angenehm auf der Zunge. Aber dann kratzt er im Hals. Wer kann mir das erklären. Erklären war jetzt ein wichtiges Wort für mich geworden. Der Lehrer fragte das: Wer kann mir das erklären.

Es tönte wie eine Frage, war aber mehr als eine Frage. Es war schon fast ein Befehl. Da hinten steht das mulmig riechende Rapsöl. Es ist durchsichtig und tropft schwer. Und da haben wir den räßen Käs. Es ist ein nicht mehr allzu großes Stück und wartet unter einer Glasglocke. Wenn man die hochhebt, dann stinkt er. Aber es duftete auch manchmal herrlich nach Kaffee. Besonders wenn er frisch von der neuen Elektromaschine gemahlen wird. Die macht einen riesigen Krach. Da versteht sich niemand mehr im Laden. Sie ist vorlaut, würde der Lehrer jetzt sagen. Alle müssen warten, bis die Maschine fertig gemahlen und geschrien hat. Daneben sind die großen Kernseifen wie kleine gelblich-weiße Ziegelsteine aufgeschichtet. Und gleich darunter steht die flüssige Seife in einem Bottich. Die Seifen riechen natürlich alle sauber. Und natürlich duftet es nach Brot. Nach kleineren, blonden und braun gekrusteten Weißbrotten oder nach dunkleren zwei bis fünf Pfündern. Die warten sauber getrennt auf dunkelblau bemalten Gestellen auf ihre Abholer. Ich trete einen Schritt näher zu den Essiggurken. Die schwimmen in einem Glas von der Größe eines mindestens doppelten Bierhumpens mit einem runden Deckel. In der Mitte des Humpens ist eine gläserne Kugel als Griff.

Ich kannte all die Dinge, die man kaufen konnte. Die gab es nämlich auch im Haushalt der Mutter und selbst im Haushalt der Großmutter. Aber niemals in dieser großen Zahl und so schön aufgeschichtet. Außer die Fleisch- und Wurstwaren. Die gab es ja nur bei uns. Aber unser Laden war ja jetzt zu. Alle im Dorf mussten sich nun Fleisch und Wurst im Nachbardorf besorgen.

Mir fehlte der Reigen hängender knotiger Würste und rundlicher Schinken. Ich vermisste, wie das tiefrot schimmernde Rindsfleisch neben den helleren Schweinekoteletts, den prallen Aufschnittwürsten, durchzogen von schwarzen und grünen Sprenkeln, (Das waren die teuren Pistazien, die der Vater vor uns versteckt hielt, weil wir sie ihm sonst wegstibitz hätten.) dem zart rosa schimmernden Kalbfleisch, den weißen Kalbswürste, den mit Fett durchsetzten Hackfleisch-Würmern lag. Und mir fehlte plötzlich auch den Vater hinter der Theke. Der König im Reich des Fleisches und der Würste. Der strahlte immer hinter dem Ladentisch. Allen konnte er genau das über

den Ladentisch schenken, was die Kunden verlangten. Einzig die fette Sülze vermisste ich nicht.

Dafür konnte man hier Zigaretten kaufen, sogar am Stück. Dort hinten oben waren sie, hinter dem Reklameschild für Persil. Das Wort kannte ich. Diese Waschmittelpackung gab es auch zu Hause. Das Schild versperrte mir die Sicht zur jungen Frau auf der Packung der Zigarettenmarke aus knallgelbem Glanzpapier. Hatte sie nicht die Haare genau gleich wie die Mutter geschnitten, so modern kurz?

Daneben türmten sich Büchsen mit Bohnen drin. Oder waren es Tomaten? Und weiter rechts, die konnte man wirklich sogar sehen, wegen dem durchsichtigem Papier: geringelte Teigwaren! Und dann gar nicht so hoch oben und gar nicht so weit weg: das herrlichste vom Herrlichen: die Schokoladen! Die hätte ich gern gehabt.

Zuerst die Geschichten, die zuerst. Das Etwas-Dazusagen käme später. Wenn überhaupt. Und dann könnte man wieder auseinander gehen. Wenn man dann noch will.

Wahrscheinlich wären es zuerst einmal Streitgeschichten. Bei uns wären es Streitgeschichten.

Streit. Noch heute hallen die Stimmen ihrer Streitsucht in mir nach. Noch heute höre ich, wie der Vater wütend die Türen zuschmettert, wie die keifende Großmutter das letzte Wort hat, wie die Mutter schon längst verstummt ist. Sie stritten vor unseren Augen, vor unseren Ohren – hemmungslos. Sie dachten wohl, wir würden es ja eh nicht verstehen und daher vergessen. Ich vergaß vieles, aber nicht alles. Denn alle Streitereien drehten sich immer um dieselbe Sache, ums Geld. Das Geld ist am stärksten, wenn es nicht da ist. Immer fehlte das Geld. Es war einfach nicht da, wo es hätte sein sollen.

Heute begreife ich: Der Krieg bewirkte den Niedergang des Fleischverkaufs. Die Leute haben kein Geld mehr: die Schulden des einen werden so zu den Schulden des anderen, oder besser: die Unfähigkeit, seine Schuld zurückzahlen zu können und sich wirtschaftlich zu erholen und daher auch wieder zu konsumieren, bewirkt, dass auch der Produzent derjenigen Produkte, die nun nicht mehr oder weniger gekauft werden, seinerseits seine

Kredite nicht mehr zurückzahlen kann, und so weiter. Je weniger fähig sind, eine Schuld zurückzuzahlen, desto mehr werden von der Krise erfasst. – Auch wenn sie sich einbilden, ihr Wohlergehen sei das Ergebnis der eigenen Leistung, so erfahren sie sich im Niedergang umso mehr voneinander abhängig. Domino-Spielsteine, die hintereinander aufgestellt früher oder später alle umfallen, weil der Stein vor ihnen sie in seinem Fallen mitreißt. Ich würde diese Streitgeschichte erzählen, die älteste, an die ich mich erinnern kann:

Erinnert ihr euch: wir sitzen alle im hinteren Teil um den Tisch herum, wo die Familie und das Personal zusammensitzen und essen. Wir haben bereits gegessen: Kartoffelstock und Brätkügel in einer Béchamelsoße. Zum Dessert Apfelmus aus der Büchse. Angesichts dieses Menüs, lässt sich ohne weiteres sagen, da sind jetzt aber schon viele Dominosteine gefallen. Anwesende: die am Tod ihrer Söhne und ihres Mannes verzweifelte Großmutter, die falsche Schwiegertochter, der vom Schlachten überforderte Vater, der Große, Liebling der Großmutter, der Kleine, NaKleiner, eine Serviertochter aus dem verarmten Kärnten in Österreich, ein Ostschweizer Geselle, ein Glarner Lehrling.

Der Geselle macht eine säuerliche Miene zum Menü. Ihm reicht's jetzt dann, weil es ihm nicht reicht, immer weniger hat er auf dem Teller und im Sack. Ganz sicher und auf jeden Fall. In den Sack greift er nur noch, wenn er die Faust macht. Das Essen schmeckt billig und nach Schulden. Aber dann wird abgeräumt und die Esser zerstreuen sich, übrig bleiben die Großmutter und ihr Sohn, der Vater und der Große (ich), der in einem Bilderbuch blättert – die Landesausstellung von 1938 – , das er irgendwo auf einem Gestell gefunden hat.

Der Große ist geblieben, weil er schon während des Essens gehört hat, dass der Vater zur Großmutter gesagt hat, er möchte nachher noch mit ihr reden. Es klang aufgeregt, aufgeräumt und abgestellt.

Auf einer der Photographien ist ein steinerner Soldat abgebildet. Er ist riesig. Ein kraftstrotzender Mann, der dabei ist, sich einen Kittel anzuziehen. Ausgebeulte Hosen. Er scheint in Eile zu sein oder jedenfalls wirkt er entschlossen: der linke Arm steckt schon im Ärmel, mit der Rechten greift er über den Kopf den Jackenkragen.

- *Ich war heute Morgen bei der Bank.*
- *Und?*
- *Sie geben uns keinen Kredit mehr.*
- *Was?*

Großmutter's Gesicht verzerrt sich zur steinernen Maske.

- *Aber das bedeutet... – Sie ringt nach Worten.*
- *Das bedeutet, wir sind am Ende.*
- *Wir sind nicht nur am Ende. Wir werden über das Ende hinaus diese Suppe auslöffeln müssen.*
- *Ja, wer hat uns nur diese Suppe eingebrockt?*
- *Was willst du damit sagen?*
- *Als ich den Betrieb übernahm, da war er bereits verschuldet.*

Als nächstes wird der steinerne Riese den Rest der Jacke über seine rechte Schulter ziehen und seine Rechte in den zweiten Ärmel stoßen, den Helm, er liegt ihm zu Füßen schon bereit, über den Kopf stülpen. Alles an ihm sagt: Ich mache mich bereit! Wozu? Zum Kampf. Zu allem, was von ihm verlangt wird. Und das wird nicht wenig sein. Aber das wird er schaffen, denn er ist ein Riese, denkt der Große.

Ihre Augen weiteten sich. Ihre Stimme wurde klein, piepsig wie bei hungernden Mäusen. Sie flüsterten. Das machte das Gespräch für den Großen erst recht interessant. Er sah von seinem Buch auf und begann genau hinzuhören, verstand aber beinahe nichts, außer der zunehmenden Verschärfung des Tons.

- *Willst du etwa den Fritz beschuldigen? Es war Krieg. Wir haben zu wenig umgesetzt. So konnten wir ja nichts zurückzahlen. Das weißt du doch so gut wie ich. Auch den Gläubigern ging es schlecht. Die wollten ihr Geld so schnell wie möglich zurückhaben. Wir mussten immer neue Schulden machen. Hätten wir genügend Umsatz gehabt, hätten wir wenigsten einen Teil zurückzahlen können und die Gläubiger wären zufrieden gewesen.*
- *Es war nicht nur der Krieg. Das weißt du genau.*

Der Große zuckte zusammen, weil er dachte, der Vater würde laut werden und die Großmutter würde nun bald zu weinen beginnen.

- *Was hätten wir denn tun sollen. Er war krank. Fritz musste fort. Hinauf in die Höhe. Die Tuberkulose. Das Gesundheitsinspektorat und der Arzt wollten es.*
- *Braunwald hätt's auch getan. Arosa wäre nicht nötig gewesen.*
- *Ich habe es ihm immer gesagt. Er wollte es so.*
- *Eben.*
- *Ich sag' ja nicht du bist schuld. Es ist einfach schlimm herausgekommen. Schwierige Umstände. Und dann hast du auch noch geheiratet.*

Der Vater wurde rot im Gesicht.

- *Was hat das denn mit den Schulden zu tun?*
- *Du musstest ja heiraten. Das wissen doch alle. Der Älteste (ich) ist ja nur sechs Monate nach der Heirat auf die Welt gekommen.*

Der Vater starrte sie an. Und schwieg eine Weile, blieb aber sitzen und sah düster vor sich hin. Die Großmutter merkte, dass sie zu weit gegangen war, und das Gesagte am liebsten rückgängig gemacht hätte. Schon wieder. Aber es war zu spät. Und nun wusste sie nicht, was sie tun sollte. Schließlich durchbrach der Vater das Schweigen:

- *Komm Großer! Komm zu mir auf den Schoss.*

Der Große ließ sich das nicht zwei Mal sagen und kletterte zum Vater hinauf. Jetzt war er beinahe auf der Augenhöhe mit der Großmutter. Der Vater drückte ihn leicht an seine Brust, so dass er sich vorkam, als würde er den Vater auf diese Weise vor den Angriffen der Großmutter wie ein Schild schützen. Der Vater musste Ähnliches empfunden haben, denn mit ruhiger, aber fester Stimme entgegnete er seiner Mutter:

- *Du meinst wohl, ich hätte keine Emigrantentochter heiraten sollen, sondern eine Reiche, die ein bisschen Vermögen mitgebracht hätte, so dass wir jetzt fein raus wären.*
- *Aber nein, wo denkst du denn hin. Deine Maria ist ja eine Tüchtige....Italienerin. Schaffen tut sie schon ganz gut, und zu viel sagt sie auch nicht. Das ist kein Nachteil.*

Seit 650 Jahren – die Zahl steht wie ein Menetekel hinter dem kampfbereiten Soldaten erhaben an der Wand: Einigkeit in der Abwehr des Fremden.

An der Wand steht neben einer kolossalen Schweizerfahne mahrend der Satz aus der Verfassung: Jeder Schweizer ist wehrpflichtig.

Der Große saß ihr nun genau gegenüber. Von seinen bis zu ihren Augen gab es eine bedrohliche kurze Distanz. Er verstand nicht, was sie jetzt gerade gesagt hatte, aber er las in ihrem Gesicht, dass sie noch ganz andere Worte in ihrem Kopf hatte, als die, die sie dem Vater gesagt hatte. Plötzlich spürte er, wie durch den Körper des Vaters eine Bewegung ging. Der Vater erhob sich, lüpfte ihn in die Höhe und stellte ihn auf den Boden. Dann knöpfte er sich seinen Überzieher zu, strich sich über den Bauch und entfernte sich wortlos.

Ich wagte sie das natürlich nicht zu fragen, obwohl man sie das doch hätte fragen müssen. Großmutter! Warum bist so, so ... gefühllos, so herzlos gewesen?

Die Familie drängt einem ja ihre Geschichte auf. Aber wenn man sie immer wieder und wieder erzählt, würgt sie einen etwas weniger.

Plötzlich stand die Ladenfrau vor mir und ich erschrak. Sie denkt etwas. Dass ich ihr etwas gestohlen hätte. Aber ich habe nichts gestohlen. Ich habe ja nur geschaut. Aber das vielleicht viel zu lange. Und ist das vielleicht auch verboten? Und darum schäme ich mich jetzt. Und das sieht sie. Und darum meint sie, ich hätte etwas gestohlen. Aber ich habe nichts gestohlen.

Die Ladenfrau erinnerte mich an die Mutter. Sie war dunkelhaarig, schlank, schnell. Und wach war sie und zielte mit ihrem Blick. Und mit ihren Bewegungen. Noch etwas anderes an ihr erinnerte mich an die Mutter. Sie sprach zu den Dingen im Laden. Wie wenn sie Menschen wären. So wie die Mutter beim Kochen sich oft vorsagte, was sie als nächstes machen werde. Oder manchmal auch besang sie die Zutaten wie eine Hexe, bevor sie sie in den Topf schüttete. Einmal hatte die Ladenfrau im Vorbeigehen mit ihrem losen Ärmel einen der zu einem Berg aufgeschichteten Mohrenköpfe berührt. Der fiel beinahe runter. Das bemerkte sie allerdings erst, nachdem sie mir einen Laib Brot geholt hatte. Sofort schob sie den Mohrenkopf mit ein paar beruhigenden Worten wieder in die stabile Position. Was genau sie zu den Mohrenköpfen gesagt hatte, wusste ich nicht. Jedenfalls tönte es so, wie mich Mutter jeweils tröstete, wenn ich mir irgendwo wehgetan hatte.

Allerdings war sie auch ganz anders als Mutter. Sie war sehr selten freundlich. Aber wenn sie freundlich war, dann war sie es wirklich und ganz. Vielleicht musste sie bei sich die Freundlichkeit zuerst ansparen, um sie dann ausgeben zu können.

Ich schlug die Augen nieder Sollte ich ihr vielleicht sagen, dass ich nichts gestohlen hatte? Nein, das wäre dumm. Dann würde sie ja erst Verdacht schöpfen. So dumm bin ich nicht. Auch wenn es der Große sagt.

Ich sah sie mit bittenden Augen an. Ich kam mir vor, ich sei ein scheues Tier, ein Reh oder ein Fuchs. Der hat sich zufällig im Laden verirrt. Und jetzt weiß er nicht mehr wohin. Wo ist der Ausgang?

Nur wir zwei waren im Laden.

Da war sie erstaunlicherweise ganz freundlich.

- Was möchtest du denn haben, Kleiner?
- En Pfänder.

„Nur“, fügte ich an, als wäre das irgendwie zu wenig Lohn für ihre Freundlichkeit. Wir brauchten ja jetzt viel weniger Brot als zuvor. Muss ich mich jetzt dafür schämen?

- Ist schon gut. Und wie geht es euch?

Ich blickte sie erstaunt an. Solch eine Frage hatte sie mir und bisher auch sonst niemand gestellt. Wie es einem geht? Das ist irgendwie eine unbeantwortbare Frage. Am Morgen geht es einem schlecht, weil einem der ältere Bruder plagt. Am Mittag aber schon wieder sehr gut, weil wir zusammen mit anderen Räuber und Polizist spielen. Und am Abend vor dem Einschlafen wiederum miserabel, weil die Großmutter einen zu früh ins Bett schickt.

Die Ladenfrau wartete die Antwort nicht ab. Sie langte daher in eine der Tischschubladen und zog eine dunkelblaue und goldfarbig blumenverzierte Bonbonschachtel hervor, öffnete sie und hielt sie mir mit der Aufforderung zwei zu wählen hin. Ich wählte zwei gleiche viereckige Karamellen, die in durchsichtiges Papier eingepackt waren, mit Goldfarbe beschrieben und zu Zipfeln zugekehrt. Die Ladenfrau ist eine Fee. Die kam speziell für mich vom Himmel herab. Sie lächelte mich so an, wie ich sie noch nie hatte lächeln sehen. Und ich wollte mich nun auch so bedanken, wie ich mich noch nie bedankt hatte:

- Danke vielmals, sehr, und wünsche dir einen schönen Tag, und morgen auch noch.

Ich duzte sie, wie ich damals noch alle Menschen duzte. Außer den Lehrer. Dem musst man „Sie“ sagen. Aber auch das konnte ich nicht immer.

- Jetzt aber schnell heim. Die Großmutter wartet sicher schon. Und ein Caramel ist für deinen Bruder.

In der linken Hand umschloss ich die Karamellen ganz fest. Niemand durfte wissen, was sich in der Faust verbarg. Kaum war ich draußen, begann ich, das Brot unter den rechten Arm geklemmt, heimwärts zu rennen.

Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Bei mir sind die Geschichten erst zu Ende, wenn sie ein böses Ende nehmen. Der Kreis der Berge schloss sich um mich und ich rannte und rannte, rannte an und prallte ab.

Ich war glücklich und wollte nach Hause, die eine Karamelle hatte ich schon im Mund. Warum schaute ich dann zu den Bergen hinauf? Weit hinauf bis zur Spitze und darüber hinaus. Und was habe ich gesehen, dass mein Blick so lange dort hängen blieb. Ich weiß es nicht. Ich weiß es bis heute nicht. Ich werde es nie wissen. Spricht der Berg zu mir, schon wieder? Oder streicht über die Wipfel der Tannen ein leichter Wind herab zu mir? Und das ist eine Botschaft? Aber was sagen sie? Oder sah ich meinen Kauz auf einem Tannenast, dort oben im Wald? Oder sind es ganz einfach nur letzte Sonnenstrahlen, die mit der dunklen Nacht drohten?

Ich sah nicht, was auf mich zukam. Aber das schlug zu. Zuerst tat mir nichts weh. Für einen kurzen Moment glaubte ich, einer neben oder hinter mir sei getroffen. Jedenfalls sah ich mich um. Man muss ihm helfen! Dann merkte ich, dass ich es war, der etwas hatte. I c h war getroffen. Und von da an war der Schmerz da, rasender Schmerz. Ich hob die rechte Hand, das Brot fiel auf die Straße und rollte davon, die Finger suchten die offene Stelle am Kopf, die Fingerkuppen ertasteten etwas Feuchtes, Warmes. Langsam rann mir das Warme von der Stirn die Wange hinab. Ich zog die Hand zurück und sah, dass sie rot war. Der Schrecken ließ mich schnell das Brot aufheben und so schnell ich konnte nach Hause rennen.

Die Karamelle hatte ich auch nicht mehr im Mund.

Die zweite Karamelle, die ich für meinen Bruder aufgespart hatte, hielt ich immer noch in der Hand, als ich zu Hause ankam. Ich weiß nicht, ob er sie gegessen hat, als ich dann ins Spital nach Glarus musste.

Erzählen! Erzählen! So bleibt keine Zeit für Streit. Selbst die Trockenwüsten der Vergangenheit verwandeln sich schließlich in die fruchtbarsten Erinnerungsgründe, wenn man von ihnen zu erzählen beginnt.

Aber sie sind ja nicht da. Sie hören ja nicht zu. Der Vater wohnt in der anderen Ecke der Schweiz, die Mutter arbeitet sich Tag und Nacht zu Tode und der Kleine zieht sich die Bettdecke über den Kopf.

Niemand da, der eine Geschichte erzählen will. Niemand da, der zuhört.

Dann eben nicht. Man muss wieder alles selber machen.

Erzählen, zuhören, erzählen, zuhören.

Aber wie soll das gehen?

Fang einfach an.

„Vater, fang einfach an. Erzähl sie mir nochmals, die Geschichte deines Unglücks im Glück. Oder wie anders könnte man sie denn übertiteln? Aber das spielt ja keine Rolle. Titel sind unwichtig. Erzähl doch einfach, Vater! Fang einfach an, irgendwo, irgendwie, aber fang an!“

„Warum soll ich denn das schon wiedererzählen. Ich erzähle es nicht gern. Es ist die Geschichte meines verfehlten Lebens. Was willst du in den Wunden herumstochern?“

„Ich weiß. Ja, ja, dein verfehltes Leben. Aber du bist trotzdem mein Vater und ich bin dein Sohn und ich muss deine Geschichte einfach immer wieder hören. Was heißt hier verfehlt. Es ist doch einfach dein Leben.“

Könnte ich so reden mit ihm? Wahrscheinlich nicht.

„Erzähl doch einfach noch mal. Bitte.“

„Ich fang ja schon an. Bin schon dabei!“

Das könnte er doch sagen, im besten Fall, und so könnte er doch anfangen.

„Unsere muffige Wirtsstube. Dieses Bild kommt mir als erstes hoch; sie ist besetzt mit brummigen Bauern- und Arbeiterschädeln, vor den dunkelbraunen Wänden aus Holztäfern, aus denen mürrische Astlöcher wie Augen von Sittenwächtern die Szene beäugen, fünf, sechs Tische, mit Holzmaserung, weißt du, so wie die Höhenlinien auf der Eidgenössischen Landeskarte 1:25'000, dunkel lackiert, darauf Gläser, volle, halbvolle,

gelbliche Flüssigkeit drin, sieht aus wie der Urin eines Rotweinsäufers, leere, gibt's auch, mit eingetrocknetem Bierschaum, dazwischen Aschenbecher, überquellend von Asche und Zigarettenstummeln, Stumpenresten, Franziska, die Serviertochter, mit ihrem weiß gestickten Schurz, Blumenmuster, vor dem Bauch, darunter das prall mit Münz gefüllte Portemonnaie in ein schwarz-ledernes Täschchen eingepackt, sieht aus wie schwanger im vierten Monat, ein Schwarztaschen-Känguru, schon eine Stunde lang oder mehr atmet sie den dichten, beizenden Stumpenrauch ein, sie hasst ihn, sie muss sich, sie weiß schon nicht mehr genau, woher sie kommen, Stimmen anhören, fordernde, und dumme Sprüche: Noch ein Helles Fränzi, ja! Mir ein Dunkles, diesmal, aber temperiert, zwischen deinen Schenkeln, wenn möglich, ha, ha, einen halben Veltliner, der letzte für heute, dann reicht's, für heute, das steht fest, aber sicher, danke Fränzi.“

Und da müsste ich ihn unterbrechen. Da müsste ich unbedingt etwas dazu sagen.

„Franziska! Die Serviertochter! Ich kann mich gut an sie erinnern. Sie hat immer wieder mit uns Kindern gespielt.“

“Neben dem Wirtshaus gab es als niedrigen Anbau einen Metzgereiladen mit einer gläsernen Eingangstüre – sie war wenigstens zur Hälfte aus Glas, ganz aus Glas konnte wir uns nicht leisten – zur Straße hin, weiß gekachelt, mit Theke, auch gläsern, das Übliche.“

„Ja, ich sehe mich als kleiner „Pfüderi“, als Fünfjähriger, wie ich nicht über den Thekentisch hinaus gucken kann, dafür ganz nah, auf einem quadratischen Holzblock, die scharfen Messer mit den schwarzen Griffen und abgeschliffenen Nieten, spitzig und scharf „wie ne Moore“ zum Stochern im Fleisch, zum Ausbeinen, das gab immer so ein Gänsehaut-Geräusch, wenn die Messerspitze auf den Knochen traf, oder das Hackbeil, zum „Wädli“ abzuhacken, vor dem ich mich jetzt noch fürchte; alle, die es in die Hand nehmen, würden sich früher oder später eine Hand abhacken oder die Kniescheibe entzwei hauen; und über dem Metzgereiladen eine Terrasse, nicht wahr?, da herrscht in meiner Vorstellung immer gleißendes, helles Licht, ein Sommer, der nie aufhört, da plantschten wir als kleine Kinder in Wasserzubern ganze Nachmittage lang, und irgendwo dahinter,

als müsste man ihn gut verstecken, gab es noch einen kleinen, ebenfalls weiß gekachelten Raum, wo du, Vater, geheimnisvolle Dinge tatst, jedenfalls Dinge, die du tun musstest, aber nicht hast machen wollen, denn immer, nachdem du dein Werk dort drin vollbracht hattest, tratst du mit Schweißperlen auf der Stirn und der versteinerten Grimasse eines Folterers heraus, der darauf bedacht war, uns Kindern den erschreckenden Anblick deiner Untaten zu ersparen, und sofort die Türe zu deinem Geheimzimmer, von dem natürlich auch wir wussten, dass es der Schlachtraum war und dass du gerade darin geschlachtet hattest, hinter dir verriegeltest.

Stimmt das, in den oberen Stöcken gab es drei, vier kleine Räume, Zimmer für die Familie? An die oberen Stöcke kann ich mich nicht genau erinnern. Wenn ich jetzt mit dem inneren Auge im oberen Stock herumgehen will, dann öffnet sich keine Türe, es stellt sich kein lebendiges Bild ein, die Räume bleiben leer, dunkel, gesichtslos. Dann lieber hinaus auf die Straße. Ich war sowieso am liebsten draußen, zum Beispiel spielte ich gern vor dem Wirtshaus-Eingang, zu der von der Straße eine kleine Treppe führte – also das Haus von außen, in meiner Vorstellung sieht es aus wie schimmelnder Käse, ein hässliches Gelb, dreistöckig mit dem Dach als Rinde. Auf Fotografien ist es mickrig, in meiner Erinnerung als kleiner Bub war es imposant. – Das weißt du ja, dass wir Kinder oft allein waren. Du warst beim Schlachten, bei deiner Knochenarbeit, Mutter beim Knochenkochen, Großmutter irgendwo, wahrscheinlich beim Geldzählen. Aber das machte nichts. Wir hatten unsere Freiheiten, und es gab viel Platz. Für uns war das Tal nicht zu eng, noch nicht. Ganz in der Nähe stürzte sich doch ein kleiner Wasserfall ins Tal herunter, ja. “

Ein Giessbach! Diesbach – Gießbach! Das kommt mir erst jetzt in den Sinn, dass das Dorf wohl deshalb Diesbach hieß.

„Der Gießbach war von hohen Bäumen und Büschen verdeckt, so dass wir da vor allen ganz verborgen blieben. Da haben wir gespielt, Dämme errichtet, Seen gestaut, Abflüsse eingebaut, aus Holz und Blättern Segelboote gebastelt und sie auf den Stauseen schwimmen lassen, ja und oft bekamen wir Streit und der Kleine hat dann aus Wut die Staumauer zertrümmert, so dass alle schönen Boote den Bach bis zur Linth hinunter verschwanden. Oft waren wir so lange weg, dass man uns suchte. “

Aber was mach ich denn. I c h rede ja schon die ganze Zeit über mich. Ich verstoße ja gegen meine eigene Regel: Zuhören kommt vor allem anderen. Du Vater, nicht ich, du sollst doch von dir erzählen. Gilt die Regel auch bei diesem Selbstgespräch?

„Seit wir alle weggezogen waren, war ich nie mehr in Diesbach. Ich musste das Dorf um jeden Preis meiden, als wäre es ein Ort voller Scham, ein Ort, der mich einst hinabzog und immer noch hinabziehen könnte.“

„Ich sehe es vor mir. Diesbach. Seh ich es richtig? Ich war ja ein Kind, damals. Nur wenige Steinwürfe vom bedeutenderen Doppeldorf Hätzingen-Luchsingen entfernt, wo die Straße und die Linth die Talseite wechselten, auf der einen und einem Haufen von Häusern gegen das Talende hin auf der anderen Seite. Wie hieß dieses Dorf schon wieder? Die Dörfler konnten einander aus der Entfernung von einem halben Kilometer gut sehen. Das fällt mir erst jetzt auf, wenn ich dir das erzähle. – Haben die ersten Siedler die Siedlungen wohl absichtlich in Sichtweite gebaut?“

„Vielleicht, damit im Notfall, bei Niedergang einer Lawine oder bei Feuersbrunst, die Bewohner einander sofort Hilfe leisten konnten.“

„Aber wozu erzähle ich das überhaupt? Das ist ja nicht so wichtig. Du wolltest doch von dir und Mutter erzählen.“ Es wäre wirklich echt schwierig diese Regel einzuhalten. Den anderen immer aussprechen und nie etwas dazwischen zu sagen. Das ist irgendwie eine grausame Regel.

„Es kommt dir eben in den Sinn. Mir kommt, wenn ich in der Vorstellung ins Tal hinaufsteige, zuerst immer in den Sinn, dass es so erschreckend eng, so erbärmlich kleinräumig war. Man erreicht das Talende, wo sich die Passstraße über den Klausen schlängelt, in einem Spaziergang von höchstens einer halben Stunde, und für die Durchquerung des Tales in der Breite brauchte ein Sennenhund wie unser Bari, wenn er rannte, und der rannte viel, wenn er nicht einfach dalag, nicht mal drei Minuten. Das Tal ist eng und die Abhänge sind steil. Das gehört zusammen, da bin ich mir sicher, wie der Förstersepp und sein krummer Stumpen in der Mundecke. Ohne Vorwarnung steigen die Bergflanken sofort steil an. ‚Ich kann nicht mehr schnaufen, so eng ist es hier.‘, das habe die Großmutter zu Fritz, ihrem Mann, gesagt. Das hat sie mir einmal erzählt, immerhin so viel. Sie wollte nie etwas erzählen.

Zwischen den Dörfern, und immer in angemessener, oder wie sagt man – in gebührender – Entfernung zu den einfachen, geschindelten Holzhäusern, die dagegen so schwächling aussahen, als müssten sie sich vor Gefahren ducken, erhob sich doch, das weißt du doch sicher noch, je eine einigermaßen stattliche Villa, von einem Garten und einem eisernen Zaun eingefasst.“

„Ja natürlich, da haben wir kurz ja auch gewohnt mit der Großmutter und der Garten, das war unser Urwaldparadies. Er war verwildert. Voller herunter gefallener Äste und aufschießendes Unterholz; aber hohe Bäume, riesige Tannen, auf die wir, wenn es die Großmutter nicht gesehen hat, zehn, zwanzig Meter hoch hinaufgestiegen sind.“

Ich will ihn ja eigentlich nur bestätigen. Ich unterbreche ihn ja nicht wirklich, ich bin ja einfach ein Mitreisender in seinem Erzähzug, der zeigen will, dass er versteht. Das müsste irgendwie schon gestattet sein. Die Regel ist zu streng und unmenschlich.

„In diesen Gärten wuchsen Bäume und Sträucher, wie es sie sonst nirgends im Tal gab. Die kamen aus fernen Ländern. Damit wollten die Fabrikherren zeigen, dass sie keine Hinterwäldler waren. Jetzt gibt es sie ja überall in den Parks der Städte. Und genauso seltsam und besonders konnten einem die Menschen vorkommen, die dort wohnten. Jedenfalls habe ich sie sehr selten gesehen. Wahrscheinlich ließ das Lina, deine Großmutter, weniger hadern mit ihrem Schicksal, ja versöhnte sie wohl ein wenig mit dem Vorhaben ihres Mannes, in dieses Schattenloch zu ziehen.“

„Dem Entschluss ihres Mannes hätte sie sich als fügsame Ehefrau sowieso nicht entgegen stellen dürfen.“

„Mit der Fabrikantenfamilie zu verkehren, das hätte ihrem Ruf und ihrem verletzten Stolz sicher gut getan.“

„Also, das gehört alles aufs Spielbrett: in den Dörfern das Volk, in den Villen die Fabrikherren, und ganz unten auf dem Talboden lagen, in der Nähe der Linth, deren Fabriken und daneben die Kosthäuser. Die Wohnungen für die Fabrikarbeiter. Deine Mutter ist ja in so einem aufgewachsen. Zu den Fabriken führten kleine Kanäle, die irgendwo weiter oben im Tal von der Linth abbogen. Das Bild der Kanäle mit ihrem grünlich schimmernden Wasser, das ihre Webmaschinen zum Laufen brachte, brauche ich nicht lange hervor zu klaben, es ist sehr schnell da. Das

Wasser strömte in hohem Tempo zu den Fabriken, wo es in einer mir damals rätselhaften Weise mit den Maschinen etwas anstellte und auf der anderen Seite des Gebäudes unversehrt – merkwürdig – wieder heraus schoss. Wir, der Kleine und ich, wir hatten einen Heidenrespekt vor diesen Kanälen. Die Mutter und noch viel mehr die Großmutter sprachen nur mit gedämpfter und eindringlicher Stimme von den Teufelskanälen, in denen schon mehr als ein Kind ertrunken sei. Und – das weißt du gar nicht – aber einmal wäre der Kleine darin fast ertrunken. Ich konnte ihn gerade noch retten. Die Kanäle waren, wie ich jetzt finde erstaunlicherweise nicht in den Talgrund hinein gebaggert worden, sondern man hatte Erde zu einer Art Wall aufgeschüttet und darin lag dann das Wasserbett. Man konnte also das Wasser als Spaziergänger, der einfach nur dem Damm entlang ging, gar nicht sehen. Entschuldige, ich weiche ab, erzähl du weiter.“

„Mit den Fabrikherren in Kontakt zu treten, war, wie die Großmutter zu ihrem Verdruss wahrscheinlich schon bald feststellen musste, geradezu unmöglich, denn die Damen und Herren zeigten sich kaum je im Dorf und in unserer verrauchten Gaststube schon gar nicht. Sie sperrten ihre edlen, schmiedeeisernen Gartentore lautlos zu, brausten in edlen schwarzen Limousinen mit weiß gebänderten Rädern – diese kolossalen schwarz gewellten, leise dahin gleitenden Rölche aus Blech – aus ihren exotischen Gärten direkt vor die Treppeneingänge ihrer Fabriken und verschwanden in ihren Büros. Sie waren, wie es schien, mehr ab- als anwesend, und wenn man sie dann doch samt Familie zu Gesicht bekam, dann war das fast ausschließlich bei offiziellen Anlässen, wie der Einweihung der neuen Schulhaushalle mit der neuen Schulküche, den neuen, erstmaligen Duschen und dem neuen Bastelraum, kurz, eine Halle, die alles in einem war: Gemeindesaal, Vereinsversammlungslokal, Turnhalle für den Auftritt der mit Kranz geschmückten Turner, zu denen auch ich gehörte, oder für den Turnunterricht der Schülerinnen und Schüler, und nicht zuletzt als Bühne für Theateraufführungen und den Auftritt des Männerchors, wozu der Fabrikherr, wie ich gehört habe, großzügigerweise und wegen des guten Geschäftsgangs wahrscheinlich, ein Klavier beigesteuert hatte.“

„Und was haben die Arbeiter und die Maschinen denn in den Fabriken eigentlich produziert?“

„In den Fabriken des Hinterlands wurde vor allem mit Kammgarn, einem gekämmten, das heißt, von Kurzfasern befreiten Garnfaden – ich glaube die Fasern brannte man ab – gearbeitet. Die Arbeiterinnen, und dazu gehörte auch die Mutter deiner Mutter, webten daraus ein feines und reißfestes Wolltuch, aus dem andernorts flinke Frauenhände Anzüge für Damen und Herren, Offizierskleidung und Mönchskutten schneiderten und nähten. Die Vorkriegszeit verhiess daher sowohl für die Herren als auch für die Arbeiter und Arbeiterinnen viel Arbeit und gutes Auskommen, der Krieg und besonders das Kriegsende allerdings stürzte auch sie wie alle anderen in die Krise.

Natürlich gab es seit eh auch Bauern, die Weidewirtschaft betrieben. Sie konnten von sich behaupten, dass sie schon immer da gewesen seien, was, ohne es allerdings auszusprechen, sie allein schon für eine achtenswerte Leistung hielten. Meist standen ihre Höfe ebenfalls etwas abseits vom Dorf, am Fuße der Berge, auf deren Alpweiden sie Sommer für Sommer ihr Veh, ihre Rinder und Kälber, zur Sömmernung trieben. Daneben hielten sie Schweine, etwas Federvieh und ein paar Schafe.“

Er wusste ja viel über die Verhältnisse und ich hörte ihm gerne zu, wenn er darüber sprach. Ich habe viel gelernt von ihm.

„Schweine und Schafe, Kammgarn, Fabrikherren, Arbeiter, Alkohol. Es kommt mir alles wieder hoch. Danke. Aber erzähle mir mehr von deinen Eltern, von Lina und Fritz. Wie ist es ihnen gegangen im engen Tal?“

„Diese Bauern, die waren es natürlich, die uns mit Schlachtvieh belieferten. Ich habe ja später viel mit ihnen zu tun gehabt und kann mich gut erinnern, wie sie billige Zigarren rauchend und die Daumen in die Hosenträger gehakt, versuchten die Preise hochzutreiben, wahrscheinlich hatten sie sich vorgängig mit den anderen Bauern abgesprochen. Klar, hassten wir sie, aber ohne Schlachtvieh keine Koteletts, keine Kalbshaxen und kein Roastbeef, keine Rippe, keine Lappe, keine Hüfte, und darum wurden sie zuvorkommend behandelt, man heuchelte ihnen Eintracht und weiterhin gute Geschäftsbeziehungen vor und schenkte ihnen ohne zu zögern, aber mit zusammengepressten Lippen zweimal das Schnapsglas voll und kaufte das Rind schließlich, immer häufiger auf Kredit. Das war Alltag.

Hitze im Sommer war selten, die Winter streng, nicht selten lag mehr als zwei Meter Schnee im Tal. Den ganzen Januar hindurch und bis weit in den Februar hinein säumte dann eine hohe Schneemauer bis Glarus hinein die Straße. Man wusste nicht wohin mit dem vielen Schnee. Lina jammerte: Zwei, drei Stunden Sonne am Tag und dann, ritsch, geht der Vorhang wieder zu und wir „tschalpen“ wieder im Schatten. Es gab viel Schatten in ihrem Leben.“

„Oh ja, an den vielen Schnee kann ich mich gut erinnern. Selbst wir Kinder, die mit dem vielen Schnee ihren Spaß hatten, wünschten sich Ende März, die weiße Masse möge nun endlich verschwinden. Es war, als lägen wir alle in einem Riesenbett unter einer einzigen schweren weißen Decke und noch so vielen starken Männern gelänge es nicht, sie zu heben, damit man endlich darunter hervor schlüpfen und wieder überall hingehen konnte, wohin man wollte, auch wenn es nur die Welt war, die man sowieso schon kannte. Aber nein, man hatte zu warten. Warten, warten, bis endlich die Tage länger wurden und die wärmende Sonne sich höher über den Berggipfeln zeigte und die Schneedecke schließlich ganz zum Verschwinden brachte.“

„Grüne Matten, schwere Steine, braune Kühe, braune Kälber, ganz unten, die Talseite hin und her wechselnd, die geschmeidige, weiß schäumende Linth, und die Gerade des Eisenbahngleises. An den Talseiten, meist abseits der Linth, hockten die Dörfer, dazwischen die Fabriken, die Kanäle, die Fabrikantenvillen; eine ordentlich geteerte Talstraße, auf der ab und an Automobile mit fröhlich im offenen Verdeck winkenden Stadtmenschen als Kurgäste Braunwald anpeilten, verband sie miteinander. Das war's. Dazu drei Söhne, einer kein richtiger, und noch viel mehr Schicksalsschläge.“

„Drei Söhne. Wieso drei? Du hast doch nur einen Bruder. Erzähl!“

„Was die Großeltern, Fritz und Lina, miteinander verband, wahrscheinlich schon bevor sie ins Hinterland kamen: die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, das Gefühl, als Erdenbürger für mehr vorgesehen zu sein, als bloß für tagtägliches Krampfen und Siechen, dem Hadern mit den ungünstigen Verhältnissen. Man hielt es auf jeden Fall für ungerecht, für die erbrachten Leistungen – es waren zumeist solche, bei denen man sich lieber nicht die Hände schmutzig machte – vom Dasein so gering entlohnt

zu werden. Dieser aristokratische Zug war umso lächerlicher, je leerer die Kasse war und je höher der Schuldenberg wuchs. Fritz, dein Großvater, ließ aber nie Alarmstimmung aufkommen, obwohl ihm die wirtschaftliche Lage insgeheim zu schaffen machte. Alarm- und Untergangsstimmung überließ er Lina, seiner zur Hysterie neigenden Frau. Er spielte gerne den besonnenen Seigneur, und der weiß, unnötige Aufgeregtheit hinterlässt auf feinen Anzügen nur hässliche Knitter. – Schau, ich kann dir nur ein behelfsmäßiges Bild von Großvater geben. Du hast ihn ja nicht mehr lebend gesehen. Er starb ungefähr zehn Jahre, bevor du auf die Welt kamst. Aber es gibt ihn auf Fotos. Die zeig ich dir mal. Da kannst du sehen, was ich meine mit dem aristokratischen Zug.

Der Missmut auf den Lauf der Dinge musste sich bei meiner Mutter zum Jammer steigern, als bei einem tragischen Unfall ihr erst zwanzigjähriger Lieblingssohn Paul das Leben verlor. Schon als kleines Kind und bevor sie ins Hinterland gezogen waren, war Max, der Zweitgeborene an einer Krankheit gestorben. Wahrscheinlich verstand sie Gott und die Welt nicht mehr. – Ich...“ – „Warum zögerst du?“ – „Ich frage mich, warum ging in ihrem Leben so vieles schief? Und warum ging in meinem Leben auch so einiges schief? Ich befürchte da einen Zusammenhang? Ein Fluch in unserer Familie, eine unendliche Spur des Bösen oder Zerstörerischen? – Jedenfalls, sie hat sich sicher gefragt, was sie denn getan habe, dass sie Gott so schrecklich straft? Sie war nicht gläubig, und sie musste sich daher vor Gott nicht rechtfertigen. Wenn man aber nicht an den lieben Gott glaubt, dann kann man ihn auch nicht um guten Rat fragen und seine Hilfe erflehen, wenn man in Not ist.“

„Glaubst du denn an Gott?“

Also das habe ich ihn nicht gefragt, das erfinde ich jetzt nur, weil es mich interessiert. Und vielleicht hätte er dann so geantwortet.

„Eigentlich nicht, außer wenn ich mich in eine Notlage manövriert hatte. Da wünschte ich mir manchmal eine Übermacht, einen Gott, der mich rettete. Aber wahrscheinlich war ich zu wenig lieb zu ihm und dann ist der liebe Gott ja auch nicht lieb zu einem. Und du?“

„Ich habe mich noch nicht entschieden.“

„Er kommt mir einfach nicht in den Sinn, auch wenn ich Probleme habe.“

Das könnte ich ihm dann sagen. Das ist mir wichtig, ihm zu sagen, dass ich mich nicht entscheiden kann, ob ich an den lieben Gott glaube oder nicht.

„Aber was hat jetzt das alles mit dir und Mutter zu tun?“

„Langsam, langsam, alles hat seine Vorgeschichte. Irgendwann, nachdem ihre beiden ältesten Söhne gestorben waren, geschah es wohl, dass sie die Tür zur dunkelsten Kammer ihres Gewissens einen Spalt breit öffnete. Der Wunsch nach Wiedergutmachung ließ ihr wohl keine Ruhe. Vielleicht war es so: Die schlaflosen Nächte wollen nicht enden. Vor dem Schlaf ekelt sie sich vor sich, weil sie nach Rotwein, der ihr beim Vergessen helfen soll, und nach dem Erwachen, weil sie nach dem Schweiß der nächtlichen Angstträume stinkt; schließlich überwindet sie sich und eines Abends im Bett vor dem Einschlafen beichtet sie ihrem Fritz, dass es noch ein weiteres Kind von einem anderen Mann gibt.“

Und was jetzt kommt ist überhaupt nicht erfunden. Es ist die absolute Wahrheit. Ich schwöre es bei Gott, an den ich allerdings nicht vorbehaltlos glaube.

„Wie bitte?“

„Du sollst jetzt die ganze Wahrheit erfahren.“

„Sie wird geflennt und gleichzeitig um Verzeihung gefleht haben.“

„Fritz wartet, bis sie fertig geredet hat, und dann wird er ihr wohl den Rücken zugekehrt, das Licht gelöscht und gesagt haben: ‚Das Kind kommt zu uns!‘“

„Ja, und da wurde sie bleich und weinte leise vor sich hin, wie immer.“

„Aber sie merkte sicher, er meint es ernst. So oder möglicherweise auch ein bisschen anders wird es wohl gewesen sein.“

„Eine verrückte Geschichte. Der Wahnsinn. Und was ist mit diesem Findling-Sohn passiert? Wo ist er jetzt?“

„Der Wahnsinn. Er...steht vor dir.“

„Du! Du bist dieser...?“

„Ja, ich bin dieser...“

„Und warum hat mir das nie jemand gesagt?“

„Das musst du verstehen. Du warst zu jung, man denkt als Erwachsener gar nicht daran, dass die Kinder das wissen möchten. Ich wollte dir keinesfalls etwas vorenthalten. Man nimmt sich vor, es den Kindern einmal zu sagen,

aber es kommt etwas dazwischen und man vergisst es wieder. Es fehlte einfach auch die richtige Gelegenheit. Es muss irgendwie eine Notwendigkeit geben, einen triftigen Grund, dass man so viel von sich seinen Kindern erzählt.“

„Der Grund ist jetzt da?“

„Ja, du wolltest es wissen. Ich bin der Sohn meiner Mutter. Meinen leiblichen Vater kenne ich nicht. Ich bin der verlorene Sohn, der unerwünscht auftrat.

Als ich das erste Mal ins Glarnerland kam, war ich ein vierzehnjähriger Schlacks. Ich sehe mich noch auf der Außentreppe vor der Wirtshaustüre stehen und wie ich nochmals einen Blick zurück werfen wollte auf diese Respekt einflößende Steilheit der Hänge auf beiden Seiten des Tales. Schon während der Fahrt konnte ich den Blick nicht davon lassen. Aber Lina, die Mutter, die mich am liebsten in einem Koffer ins Haus geschmuggelt hätte, puffte mich und flüsterte: ‚Los, hinein!‘ Der Stiefvater, der noch unterhalb der Treppe stand, beobachtete mich und sah wahrscheinlich meinen zögernden und misstrauischen Blick, und dann sagte er etwas zu laut und als müsste er die Mutter übertönen: ‚Très abrupt les montagne, hä?‘ – Ich glaube, ich sah ihn erstaunt an, weil er gemerkt hatte, was mich beschäftigte und weil er französisch mit mir sprach. Wir hatten auch später auf diese Weise so etwas wie eine gemeinsame Geheimsprache. Ich nickte zögerlich. Ja tatsächlich, wo ich herkam, gab es zwar auch Berge, aber sie waren weniger steil und nicht so hoch. Ich war, nachdem mich auch mein Vater nicht mehr haben wollte, nach einigem Hin und Her im Berner Jura in der Nähe von Moutier zu einer französisch sprechenden Bauernfamilie gekommen, die mich in Pflege nahm. Die Roux, ich glaube, sie waren Nachkommen der dort im 18. Oder 19. Jahrhundert ansässig gewordenen Täuferfamilien, hatten selber schon drei Kinder und taten es neben einem geringen Monatsgeld für Gotteslohn und aus dem sozusagen angeborenen Drang Gutes tun zu müssen, setzten sich aber auch nicht allzu sehr zur Wehr, als man mich ihnen wieder abnahm. Ich war zu meiner Überraschung klüger als die Roux-Kinder, was diese zu allerlei Gemeinheiten hinreißen ließ, wovon die kleinste war, dass man mich Moss rief, anstatt Maurice, was die genaue Übersetzung des deutschen Moritz gewesen wäre. Ich lernte

rasch französisch, obwohl ich wenig sprach, und war besonders in Mathematik und in allem, was die Technik anging, nicht gerade begriffsstutzig. Man sagte mir, ich sähe mit meinen roten Haaren aus wie ein Wiesel, klein und schmal, mit einer roten Flamme auf dem Kopf wie der Kleine. Ich hatte nichts gegen diese Bezeichnung einzuwenden, denn es war mir oft zumute, als wollte ich am liebsten – wie ein kleines Wiesel – in der nächsten Mauernische oder auf einen Estrich hinauf verschwinden. Ich hatte keine Freunde, war eigenbrötlerisch, niemand brauchte mich zu fürchten. Ebenso schnell wie ich Französisch lernte, wurde ich zum gemiedenen Außenseiter. Mit der Zeit war mir das egal. Ich ertrug die Gemeinheiten der Pflegefamilien-Kinder schweigend und sehnte mich vor dem Einschlafen nach meinem ebenso schweigsamen wie geheimnisvollen Vater. Die Erinnerung an meine Mutter, die ich, wie ich glaube, bis dahin nur einmal Mal im Leben gesehen hatte, war blass. Das Bild einer Frau mit Tränen in den Augen, ihre Brille war beschlagen, kam manchmal in mir hoch. Warum die Frau weinte, wusste ich damals nicht richtig.

Stell dir das vor, nun stehe ich mit dieser Frau vor dem Eingang meiner neuen Heimat, und zudem sagt diese Frau, sie sei meine Mutter. Dass das Leben für mich kein einfaches werden und gewissermaßen immer wieder von neuem zu beginnen habe, hat mir schon gedämmert, als es mich zu den Roux' verschlug, dass es nun gerade diese Wendung nehmen würde, überraschte auch mich. Aber ich war ja das Wieselein mit der roten Flamme auf dem Kopf – wendig, anpassungsfähig, Gemeinheiten gewohnt, still vor sich hin schaffend.“

„Und Fritz, dein Halbbruder, was war mit dem? Wie hat der auf deine Ankunft reagiert?“

„Fritz, mein Halbbruder, war schon siebzehn Jahre alt, als ich auftauchte, bereits ein kräftiger, junger Mann mit straff zurückgekämmten Haaren und spöttischem Blick. Er hat für Hitler geschwärmt, und er überragte mich nicht nur an Größe, sondern verfügte mit seiner Beileibtheit und seiner lauten Stimme über ein beträchtliches Verdrängungsvolumen. Natürlich ist das alles meine Sicht: Fritz neigte bereits schon als Jüngling zu übermäßigem, abstoßendem Alkoholenuss, lautstarker, auftrumpfender Angeberei und maßlosen Ausgaben. Selbstverständlich kannte man ihn und

er, wie er glaubte, kannte alle wichtigen Leute im Hinterland. Er war bauernschlau und berechnend, so dass es niemanden erstaunt haben soll, als er als erst Neunzehnjähriger eine andere Bühne für seine Auftritte in der Nähe der Stadt Zürich suchte und fand, das heißt, eine Lehre als Koch begann. Natürlich erwarteten Lina und Fritz, dass er früher oder später den Betrieb übernehmen würde. So war es wenigstens vorgesehen.

Es kam anders.

Es kam zuerst der Krieg, dann gingen die Geschäfte schlecht und dann stellte man beim Großvater Tuberkulose fest.

Ich glaube, von da an begann sich Lina eine Drachenhaut zuzulegen.

Fleischverkauf und Tuberkulose – das vertrug sich schlecht. Der Vater musste weg, in die Höhe. Es kam das gleich um die Ecke liegende Braunwald für gewöhnlich Sterbliche oder das schickere Arosa für erlesene Hinfällige in Frage! Der Stiefvater nahm gleich das halbe Vermögen nach Arosa mit, ließ im Schnee stehend vorwitzige, von Parkbenützern verwöhnte Eichhörnchen aus seiner Hand fressen, ließ das natürlich auch fotografieren und auf der Rückseite der Fotografie uns, die zu Hause Gebliebenen, herzlich grüßen. Unter einer wärmenden Hülle aus Wolldecken liegend, hat er wahrscheinlich minutenlang in den strahlend blauen Winterhimmel gesehen, den lieben Gott um ein baldiges Ende des Krieges und seiner Krankheit gebeten. Als nach einem halben Jahr noch keine entscheidende Besserung eintrat, das Schlachten auf europäischen und anderen Feldern immer noch andauerte, das Geld jedoch allmählich auszugehen drohte, entschied man sich zur billigeren Variante im nahe gelegenen Braunwald. Dem Großvater war es wohl recht, denn er musste einsehen, dass er in rasender Geschwindigkeit von der erhöhten Position des umsichtigen Wagenführers zum behindernden Bremsklotz des Betriebs verwandelt worden war. Vier Monate später war er tot, das Vermögen fast ganz aufgebraucht und einige Kredite fällig.

In die Verzweiflung der Mutter mischte sich zusehends Wut. Auf wen genau war ihr unklar.“

Ihre Drachenhaut wuchs.

„Die nächstfolgende Szene war vorprogrammiert. Fritz, der Sohn, der inzwischen in einem besseren Restaurant mit ausschließlich weißen

Tischtüchern in der Nähe von Zürich als Koch waltete, wurde ins Hinterland beordert. Ich war beim Gespräch dabei: Als ihm die Mutter klar machte, dass er nun sofort den Betrieb zu übernehmen habe, machte er ein Gesicht, als hätte sie ihm befohlen, sofort den Tödi zu besteigen und den Rest des Lebens dort oben im ewigen Schnee zu verbringen. Er hatte sich natürlich auf ein solches Ansinnen innerlich schon vorbereitet, blieb kühl und log seiner Mutter vor, er würde die Tochter des Chefs heiraten und in Kürze den Betrieb übernehmen, was ja eine einmalige Chance sei, die sie ihm doch nicht im Ernst nehmen wolle. Oder willst du das Lebensglück deines Sohnes mutwillig zerstören?

Lina muss nach innen gefaucht und dabei schwarze Galle geschluckt haben. Man hat mir mein Leben zerstört, was ungerecht ist, also ist es nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn ich das Leben anderer zerstöre. Natürlich hat sie diesen Satz so nicht gedacht, aber das Gefühl, vom Schicksal ungerecht behandelt zu werden, hinterließ den böartigen Wunsch, es möge Gerechtigkeit so hergestellt werden, indem es auch anderen dreckig gehe. Jedenfalls würde man sich zurückhalten, wenn es darum ginge, jemanden aus dem Dreck zu ziehen.

Jetzt bleibt doch nur noch: den Betrieb aufzugeben. Über diesen Gedanken ist sie mit Sicherheit heftig erschrocken.

Sie fragte sich: Was passiert dann mit mir? Und wer bin ich dann? – Ein Nichts! Ein Niemand! Eine unerträgliche Schlussfolgerung, bei der ihr wahrscheinlich gleich so schlecht wurde, dass sie sich – du kennst das ja – mit einer Bettflasche auf dem Bauch ins Bett verzog.

Oder...Moss!, muss sie gedacht haben. Früher oder später musste sie das gedacht haben. Ich, nach erfolgreichem Abschluss der Oberschule, war bereits an das Technikum in Winterthur für ein Studium als Techniker für Straßen- und Brückenbau angemeldet gewesen. Dass ich studieren konnte, hat noch dein Großvater Fritz durchgesetzt. Fritz, mein Halbbruder, hatte sich immer verächtlich über meine Pläne geäußert und auf ein Misslingen gehofft, aber er hat sich im Wesentlichen auf seine Karrierepläne konzentriert. Und wenn ich meine Modellbrücken baute, womit ich beim Vater auf großes Interesse stieß und viel Lob erntete, dann überkam ihn immer wieder die Lust, wie zufällig auf das Modell zu treten. Und weil er

den Zorn des Vaters fürchtete, so blieb ihm nichts anderes übrig als auf seine Weise sich beim Vater in Erinnerung zu rufen. Er prahlte mit seiner Frühreife und der vermeintlichen Beliebtheit bei den Frauen. Und in dieser Hinsicht brauchte er meine Konkurrenz in keiner Weise zu fürchten.

Wahrscheinlich verwarf Lina den Gedanken, mir das Geschäft zu übergeben, vorerst und dachte an Verpachtung und daran, einen Anfänger mit zu hohen Pachtzinsen übers Ohr zu hauen und aus ihm finanziell möglichst viel herauszuholen, um einige Schulden schnell loszuwerden.

Aber damit war ja die dringendste Frage ‚Was geschieht dann mit mir?‘ noch immer nicht beantwortet. Schmerzlich wurde ihr wahrscheinlich bewusst, dass eine Frau in ihrer Lage ohne Mann ein Nichts war. Sie konnte sich ein Leben ohne Mann, bzw. eine Stellung ohne einen Mann neben sich zu haben, nicht vorstellen. Aber der einzige Mann, der ihr noch übrig blieb, war Moss. Ausgerechnet ich, das schlaksige Wiesel mit Rotschopf, den sie doch eigentlich nur hatte loswerden wollen.“

Das ist die Geschichte von Moss, meinem Vater. Ich halte mich jetzt an die Regel und sage gar nichts mehr, obwohl es doch da viel sagen gäbe. Und was meine Mutter dazu sagen würde, das nähme mich aber sehr wunder.

Da.

Er atmet und seufzt.

Längst hat der Wald das schrille Sirren der Schwalben, das doch gerade noch das Tal erfüllte, verschluckt. Durch das Tannadelgefieder hindurch schummert von der schmalen Mondsichel pulveriges Licht.

Wer schlafen muss, der schläft.

Da.

Ein Scheuern, dort unten am Stamm der mächtigen Weißtanne, dort, wo der Zapfen liegt. Eine wühlende Maus.

Noch ein Blick hinab zu den fernen gelben Punkten, wie jede Nacht.

Dann ein leichter Stoß. Der Ast wippt hoch. Sanft streicht der Flugwind über den Federkamm, kräuselt die samtigen Dunen auf den Flügeldecken. Und hinauf.

Hinauf. Kein Laut. Nur furchtloses Gleiten.

Und hinaus, zwischen den Stämmen, hinaus aus dem grünen Hinterhalt, über die ächzenden felsigen Klüfte hinweg, dem weiß schäumenden Flussband entlang, weit oben der glitzernde Sternenwald, über das tauglänzende Gras, der aufgehenden Sonne entgegen.

Kiwitt, kiwitt. Komm mit, komm mit!

Ja, ich komme mit. Ich verwandle mich in den Däumling, steige dir auf den Rücken und fliege mit dir in die Nacht hinein. Der sanfte Flugwind streicht über uns, kräuselt deine samtigen Dunen auf den Flügeldecken.

Mein Fridolin.

Ich bin der komische Kauz aus den Bergen und ob du willst oder nicht, du bist mein Kauz Fridolin, und dich nehme ich mit mir, wenn wir aus dem Tal wegziehen, hinab in die große Ebene, dem dunklen See entlang und hinein in die steinerne Stadt mit den vielen Lichtern, den tausend Lichtern. Und wenn selbst in der Nacht der ewige Lärm aus den Straßen und Häusern nicht aufhört den Himmel anzuschreien, dann schwingen wir, die den Tag verschlafen haben, uns empor, über die Stadt, schauen hinab, nicht mehr von den Bergeshöhen in die Schluchten der Bäche und Flüsse, nur noch hinab auf die undurchdringliche, dicke graue Haut aus Stein. Hier wachsen die Bäume nicht mehr in den Himmel, nur noch bis zum dritten Stock.

Du bist mein Teufelskauz und ich bin der komische Kauz, der Bettnässer, der kleine Wicht, der sich vor den Kühen fürchtet, und den sie aus dem Tal jagen.

Ja, ja, du schweigst wie alle. Das Sprechen überlässt du mir. Aber ich weiß, dass du mich verstehst. Bevor ich mich auf deinen Rücken schwang, da sahst du mich an und aus deinen schwarzen Augen las ich: Wenn das nur gut geht. Aber auch: Wir sind die unerlösten Seelen verfluchter und verwunschener Menschen und stehen mit dem Teufel im Bunde. Daher aufgepasst auf diese geteerten Verrückten, die uns mit ausgebreiteten Flügeln an ihre Tür nageln wollen. Sie fürchten sich vor uns.

Und wenn sie uns ergreifen wollen, dann schreien wir: „Kuwitt“, Komm mit, komm mit ins Reich der Toten. Da erschrecken sie zu Tode. Sie fürchten sich vor unserer Rache. Sie müssen uns in Ruhe lassen.

Am Tag schlafen wir mit halbgeschlossenen Augen und verstopften Ohren. In den Kaminen, auf den Podesten, auf den Fenstersimsen von verlassenen Häusern.

Da hören wir dann den ganzen Tag lang, wie die Leute miteinander quatschen. Der Lärm ihrer Worte steigt hinauf bis zum Himmel. Aber mit dem können sie nicht reden. Sie sehen ihn nicht an. Sie verstehen ihn nicht. Sie fürchten ihn nicht. Sie erwarten nichts von ihm. Sie brauchen ihn nicht. Sie machen alles selber. Sie grüßen ja auch nur sich.

Ich bewunderte seinen hellen Seitenscheitelstreifen zwischen Stirn und Schnabelansatz, seinen Hakenschnabel, sein bräunliches Gefieder, seine vier Zehen mit den scharfen langen Krallen, seinen großen Kopf, seine großen durchdringenden Augen. Mein Kauz.

Wir kamen an, als es bereits dunkel war.

Ich war schon in stummes Erstaunen verfallen, als wir beim Hineinfahren in die Stadt die beinahe taghell erleuchteten Straßen passierten. Der Fahrer, ich weiß nicht mehr, wer es war, brauchte keinen Moment lang abzubremsen und langsamer zu fahren, denn die Helligkeit war so groß, dass er ohne zu zögern den Weg fand. In diesem hellen Licht musste doch für den Fahrer ein geheimes Wissen sein, das ihm den Weg wies. Ich war verrückt vor Freude und Angst. Es war alles so hell. Bis weit hinüber auf die andere Straßenseite war noch jeder Gegenstand deutlich zu sehen, nicht wie daheim im Tal, wo die Wiese jenseits der Straße in einsamem Dunkel versank. Als ich ausstieg, fühlte ich mich plötzlich in unangenehmer Weise nackt. Sofort hielt ich für ein paar Sekunden die Hände vor die Augen. Es war jetzt alles so sichtbar. Ich erschrak. Jetzt kann man doch auch mich besser sehen. Hier kann ich mich nicht mehr so leicht verstecken.

In dieser Nacht träumte ich einen Traum, der mir am nächsten Morgen wie kein anderer Traum zuvor und danach in Erinnerung blieb. Ich musste ihn aufschreiben, dachte ich. Und weil ich von da an Angst hatte, ich könnte vergessen, was ich nie vergessen wollte, schrieb ich auf, was ich nicht mehr vergessen wollte. Und wenn ich die Geschichten immer wieder las, war ich stolz darauf, dass es Geschichten waren, die ich vor dem Vergessen gerettet hatte. Oder sollte man sie vielleicht doch lieber vergessen?

Die erste Zeit nach unserem Einzug in die Stadt hatte ich das Gefühl, als würde nicht ich sie, sondern die Stadt mich ansehen. Da waren zuerst einmal die einäugigen Straßenbahnen, die in ihren Schienen wie blauweiß angemalte dickleibige Kühe daher gewankt kamen. Sie fuhren schnell und doch fielen sie nicht um. Und an ihren Köpfen hatten die langen Metallkühe eine Art Gabel. Mit der holen sie den Strom von der Leitung. Ein gewisser Koni aus unserem Hinterhof, den wir schon bald kennenlernten, behauptete, dass auch die Schienen unter Strom stünden. Das glaube ich nicht. Aber der Koni lächelte nur hinterhältig und sagte: Du wirst's ja dann schon sehen. Eine Zeitlang vermied ich es die Schienen zu berühren. Man musste sowieso dauernd aufpassen, wohin man seinen nächsten Schritt setzte. Denn es gab viele Leute. Die wollten alle zur gleichen Zeit an denselben Ort. Aber auch die Straßenlampen standen wie eine Reihe von Wächter stumm da und warfen auf alles, was sie beschienen, ihr einziges Auge. Und erst die Polizisten in ihren blauen Uniformen und Helmen. Das waren so schmale Töpfe. Wie riesige Fingerhüte. Die Tschugger hatten diesen Stadtpolizistenblick drauf. Mit dem sahen sie sofort die streunenden Hunde und die mütterlosen Kinder.

Da waren vor allem aber auch die vielen Autos. Die kamen mir anfangs wie blecherne Mäuse vor, die einem unsichtbaren Rattenfänger folgten. Ich stand oft einfach am Straßenrand und musste schauen. Einmal stand ich wie angewurzelt stehen. Ein alter VW, der aussah wie eine umgedrehte Nusschale, wollte in eine Straße abbiegen. Da klackte ein gelber Weiser, der in die beabsichtigte Richtung wies, aus der Seitenwand hervor. Es sah aus wie ein gelbes Hasenohr und der VW war ein alter Has. Man sah aber nie ein Tier. Außer Hunden und Spatzen.

Es gab da diese hohe Halle. Das ist ein Sackbahnhof, sagte der Große. Ein Sack aus Eisen. Da fahren die Züge hinein und bleiben vor den Puffern stehen. Die Lokomotiven sind tannengrün angemalt. Und in der Mitte hängt ein Wappen. Das kannte ich schon vom Tal. Aber hier schienen mir die Lokomotiven so mächtig und so groß wie kein Tier, das ich bisher gesehen hatte, wenn wir davor standen, aber eben doch wie ein mächtiges und gefährliches Tier.

An den Wappen kannst du lernen, welche Kantone es gibt. Damit machte der Große mit mir Unterricht. Staatskunde, sagte er. Jedes Mal, wenn wir zusammen vor einer Lokomotive standen, fragte er mich ab. Ich verwechselte zuerst immer Luzern und Zürich, dann Luzern und Zug. Bei Glarus war das einfach. Da war einfach der heilige Fridolin drauf mit einem Wanderstab und einer Mönchskute. Dass das grün-weiße Wappen das von Waadt war. (Wo ist das, Waadt? Das wusste er auch nicht.) ging mir nie in Kopf. Später haben wir einmal im Zoologischen Garten Elefanten gesehen. Da sagte ich zum Großen, die sehen ein bisschen aus wie Lokomotiven. Man müsste sie nur tannengrün anmalen. Lokomotiven haben Räder und keine Füße. Und wenn ich dann sagte, dass man sich die Füße ja wegdenken und Räder hinzudenken könne, einfach so als Gedanke, und eben auch grün anstatt grau und keinen Rüssel. Aber da sagte er schon, du spinnst wieder, und ging weiter zu den Löwen. Aber ich blieb noch zurück und sah, wie der größte Elefant, ein richtiger Bulle, dauernd um einen kleineren Elefanten herumstrich. Schließlich drängte er ihn in eine Ecke und dann sprang er ihm von hinten auf. Und dann sah ich, wie er seinen Schlauch, so groß wie bei der Feuerwehr, ausfuhr und bei der kleinen Elefantenkuh ankoppeln wollte. Aber sie hielt einfach nicht still oder was weiß ich. Jedenfalls klappte das Koppeln nicht. Und der Bulle stand missmutig herum und zog seinen Schlauch wieder ein. Aber in weniger als einer Minute später ging das ganze Theater von neuem los. Wieder nichts. Da ging ich weiter.

Die Löwen hinter den Elefanten gefielen dem Großen mehr. Sie sind ja die Könige und hocken so still da und sehen dabei herrschaftlich aus. Mir gefielen sie auch. Die Löwen waren ja nichts andere als große Katzen, das sieht ja jeder. Aber ich wagte das nicht mehr zu sagen, weil ich ja nicht spinnen wollte. Und als der Große sagte, dass die Löwen wirklich wie große Katzen aussähen, da war ich verblüfft. Aber wieso ist mir nicht eingefallen, dass ich hätte sagen können, du spinnst?

In den Hauptbahnhof, so hieß die riesige Halle, gingen wir oft. Wir lungerten in der Bahnhofshalle herum. Der Lärm in der Halle war sehr, sehr groß. Man musste schreien, um sich verständlich zu machen. Ich war irgendwie stolz darauf, dass wir dort bei einer der Hauptsachen der Stadt dabei waren. Der Hauptbahnhof war für mich und auch für den Großen

eigentlich die Hauptsache. Und am liebsten hätte ich das jetzt dem Köbi, dem Nachbarsbub aus dem Hinterland, erzählt. Der hat ja diese Hauptsache sicher noch nie gesehen. Der hat ja überhaupt wahrscheinlich nicht viel mehr als die Berge und die Linth gesehen. Die Berge in den Bergen sind groß und mächtig. Das mag sein. Der Hauptbahnhof ist aber auch groß, fast wie ein Berg. Aber in den Hauptbahnhof-Berg kann man hinein- und wieder hinaus- gehen, wie man will. Der Köbi steht aber immer wie ein Esel am Berg und kann nicht hinein, höchstens hinauf. Aber das ohne Esel und das ist viel anstrengender als Slalomfahren im Hauptbahnhof.

Aber eigentlich gingen wir vor allem hin, wenn wir nicht wussten, was wir sonst tun sollten. Auf die Unterlippe habe ich mir immer gebissen, wenn ich zusah, wie die Lokomotiven langsam auf die Prellböcke auffuhren. Und wenn die Funken stoben, wenn der Lokführer den Bügel einzog oder hochfuhr. Und wenn mit einem letzten Fauchen das Maschinengeräusch des Elektromotors erstarb. Das war ein Erlebnis. Aber ganz besondere Burschen waren wir, wenn wir durch die vielen Leute (Das Wort Leute war auch ganz neu für mich.) hindurch Slalom rannten, ohne jemals mit einem Leut zusammenzustoßen.

Oder ins Warenhaus Globus gingen wir. Ins Paradies! Das war meine zweite Hauptsache. Ich wollte zuerst nicht hinein gehen. Ich dachte, dass nur die richtigen Stadtleute hinein dürften. Und ich war ja erst noch und sowieso ein komischer Kauz. Aber der Große ging einfach hinein. Ich musste ihm folgen. Die Hauptsache dort war: Im Winter war's warm. Wenn man in den Laden trat, guckten einen so viele Dinge gleichzeitig an, dass ich zuerst gar nicht wusste, wo ich mit meinem Zurückgucken beginnen sollte. Alles. Das war das Wort, das ich gerade noch zu stammeln im Stande war, als ich das erste Mal hineintrat. Hier gibt es alles. Das Alles. Das Alles der Welt ist im Globus. Darum heißt er ja auch Globus, Dummerchen.

Diese Lektion hieß, die Welt ist vor allem oder sogar eigentlich nichts anderes als ein riesiger Markt. Das Warenhaus war also eine mehrstöckige und gedeckte Markthalle war. Da gab es einfach alles. Alles, was sich einer wie ich, der nur den Kleinkrämerladen kannte, nur vorstellen konnte. Was man kaufen wollte, wurde da zum Kauf angeboten. Und natürlich noch viel mehr. Das heißt, es gab Dinge, die ich noch gar nicht kannte und daher gar

nicht kaufen wollte, aber kaufen sollte. Aber ich hatte ja sowieso kein Geld. Das war für mich alles nur zum Anschauen.

Die Waren waren da in einem ganz wörtlichen Sinne. Nämlich alle Waren lagen immer ausgepackt vor einem. Und zwar wahnsinnig hell beleuchtet. Woher kommt das viele Licht? Und das Fantastischste oder das Paradiesische daran war, dass die Waren i m m e r da waren, sie gingen einfach nie aus. Immer waren die Gestelle prallvoll, die Schäfte lückenlos gefüllt, die Verkaufstische, die immer offenen hölzernen Schachteln, die Schächtelchen, die Dosen, die Schalen, die Gefäße, die Bonbonieren, die Etais, die Futterale, die Tüten. Nie ging ihnen der Inhalt auch einmal aus. Und wenn dann doch ein Gestell einmal schon fast leer war, dann wurden die Verkäuferinnen nervös. Es war ihnen sichtlich peinlich. Wahrscheinlich kamen sie sich dabei selber schon halbnackt vor. Aber nie war einmal alles verkauft. Es gab keine Leere, keinen Mangel, immer Fülle. Das war das wirkliche Schlaraffenland und ich hab's gesehen. Ich war da.

Außer ein Problem gab es im Schlaraffenland. Die vielen Verkäuferinnen, und noch viel mehr die wenigen Verkäufer warfen argwöhnische Blicke auf uns und scheuchten uns von den Tischen weg, als wären wir freche Elstern oder ärgerliche Fliegen. Finger weg! Ihr seid jetzt lange genug hier herumgelungert! Geht jetzt wieder raus! Ihr stört! Raus aus dem Paradies. Später begriff ich, dass kleine Kinder, die lausig angezogen sind, Löcher in den Socken haben, die man zwar nicht sieht, aber trotzdem ahnt, nicht jeden Morgen geduscht werden und schwarze Ränder unter den Fingernägeln haben, weil sie doch alles befigern müssen, und in Geschäften herumstehen, nur alles anschauen und womöglich noch mit ihren dreckigen Händen betatschen, aber nichts kaufen, vermiesen den schönen teuren und weiß gepuderten, bleichen Frauen die Kauflust und lassen die Kasse nicht klingeln, sind eine Plage und schädigen den Umsatz. Ich fand Umsatz ein wahnsinnig hässliches Wort, als ich es das erste Mal hörte. Es erinnerte mich an Kotze.

Da gingen wir dann rüber in die Bahnhofstrasse zum Spielwarengeschäft Franz-Carl-Weber. Bis wir dort auch rausflogen. Und dann an so grell erleuchteten Schaufenstern mit lächerlichen, aber teuren Kleidern drin vorbei wieder zurück zum Hauptbahnhof.

Was mir sofort auffiel. Ich roch nichts. Waren verströmten keinen Geruch. Außer in der Parfümerieabteilung natürlich. Da bestehen ja die Waren selber aus Geruch. Man verkauft Gerüche. Sie sagen Düfte. Man sollte dauernd einen neuen Duft ausprobieren. Ich stand mitten in einer Duftwolke. Die Wolke war sehr süß und umarmte mich. Aber ich kam mir sofort wie das kleine Ferkel vor, das ich ja auch war. Ich meinte auch sofort, ich müsste das den Verkäuferinnen erklären. Ich erfand schon entschuldigende Sätze. Den ganzen Tag hindurch ist doch keine Mutter da, die mir sagt, ich solle mir doch wieder mal die Hände, Füße oder das Gesicht waschen und die Fingernägel schneiden. Überall gab es auch Spiegel. Darin sah ich aus wie der dumme Alpbauerntölpel. Der war ich ja auch irgendwie, obwohl wir ja gar keine Bauern gewesen waren. Aber wenn man herab in die Stadt kommt, hat man das Gefühl, man sei ein Bauer gewesen und irgendwie redet man sich ein, man würde immer einer bleiben.

Am Anfang nahm ich auch immer den Fridolin mit auf unsere Erkundungstouren. Er sah sich das auch alles an. Er war aber immer sehr geblendet. Und er vermisste das Scharren an den Baumwurzeln und das schummrige Mondlicht. Er sagte mir immer wieder, dass er es hier nicht aushalte und wieder zurück in seinen dunklen Tannenwald oben beim Alpeli heim müsse, sonst würde er sterben. Und einmal mitten im brausenden Stadtverkehr am Paradeplatz, wo die mächtigen Geldschränke im Keller stehen, als ich kurz mit ihm in das Himmelsloch über uns, weit weg und über den Leuten, fliegen wollte, da war er weg. Flog einfach fort, ohne mich und ohne mir Adieu zu sagen. Ich blieb stehen und schaute in das Stück Abendhimmel, in das ich mit ihm hätte fliegen wollen, und da brannte es mir in den Augen so wahnsinnig– wie schon lange nicht mehr –, dass ich den ganzen Heimweg nur noch auf meine Schuhspitzen geschaut habe. Aber dabei habe ich mich dann auch verlaufen, und bis ich die richtige Straße wieder fand, kam schon die Nacht herab. Und als ich endlich zu Hause vor der Haustür stand, da war es schon sehr dunkel geworden. Der Große stand schon vor der Tür und sang mich an: Wieso kommst du erst jetzt nach Hause? Und als ich sagte, ich hätte mich verlaufen, da sagte er: Was bist du doch dumm und blöd, so ein Idiot.

Der Große hat mir ja schon mehr als einmal gesagt, ich sei ein Idiot. Im Hinterland gab es auch einen Idioten. Aus dem Nachbardorf. Er trug auch im Sommer hohe, schwere Schuhe und auch im Winter kurze Hosen mit Hosenträgern und Wollstrümpfen und grinste auch dann weiter, wenn man ihm sagte, er sei ein Idiot und er solle doch nun endlich aufhören mit dem Idiotsein und dem idiotischen Grinsen. Ich habe ihm das auch gesagt, obwohl auch ich im Sommer kurze Hosen mit Hosenträgern anhatte. Aber er schaute mich nur grinsend an, so dass ich mich abwenden musste. Das war einfach zu viel Grinsen.

Wahrscheinlich stand ich vor lauter Enge im Hals und Schwere in der Brust wirklich wie ein Idiot vor dem Großen da. Und wenn ich gegrinst habe, dann nur, damit ich nicht schon wieder zu flennen beginne.

Ich glaube, ein Idiot spürt alles, aber er begreift nichts. Ein Idiot eben. Hat er einmal zu staunen oder zu grinsen begonnen, kann er nicht mehr damit aufhören. Alles, was der Idiot empfindet, käme nur durch ihn allein zustande, daran glaubt er ganz fest. Idioten sind immer zu allem bereit, wissen aber nicht wozu und lassen sich täuschen ohne enttäuscht zu werden.

Bin ich ein Idiot? Kein Idiot kann sich das fragen.

Bin ich blöd und dumm? Die Dummheit hat feines langes Haar. Gar golden. Sie hält sie für die Saiten einer Harfe. Das ist dumm. Du bist dumm. Sagt der Große. Ein Dummer hat einen Schaden. Ein Loch. Das sollte man flicken. Ich gebe zu, dass ich ein Loch habe. Es ist besser, man gibt das von Anfang an zu. Mein Eindruck: Das Loch war schon immer da. Und ich bin und war schon immer dabei, es zu reparieren. Bin mir schon immer eine unabschließbare Bastelarbeit gewesen. Oder ich könnte zu mir auch sagen, du bist ein leckes Boot, das sich dauernd leerschöpfen muss. Man sollte dich mal gründlich überholen. Und ich sage dann: Stimmt, immer während ich dabei bin, ein Loch zu flicken, schlägt's erneut woanders ein. Ich will es vermeiden, aber es gelingt nicht. Warum kriegt man nie alles trocken oder unter einen Hut?

Und was ist mit denen, die nie in irgendeinem blonden Haar je die Saite einer Harfe gesehen haben?

Ein Idiot hat auf jeden Fall komische Haare, so wie ich. Koni fragte mich einmal ohne Ankündigung, als wäre ich ein Marsmensch und er hätte mich

das erste Mal gesehen: Du siehst irgendwie aus wie ein Idiot. Du trägst eine idiotische Drahtbrille. (Die musste ich jetzt tragen, seit ich hier in die Schule ging. Das hatten sie, die Frau Lehrerin und der Schuldoktor, gleich festgestellt, dass ich irgendwie falsch und auch zu wenig sah.) Und was hast du denn eigentlich für komische rote Haare auf dem Kopf? Das war natürlich keine Frage, das war ein Vorwurf. Ein Vorwurf allerdings, bei dem man nicht wusste, weswegen man sich schuldig fühlen sollte. Es war nicht dasselbe, wie wenn einem die Mutter rügte, man habe schon wieder vergessen, die Kellertüre abzuschließen oder die Milch in den Kühlschrank zu stellen oder den Wasserhahn für das Warmwasser fester zuzuschließen, damit nicht die ganze Nacht unnötigerweise Warmwasser heraustropfe und so die Gasrechnung verteuere, die man ja sowieso kaum mehr bezahlen könne, weil man zu wenig Geld hätte, und man solle doch auch mithelfen beim Sparen, und man solle doch endlich auch einmal, nur einmal wenigstens, drandenken. Endlich, einmal, wenigstens. Ja. Da wusste man genau, was man falsch gemacht hatte. Aber komische Haare zu haben? Da hat man doch weder etwas vergessen, versäumt noch falsch gemacht. Haare sind einfach da.

Seit Koni diesen Satz gesagt hatte, waren sie allerdings anders da, meine roten Kraushaare. Früher waren sie da, wenn die Mutter sie wusch oder wenn der Frisör sie schnitt. Dann waren sie die, die man waschen oder schneiden musste, danach die Gewaschenen oder die Geschnittenen, die man sich im Spiegel anschaute und danach vergaß man sie wieder. Nun waren sie anders da, d.h. sie fielen mir auf, weil einer sie als komisch bezeichnete. Und das Komische – das war mir sofort klar – konnte man weder abwaschen noch wegschneiden. Es nützte auch wenig, wenn ich mir sagte, dass Koni ein großes A war. Denn erstens war Koni sozusagen der Chef und zweitens war Koni dauernd draußen im Hof anzutreffen. Koni aus dem Weg zu gehen hätte bedeutet, nicht mehr hinaus auf den Hof zu gehen und nicht mehr mit den anderen Fußball zu spielen oder was mit den Mädchen zu haben. Um Koni kam man nicht herum. Koni war überall. Und wenn er nicht da war, dann waren seine Doppel da. Chefs verdoppeln, verdreifachen, vervielfachen sich, damit sie auch da sind, wenn sie gar nicht da sind. Die Doppel marschieren bei seinen Untergebenen einfach hinter-

oder nebenher, hängen sich ihnen an oder schweben mindestens in Hördistanz um sie herum und passen auf, dass niemand etwas gegen den Chef sagt. Hätte ich zum Beispiel zu Rietschi oder Pit gesagt, dass Koni ein A sei, dann hätte zum Beispiel das Koni-Doppel von Pit ganz sicher Pit einen Stoß versetzt, so dass der zusammengezuckt wäre und ihm was ins Ohr geflüstert hätte, so dass Pit dann gesagt hätte: Pass auf, was du sagst. Und der Satz würde ja nichts anderes bedeuten, als dass er ankündigte, so schnell wie nur möglich, Koni Bericht zu erstatten, dass der und der gesagt habe, er, Koni, sei ein A. Und dann würde Koni – vor versammelter Runde natürlich – mich zur Rede stellen und dann würde ich alles abstreiten, aber das würde nichts nützen und dann würde er mir eine Packung in den Magen verabreichen. Die Gegend trifft er besonders gern beim Boxen. Hat er alles schon gemacht! Ist allen bekannt. Und dann würde ich mich am Boden krümmen und zu heulen beginnen. Und die anderen würden um mich und Koni herum stehen und wahnsinnig blöd grinsen, mich als Heulbub verlachen und niemand hätte Mitleid, jedenfalls würden sie es nicht zeigen, und schließlich schleppte ich mich nach Hause und natürlich wäre wieder keine Mutter da, so dass ich nicht einmal mehr Lust hätte weiter zu heulen, und ich müsste dann einfach vor mich hin stieren und irgendetwas kaputt machen oder etwas stehlen, zum Beispiel das neue Taschenmesser des Großen oder in die Stadt gehen und im Warenhaus Globus einen teuren Kugelschreiber klauen, einer von denen, die so silbrig glänzen und königsblau schreiben, und dann würde ich möglicherweise dabei erwischt, wie François Le Grand, dieser Lulatsch, mit Polizei und allem drum und dran, vor allem Muttergeschrei, was machst du mir doch immer so viel Sorgen, was soll ich bloß machen, und so weiter und so weiter.

Das – lieber – nicht. Also, Koni ist kein A und meine Haare bleiben unwidersprochen komisch. Er sagte auch noch, dass meine Haarpracht auch aussehe, wie ein Insektenfänger. Eine Biene meint, da sei eine rote Blume und taucht ab ins rote Meer und findet nicht mehr raus. Ha, ha, ha. Und erst noch die Schnaken und die Fliegen und die Läuse! Komm mir nicht zu nahe mit deinem roten Läusemisthaufen!

Ich hab allerdings, das muss ich zugeben, schon vor Konis Bemerkung mit den komischen Haaren ein problematisches Verhältnis zu meinen

Haaren gehabt. Wenn ich nämlich zu Ritsch-Ratsch-Fetsch, das ist der Haareschneider, musste, dann war das schlimmer als schlimm. – So, du gehst heute gleich nach der Schule zum Herrn Fetsch. Haareschneiden! Ich habe dich angemeldet. – So machte sie es immer. Sie wartete nicht auf mein Einverständnis, denn sie wusste, dass ich es ihr nie geben würde, und meldete mich einfach bei Fetsch an. Dann musste ich gehen. – Ich will nicht zu Fetsch. – zu H e r r n Fetsch, bitte sehr. Keine Ausrede! Du schadest dir selber. Wieso schade ich mir, wenn ich nicht zum Frisör gehe? Es war jetzt gerade die Zeit, in der ich begann, hinter ganz viele Sätze meiner Mutter ein Fragezeichen zu setzen. – Und mir natürlich auch. Willst du das? – Wer will das schon, seiner Mutter schaden, indem er sie bloßstellt? Das war fies von ihr, aber was sollte ich dagegen tun. Ich wagte es natürlich nicht sie zu bedrücken. Sie sah ja wirklich schon ziemlich krumm gebeugt aus. Aber tüchtig war sie immer noch, enorm. Das war wirklich zum Heulen. Wie tüchtig die war. Und selbst wenn ich es wagen würde nicht zu Fetsch zu gehen, irgendwann würden mir alle nur noch Strubelpeter nachrufen, und dann müsste ich doch gehen, und Fetsch würde mit einem seiner dummen Sprüche im Salon herumflöten, so dass es alle hören konnten. – Aha! Le petit prince mit dem Fegefeuer auf dem Kopf geruht auch wieder einmal Figaro einen Besuch abzustatten, um seinen faulenden Heuhaufen durchzuzetteln. – Was ein Figaro bedeutete, war mir damals unklar, aber dass es Spott war, mit dem mich Fetsch begoss, war sonnenklar. Und das vor allen Leuten, die natürlich grinsten. Idioten!

Ritsch-Ratsch-Fetsch. Der Große und ich trabten oft zusammen bei ihm an. Der Ältere kommt zuerst dran, das ist die natürliche Reihenfolge, sagte Fetsch lächelnd. Jüngere haben zu warten. Hinten anstehen, aber bei mir darfst du sitzen. Damit wollte er bei mir punkten. Dummkopf. Ich hasste ihn. Mehr denn je. Ich begann jetzt Erwachsene außerhalb der Familie zu hassen. Ich wusste gar nicht, woher das kam. Eines Tages kommt der Hass und steht neben dir, tut so als wär er dein Freund, langt dir in die Brust und quetscht dir das Herz zusammen und lässt nicht mehr los.

Sitz! Wie zu einem Hund sagte Fetsch das. Dann saß ich auf einem der Stühle, die für die Wartenden aufgereiht waren, und vertiefte mich in eine der Zeitschriften. Die Schweizer Familie oder Die Schweizer Illustrierte. Ich

blättert die Hefte durch, besah mir die Fotografien und entzifferte ab und zu die darunter stehenden Sätze. Ich sagte nie ein Wort, nicht einmal, wenn mich Fetsch etwas fragte oder ein anderer Wartender. Er hat wieder einmal die Stimme verloren, nicht wahr, mummelte Fetsch, (Er hatte den Tick nach jedem Satz ein „nicht wahr“ dahinter zu setzen und hielt das für obergescheit und totallässig; hier in der Stadt sagen alle immer lässig; das war ein sehr wichtiges Wort, wenn man dazugehören wollte.) und puffte den Bruder auf dem Coiffeurstuhl. Der nickte und sagte Ja, wahrscheinlich einfach, damit der Fetsch Ruhe gab und er auch nicht wollte, dass man über mich sagte, ich sei ein stummer Hund. Ich hoff' das wenigstens. Aber bei einem älteren Bruder kann man diesbezüglich nie sicher sein.

Was wissen die schon von mir. Die haben ja keine Ahnung, wer ich wirklich bin.

Die Stimme verloren. Es war wirklich so, als hätte mir jemand beim Eintreten in Ritsch-Ratsch-Fetschs Käfig die Kehle rausgenommen und auch danach, mindestens eine Stunde nach vollbrachter Tat sprach ich eine oder zwei Stunden lang mit niemanden und machte mich auch sonst unsichtbar, indem ich zum Beispiel in die Hütte am Bahndamm verduftete. Verduftete – das ist hier wörtlich zu nehmen. Ich wollte diesen süßlichen Coiffeurduft so schnell wie möglich loswerden. Ich kam mir vor wie ein frisch gewaschener Hund, der, weil er sich nicht mehr riechen konnte, so verunsichert war, dass er daher dauernd nach hinten zu seinem Schwanz schauen musste, um sich zu vergewissern, dass sein Hinten nicht das eines anderen ist. Aber der arme Hund meint tatsächlich, der Schwanz gehöre nicht zu ihm und daher rennt er immer im Kreis herum.

Manchmal setzte sich ein weiterer Kunde neben mich und wartete ebenfalls. Da war Fetsch froh. Mit dem konnte Fetsch endlich was Vernünftiges quatschen. Ich war auch froh. So vergaß Fetsch, dass ich da war. Und nicht selten kam es vor, dass er dann den neuen Kunden vor mir dran nahm. Denn der hat es doch eilig und das verstehst du ja sicher. Wenn ich Tarzan oder Herakles gewesen wäre, oder auch Old Shatterhand oder Winnetou, das las mein Bruder, wäre ich jetzt einfach seelenruhig auf den Friseursessel gesessen, hätte meinen Revolver gezogen und dem Fetsch unter die Nase gehalten: entweder bin ich jetzt dran oder du, aber endgültig und für immer,

oder mindestens wäre ich aufgestanden, hätte noch kurz, aber für alle sichtbar auf den Boden gespuckt, die Tür mit dem Fuß aufgestoßen und wortlos das Lokal verlassen oder ganz cool gesagt: Schneid dir selber den Kopf ab, Haare hast du ja keine mehr! Dazu muss man noch wissen, dass Fetsch den glänzendsten Glatzkopf hatte, den ich je gesehen hatte.

Es saß einmal ein Bauer oder etwas Ähnliches neben mir, der schimpfte über den zu tiefen Milchpreis, aber normalerweise waren es Arbeiter, die fluchten über die zu vielen Ausländer. Da meinte ich immer, sie fluchten über mich. Waren es die besser gestellten Herren, dann beschwerten sie sich über den mangelnden Ausbau des Straßennetzes, die hohen Steuern und vor allem über die Sozis und den Kommunismus. Das war ihr Lieblingsthema. Und auch Fetsch geiferte da gerne mit. Der Kommunismus war und ist eine große Gefahr. Jawohl. Die größte in unserer Zeit. Man muss ihn überall und immer bekämpfen. Mit allen unseren Kräften. Auch bei uns. Da glühten sie ganz vor Eifer. Und am liebsten hätten sie gleich losgeschlagen. Ich wusste nicht, was der Kommunismus genau war. Es war eine Gefahr. Sie fürchteten sich davor und sie liebten diese Gefahr. Man konnte das Gefühl bekommen, sie wären betrübt, wenn es die Kommunisten nicht mehr gäbe. Sie brauchten diesen Feind. Wenn man sie so reden hörte, dann gab es überhaupt nur Freunde und Feinde und Fronten, Überläufer, Verräter, gute Spione und falsche und solche hinter dem Vorhang und die anderen davor und die, die links oder die, die rechts stehen, und die dazwischen mussten sich entscheiden und sich einreihen. Entweder und Oder. Es durfte kein Dazwischen geben. Die Welt wurde eng. Man musste aufpassen, dass man nicht dazwischen geriet. Das spickte einige aus dem System. (System, das Wort war ein Koloss für mich. Sehr kolossal.) Denen sagten sie Außenseiter. Das Wort erinnerte mich an Seitenwagen. Das waren einrädrige kleine Wägelchen wie Wiegen, die an schwere Motorräder angeschraubt waren. In so einem Seitenwagen wäre ich gerne mal gefahren. Mit einer Schutzbrille, einem Helm aus Leder und einem wehenden blauen Halstuch wegfahren in die Nie-Wieder-Zurück-Kommen-Welt. Adieu. Als ich das erste Mal einen Seitenwagen sah, da meinte ich, man könne damit vielleicht auch fliegen. Jedenfalls sah es so aus. Es brausten zwei Piloten an mir vorbei. Der Seitenwagen sprang sicher zehn Zentimeter über der Straße

hinein ins Abenteuer, das auf der anderen Seite der Erde stattfand. Die Abenteuer finden ja immer woanders statt.

Fetschs Haarkammer war klein. Wer eintrat, kam sich sofort wie ausgestellt vor. Denn man blickte ohne es zu wollen in einen der zwei großen Spiegel, die auf der gegenüberliegenden Wand hingen. Es kam mir hier drin alles viel heller als üblich vor. Jedenfalls ließ mich das Gefühl nie los, als stünde ich im Scheinwerferlicht und alle Blicke seien jederzeit auf mich gerichtet. In Fetschs Salon fühlte ich mich auch immerzu aufgefordert, zu beurteilen, ob ich überhaupt und falls ja, wie schön bzw. wie ansehnlich oder wenigstens sauber und ordentlich war. Ich fand mich aber immer verbogen, in die Länge gezogen, mit leicht schielenden Augen, die aber auf jeden Fall zu nahe beieinander standen, (Die Brille zog ich natürlich schon aus, bevor wir drin waren.), mit abstehenden Ohren, schiefer Nase, und vor allem war die immer, wirklich jedesmal, zu krumm, und dann natürlich die roten Kraushaare, diese immer lodernden Flammen, der faulende Heustock.

Es gab sogar Leute, die konnten sich im Spiegel zulächeln. Das kam für mich niemals in Frage. Ich wollte mich gar nicht sehen, eigentlich. Ich wollte ja gar nicht da sein. Ich war auch immer wieder erstaunt, wie kindlich mein Gesicht im Spiegel anzusehen war. Der Junge im Spiegel schien mir weit jünger als der Junge, als der ich mich fühlte. Ich wollte mich daher immer von mir abwenden und blickte überall hin, nur nicht auf mich. Das gelingt natürlich überhaupt nicht, wenn eine ganze Wand nur aus Spiegeln besteht. Sein Spiegelbild kann man bei Frisör einfach nicht ignorieren. Beim Warten beobachtete ich die anderen und stellte fest: Keinem fiel es leicht, in den Spiegel zu schauen. Besonders die groß Gewachsenen standen sehr verlegen da, bevor sie sich nach der viel zu langen Begrüßungszeremonie, wie steht's, wie geht's, endlich setzen konnten. Ich fand, sie sähen aus wie am falschen Ort aufgestellte Türme. Dass sie sich genierten, war offensichtlich. Nur hatte ich noch nie einen Erwachsenen gehört, dass er das auch gesagt hätte. Das ist das Seltsame. Mit solchen Gedanken geht man offenbar allein in der Welt herum.

Vor den Spiegeln standen die obligaten hohen Stühle, auf denen man tatsächlich wie auf einem Thron saß und die – das war eines der einzigen Vergnügen im Fetschs Coiffeursaloon – drehbar waren. Freilich konnte man

sie nicht selber drehen, denn Ritsch-Ratsch-Fetsch, der Herr über alle Fläschchen, Tuben, Döschen, den kühlenden Zerstäuber, die langen und die kurzen Scheren, die Scheren mit den Zacken und die bedrohlichen Rasiermesser mit samt dem ledernen Riemen, an dem er das Rasiermesser rauf und runter zog, um es zu schleifen, ließ seinen kaum zwanzig Quadratmeter großen Thronsaal nie allein.

Am Boden lagen die abgeschnittenen Haare, die er aber nach jedem Schnitt sofort wegwischte bzw. in ein geheimes Loch im Unterboden schob.

In Fetschs Salon bestand ich also zur Hauptsache aus rotem Kraushaar. Komisches. Überall hatte ich so kleine Haarringel, Zöpfchen, an denen man ziehen konnte. Immer wieder hörte ich die Frauen sagen, es zucke sie in den Händen und sie wollten mir ihre Hand auf meinen Kraushaarteppich legen oder mir durchs Haar zu fahren, nur ganz kurz. Als wäre das ein besonderes taktilen Sinneserlebnis und als könnten sie dabei eine einmalige, exquisite Erfahrung machen. Auch Fetsch fuhr mir immer wieder durchs Haar und halb bewundernd, halb abgestoßen von der krausen Haarpracht. – Was hast du bloß für Haare! – Dann machte er mir das Haar nass, nahm die Schere und mit wenigen Schnitten stutzte er mich zu einem herausgeputzten Pudel zurück. Ich kam mir dabei kahl und nackt vor, wie ein geschertes Schaf eben. Und hinterher roch ich wie ein ganzer Coiffeurladen. Ein süßlicher Geruch, den man eine Zeitlang nicht mehr losbekam und für den man sich irgendwie – man wusste nicht warum – schämte. Man hatte, wie gesagt, plötzlich etwas an sich, das nicht zu einem gehörte. Und für mindestens zwei Stunden saß ich irgendwo draußen und ließ mich vom Wind und Regen entstäuben.

Der Vater hatte rotes Haar, aber niemand in der Familie hatte krauses Haar, selbst die Mutter nicht. Die hatte, glaube ich, in ihrer Jugend ja auch Locken gehabt hatte. Jetzt hat sie keine Locken mehr, höchstens größere Wellen. Sie hatte aus ihren Locken Wellen gemacht, denn sie wollte eine Frisur haben, keine Locken. Das musste sie. Denn eine neue Zeit brach ja an: Und eine neue Zeit braucht eine neue Mode: Machen Sie sich eine neue Frisur. Machen Sie aus sich einen neuen Mensch. Machen Sie aus sich etwas. Etwa so stand es in den Heften von Fetsch.

Das kam ihr entgegen, denn ohne die Locken konnte man ihr ihre italienische Herkunft nicht so ohne weiteres ansehen.

Wir hatten die Mutter nie anders als mit einer aufwändigen Frisur gesehen. Immer eine gute Frisur zu haben, das war ihre tägliche Herausforderung. Am Morgen machte sie also etwas aus sich. Da musste sie dann den ganzen Tag auf die Frisur achtzugeben. Sonst konnte es ja geschehen, dass sie nichts mehr war. Manchmal band sie sich ein Tuch über, einfach weil sie fürchten musste, dass Regentropfen auf die Haare fielen. Und Nässe, das war Gift für die Frisur. Waren die Haare einmal richtig durchnässt, so war es unvermeidlich, dass sie sich in kleine und kleinste Löckchen verquirlten. Da sah man, dass auch sie ursprünglich gekraustes Haar besaß, und also italienisch war. Und dann war nicht gut Kirschen essen mit ihr. Sie war launisch, nichts mehr war ihr recht. Man konnte froh sein, wenn sie sich ins Bett legte und ihre ungewollte Verwandlung in das hässliche italienische Entlein mit Kraushaaren in der Lektüre eines Liebesromans vergaß.

Komische Haare sind viel schwieriger zu vergessen als geschnittene Haare. Obwohl die auch immer schwierig zu vergessen waren, weil ich es hasste, wenn Fetsch nach beendeter Schnipselei fragte „Und gefällt es dem jungen Herr?“, dann wollte ich ihm immer am liebsten sagen, genau so wie dem Koni, A, A, A, drei mal A, aber nein, man sagt Ja, und geht schnell aus dem Laden und dann bläst einem der kalte Wind durch das frisch geschnittene Haarfeld und man hat Hühnerhaut auf dem Kopf und verflucht den Frisör, A, A, A, und tröstet sich damit, dass die Haare wieder schnell nachwachsen und so vergisst man auch relativ schnell, dass man Haare auf dem Kopf hat. Das Komische bei den komischen Haaren kann man nicht wegschneiden. Das ist eher vergleichbar mit den Haarläusen. Die kriegt man auch so schnell nicht ab. Haarläuse sind wahnsinnig hartnäckig, ein Schande und erst noch zahlreich. Wie die Konis! Sie vermehren sich genau so schnell wie seine Chefallüren. Und wenn man glaubt, man sei sie losgeworden, so hat man ganz sicher irgendwo eine Nisse übersehen und alles geht von neuem los.

Seit Koni, dieses A, dem ich nicht A sagen darf, mir die komischen Haare angeschwätzt hatte, musste ich mich abends und morgens, und manchmal auch mitten am Tag, im Spiegel anschauen. Bisher hatte ich nur immer in

den Spiegel geschaut und mir dabei zugesehen, wie ich Grimassen schnitt. Beim Grimassenschneiden war ich jeweils ziemlich schnell immer ein anderer. Wenn ich jetzt das Komische meiner Haare zu begreifen suchte, dann begegnete ich mir auf eine unangenehme Weise. Nur sich allein im Spiegel sehen, als der mit den komischen Haaren. Das war unerträglich. Ich musste befürchten, dass ich von nun an, das Komische nicht mehr wegdenken konnte. Es ging auf jeden Fall auch dann nicht mehr weg, als ich begann, es mit komischen Grimassen unsichtbar machen zu wollen. Mir war so wahnsinnig unheimlich zumute, dass ich mich vom Spiegel abwenden musste. Eine Zeitlang vermied ich es, in den Spiegel zu sehen.

Mein Haar konnte man nur schneiden. Kämmen war unmöglich. Niemand konnte mein Haar kämmen. Nicht einmal ich. Es fiel nicht, es stand nur ab. Die Haare entfernten sich sozusagen von meinem Kopf wie gequirelte Spiralen oder Speichen, die um eine Radnabe herum ein Rad bildeten. Die Nabe ist mein Kopf und der war tatsächlich wie bei einem Rad im Vergleich zu meinem Haarrad klein, eigentlich ein Knopf. Und wenn ich lange nicht zum Haarschneider ging, standen sie hinaus, wie Speichen eben, oder Radien. Einzahl Radius. Schule. Oder wie Vektoren, das sagte Pat, der Klugscheisser, der, leider, wirklich so viel wusste, wie er vorgab zu wissen. Was sind Vektoren? Pfeile, kurze und lange. Je länger sie sind, desto weiter kommen sie, wenn man sie abschießt, wenn du weißt, was ich meine. Ich wusste nicht genau, was Pat meinte. Noch am Nachmittag desselben Tages traf ich auf Koni und seine Leute und Koni sagte dann auch: Stimmt. Er hat Haare wie Vektoren. Alle lachten sie dieses Überlegenheitslachen. Aber ich bin überzeugt. Die wussten nicht, was Vektoren sind.

Als ich abends vor dem Einschlafen mir die Sache nochmals überlegte, kam ich zum Schluss, dass Koni und Pit diesmal schief lag, denn ein Pfeil fliegt ja nicht einfach weiter, nur weil er länger ist. Im Gegenteil, je länger er ist, desto schwerer ist er, und ein schwererer Pfeil fliegt ganz sicher weniger weit als ein leichter. Es käme allerdings noch auf die Größe des Pfeilbogens an. Mit einem großen Pfeilbogen kann man weiter schießen als mit einem kleinen. Aber dann kann man ja mit einem genügend großen Pfeilbogen vielleicht auch einen großen Pfeil weiter schießen als einen kleinen Pfeil mit einem kleinen Pfeilbogen. Hingegen fliegt ein kleiner Pfeil

auch auf dem großen Pfeilbogen weiter als ein großer. Oder etwa nicht?
Mein Gott ist das kompliziert.

Weiter dachte ich nicht. Es ging einfach nicht weiter. Ich fühlte mich plötzlich, wie wenn ich eine Zeitlang in einem anderen Zimmer eingesperrt gewesen wäre. In einem Zimmer, in dem es nur große und kleine Pfeile und verschieden große Pfeilbögen gab und sonst nichts, und bei jedem Pfeil hing ein Fragezeichen, das konnte man unmöglich abschießen. Dann lag ich wieder auf meinem Bett, legte die warme Decke über mich und sah zum Großen hinüber. Der wusste ja alles und las gerade Den Schatz im Silbersee zum dritten Mal. Und ich hörte, wie er atmete.

Es war gefährlich, ihn dabei zu stören. Das wusste ich. Trotzdem fragte ich ihn:

- Du, was ist ein Vektor?
- *Was? Lass mich in Ruh!*
- Ich komm einfach nicht weiter beim Nachdenken.
- *Mh.*
- Koni sagt, ich hätte komische Haare wie Vektoren.
- *Ach, sei ruhig.*
- Er sagt Vektoren sind Pfeile.
- *Halts Maul, jetzt. Quatsch! Koni ist ein Angeber. Vektoren sind gerichtete Größen, die man in Form von Pfeilen darstellt.*
- Koni sagt, je länger der Pfeil ist desto weiter kommt er. Ich habe nachgedacht und finde, das stimmt schon, aber für einen längeren Pfeil braucht es auch einen größeren Pfeilbogen, damit er weiter kommt, denn ein längerer Pfeil ist ja schwerer.
- *Klar. Logisch. Gut gedacht Kleiner.*
- Sag nochmal, was du gesagt hast.
- *Ich habe gesagt: Koni ist ein Angeber. Vektoren sind gerichtete Größen, die man in Form von Pfeilen darstellt.*
- Was meinst du mit „die man in Form von Pfeilen darstellt“?

Dann suchte er weiter mit Old Shatterhand und Winnetou den Silberschatz und schien überhaupt nicht über meine Frage nachzudenken, doch nach einer Weile seufzte er und sagte plötzlich:

- *Steh mal auf und komm zum Tisch.*

Ich schlug die Decke zurück und stieg eilends aus dem Bett.

- *Setz dich mir gegenüber.*

Ich tat, wie mir geheißen.

- *Wir machen Armdrücken.*
- Wieso? Du gewinnst ja sowieso.
- *Los.*

Mein Widerstand war gering. Ohne sich groß anzustrengen, drückte er mir den Unterarm auf den Tisch.

- Siehst du, ich wusste es ja. Und darum musste ich aufstehen?
- *Komm. Das Ganze nochmal. Ich will dir was zeigen.*

Wir stützten uns nochmals auf die Ellenbogen und hielten einander die Hände und drückten gegeneinander.

- *Wo spürst du jetzt meine Kraft?*
- Da, in der Hand.
- *Also von hier aus wirkt eine Kraft, geht die Kraft aus. Und wenn ich dich drücke, wohin geht sie?*
- Da hinunter, auf den Tisch.
- *Ja genau, und zwar eigentlich bis dorthin, wo dann unsere Hände zu liegen kommen. So, und nun ziehst du eine Luftlinie, hier beginnt sie und dort zeigt sie hin und sie ist so und so stark, nämlich so stark, wie ich dich drücke, minus deinen Widerstand. Und das ist ein Vektor. Und jetzt will ich weiter lesen.*

Er ließ die Hand los, schlüpfte wieder ins Bett und las weiter, als wäre nichts geschehen. Ich blieb sitzen und machte die Bewegung des Armes nochmal nach und versuchte zu begreifen. Das mit dem Darstellen hatte ich allerdings immer noch nicht begriffen. Den Bruder aber nochmals zu fragen, wagte ich aber nicht.

Ich hätte ihn auch noch gerne gefragt, ob ich wirklich komische Haare hätte. Ich hätte mir gewünscht, ihn nochmals sagen zu hören, Koni ist ein dummer Angeber.

Ich schaute zu ihm hinüber. Der Große hatte keine Kraushaare. Seine Haare glichen, was die Form betraf, denen des Vaters, waren aber so dunkelbraun wie Mutters Haare. Das beschäftigte mich. Einen Moment lang dachte ich: Könnte es nicht auch sein, dass ich eigentlich gar nicht wirklich zur Familie gehörte. Vielleicht habe ich eine andere Mutter? Oder sogar einen anderen Vater, einen anderen Rothaarigen? Aber wer wären dann meine Eltern?

Braucht man überhaupt Eltern, wenn sie nicht da sind? Früher oder später braucht man keine Eltern mehr.

Manchmal vergaß ich sogar, dass ich einen Vater hatte. Ich hatte ihn einfach schon lange nicht mehr gesehen. Und ich wollte ihn auch nicht unbedingt sehen. Er war mir unheimlich. Was dachte wohl der Bruder über den weit weg wohnenden Vater? Es nahm mich wunder, aber ich wagte es nicht, ihn ein zweites Mal zu stören.

Es wäre schwierig, die Mutter zum Sprechen zu bringen. Denn noch viel weniger als der Vater will die Mutter reden. Er musste mir immerhin schon mal sein Auftauchen in der Familie erzählen. Warum hat er mir eigentlich seine Geschichte erzählt? Ich habe ihn ja nicht dazu aufgefordert.

Die Mutter-Geschichte dürfte bei der Erzählrunde natürlich nicht fehlen. Für die Mutter wäre es allerdings schwieriger. Sie müsste sich überwinden. Die Wut über die ungerechte Behandlung, und dass ihr noch immer keine Gerechtigkeit widerfahren ist, verschließt ihr den Mund. Aber vielleicht ist es auch die Scham uns Kindern gegenüber. Denn sie ging ja einfach auf und davon und ließ uns zurück, ohne uns was zu sagen. Oder vielleicht meine ich das auch nur. Sie hat uns alles erklärt, dass sie schon mal vorausginge und in Zürich eine Wohnung suche für uns drei und uns dann holen käme, aber wir haben nicht richtig zugehört, weil wir ja nur wollten, dass sie bei uns bliebe. Der ganze Rattenschwanz von Erklärungen, warum sie fortmüsse, würde ja sicher nicht bewirken, dass sie bliebe.

Immer galt: Schont die Mutter! Ihre Gefühlslage war für mich mit Sorge verbunden, mit etwas Gefährdendes, mit erhöhter Aufmerksamkeit, wie ein

Kartenhaus, das bei der geringsten Berührung zusammenfiel. Und das wäre dann die Katastrophe. Die Katastrophe zu vermeiden hieß also, ihr nie zu nahe zu treten, nie die Türe zu ihrer geheimen Gefühlskammer auch nur einen Spalt breit öffnen zu wollen.

Jeder ist mit sich allein. Jeder kämpft letztlich für sich allein. Ich bin ich der Kämpfer, der vorangeht, ein Held, auf den sich die Augen der anderen richten. Vorläufig bin ich gleichzeitig auch noch der andere. Niemals ein Mitläufer, den niemand beachtet. Im Geist führe ich den Aufstand an und ein riesiges Heer von aufständischen Gladiatoren und Versklavten – meine besten Freunde – wird mir folgen. Wir werden unbesiegbar sein und von Sieg zu Sieg eilen und siegen, siegen, siegen. Ich bin Spartakus! Und er wird unter mir liegen und dann muss er die Arme ausstrecken wie ein Gekreuzigter und ich werde auf ihm hocken und ihm die Bizeps zerquetschen. Mit meinen Knien werde ich seine Oberarme durchwalken, stundenlang, so fest ich nur kann.

Und ich werde ihm wehtun, und es wird ihm wehtun. Rasen soll er vor Schmerz.

Mein Feind.

Eure Mutter hat es schwer und darum, macht keine Dummheiten, die ihr das Leben noch schwerer machen. Soweit die Ermahnung ihrer Schwester, Tante Giovanna. Ich wusste, was sie mit der Mahnung meinte. Der Kleine umso weniger, denn er schaute sie nur groß an. Warum sollten Dummheiten, die e r machte, i h r das Leben erschweren? Sie machen ja ihm das Leben schon schwer genug. Er musste auf sich aufpassen, auch noch auf sie aufpassen konnte er nicht.

Ich würde der Mutter ja gerne helfen, beim Öffnen der Kammer. Aber ich verstehe auch, würde sie ihren Gefühlsharnisch ablegen, wie grell fiel dann Licht auf die ungesühnten Stacheln in ihrem Fleisch.

Ach, sie ist so verschlossen wie der Kleine.

Aber was passiert, wenn jemand nie etwas von sich sagt? Man tut so, als könnte man das: Man öffnet ihre Seelenkammer mit einem eigenen Schlüssel, macht Licht, schaut sich um und macht sich seinen Reim draus.

Wenn ich mir ihre Geschichte selber zusammenreime, dann mache ich mir ein Bild von ihr. Ist das jetzt eine Anmaßung, etwas, was mir nicht zusteht? Ich will, ich muss mir von ihr ein Bild machen.

Wir wollen sie dabei haben, sie muss auch dabei sitzen, wenn wir erzählen. Ich weiß genau, dass sie auch eine Geschichte zu erzählen hätte.

Das wäre eine andere Geschichte als meine und als die von Moss. Wir würden dann unsere Geschichte beiseite legen, und ihr vielleicht noch sagen, dass wir froh wären, dass sie uns ihre Geschichte erzählte.

Aber ich habe nicht so viele Freunde. Eigentlich keine, oder keine richtigen. Koni hat ja alle um sich geschart. Diese Angsthassen. Da wagt keiner die Seite zu wechseln. Dann vielleicht eher ein einsamer Samurai, ein Ninja, ein Auftragsmörder aus dem japanischen Mittelalter, mit nächtlichem Auftrag. Das ist gut. Ich führe ein Doppel-, Drei-, Vier-, Fünf-, ein Tausendleben. Allen zeige ich meine zahlreichen Existenzen, aber niemandem, wer ich wirklich bin. Der Auftrag ist natürlich geheim. Ich ertrage bitterste Kälte und ich kann stundenlang regungslos in meinem Versteck liegen, ohne dass man meinen Atem hört, ohne dass der Atem mich überhaupt bewegt. Ich werde mich abhärten und mir von Tischbeinen meine Oberarme durchquetschen lassen. Dann können sie so lange auf meinen Bizeps herumrutschen, wie sie wollen. Niemand soll mich je wieder weinen hören.

Aber sie ist ja nicht da. Es gibt sie ja nicht wirklich, die Erzählrunde. Es gibt sie ja nur in meiner Einbildung. Aber wenigstens dort, in meiner Einbildung, könnte ich sie zum Sprechen bringen, ihr Schweigen brechen.

In der Schule schrieb der Deutschlehrer den Satz an die Wandtafel: Du sollst dir kein Bildnis machen! und dann schreibt er weiter, der Max Frisch: „Du bist nicht“, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte, „wofür ich dich gehalten habe.“ Und wofür hat man sich denn gehalten? Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat.“

Dann würde ich jetzt also meine Mutter verraten? Würde lieblos mit ihr umgehen, wenn ich versuchte, ihrem Geheimnis eine Sprache zu geben, weil

ich es müde bin, in ihrem Schweigen weiterhin ein erregendes Rätsel zu sehen!

Ich muss mir doch ein Bild von ihr machen, ich muss. Denn wenn ich mir kein Bild von ihr und ihrer Vergangenheit mache, dann begreife ich sie nicht, dann geht sie mir verloren, dann verliere ich sie und wenn ich mir kein Bild von ihr mache, dann mache ich schon gar nicht die Erfahrung, dass sie nicht meinem Bild entspricht. Man muss weitererzählen, um einander nicht zu verlieren.

Ich werde überleben, weil ich die perfekte Kampfmaschine sein werde. Ein Läufer, Schwimmer, Springer, Schwinger, Kletterer, Werfer, Fechter, Würger, ein Flieger, ein Schütze. Und ich werde schneller sein als er, weil ich schneller denke als er. Mein Vater lehrte mich diese Kampfkunst. Nicht mein leiblicher Vater, der verfehlte Metzger, mein richtiger Vater, der, den selbst ich nicht sehen kann, aber von dem ich weiß, dass er immer da ist und mich beobachtet, mich tadelt, mich vorwärts treibt, mich trainiert. Mein geheimer Trainer. Er stellt sich hinter mich und sagt: Geh aufrecht! Lass den Kopf nicht hängen! Quäle deinen Körper, sonst quält er dich. Geh vorwärts! Weiche aus! Jetzt! Und jetzt such den Kampf und siege, siege, siege!

Ich will sie mir als selbstbewusste, entschlossene junge Frau vorzustellen, die sie in meinen Augen war, wenn sie den Entscheid trifft, die Familie zu verlassen, sich aus unmöglichen Verhältnissen zu befreien, und die darauf bestand, das Leben wieder selber in die Hand zu nehmen, allerdings mit dem Klotz der Kinder an den Beinen. Mein Erzählarrangement sieht eine junge, energische, in ihrem Stolz verletzte Tochter einer italienischen Immigrantenfamilie vor: Erhobenen Hauptes, in der Rechten die Deichsel eines Leiterwagens, nur das Nötigste hat sie vorläufig aufgeladen, schreitet sie für alle, die es sehen wollen, den Kilometer vom Dorf ihres Mannes zurück zum Nachbardorf ihrer Familie, ihrer Mutter ab. Ich stelle mir vor, es war gegen zehn Uhr morgens. Ein heller Morgen. Ihr Blick geht weit über die Bäume und Hügelkuppen hinaus, gegen Osten, dorthin, wo das Licht herkommt, wo sich das Tal öffnet. Da will ich hin, da will ich hindurch, durch dieses Tor zur Freiheit. Aber dem zielstrebigem Blick hin

zum Ausgang des Tals, hin zur Linthebene, wirft sich ihr eine Bergflanke nach der anderen in den Weg.

Das Training findet in geheimen Lagern statt. Lager, die nur ich kenne, wo man Tag und Nacht trainiert, um schließlich übermenschliche Fähigkeiten zu erlangen. Beim Gehen drückt der Trainer mich immer leicht nach vorne, was mich zwingt schnell zu gehen, wenn ich nicht hinfallen will. Ich springe von Dach zu Dach, wenn er es will, auch wenn ich mich fürchte in die Straßenschlucht zu fallen. Dennoch, ich muss es tun. Denn wenn du deine Tat vollbracht hast, musst du fliehen. Schnell und ohne dass man dich sieht, sagt er. Ich lerne und verliere meine Angst.

Gut, dass niemand weiß, dass ich Ninja heiß.

In der Nacht wenn alle schlafen, schleiche ich mich auf meinen mit Watte gepolsterten Sandalen, die auch bekrallt sind, hinaus ins Dunkel und streife über die Dächer davon, klettere die Wände hinauf und hinab und klebe, wenn es denn nötig sein sollte, an der Decke wie eine Fliege, mit meinem schwarzen Anzug, der schwarzen Haube, die mein Gesicht bedeckt und die den Augen nur einen Schlitz lässt. Oder gehe ich bei hellichtem Tag hinaus auf die Straße, gekleidet mit einer schwarzen Sutane, denn ich bin der katholischer Pfarrer aus Italien, der seine Gastarbeiter seelisch betreut. Ich muss so verklemmt gehen lernen, als würde ich pfaffenhaft unter den Anstürmen meiner Phantasien leiden und sie am liebsten in meinem Gedächtnisschrein unauffindbar einschließen.

Das wird mir schwerfallen, denn in letzter Zeit überfallen mich sexuelle Phantasien, ohne dass ich es will, das lenkt mich ab, das ist nicht gut für meinen Trainingsstand. Das Spiel mit der Geilheit ist eine enttäuschende Sache. Da wird etwas versprochen, was nie gehalten wird. Mach dich glücklich. Aber danach bin ich eigentlich fast nie glücklich. Ich bin unzufriedener als zuvor und ich muss mir von mir selber sagen lassen, dass ich ein Idiot bin und dass es nur vernünftig wäre, wenn ich die Selbstbefriedigung in Zukunft ließe, um all meine Kräfte und all meine Phantasie für den Einsatz bereitzuhalten.

Diese Berge! Sie stehen da. Nein, sie wurden dahin geworfen. Absichtlich! Von Giganten, von Riesen. Um mir meine Sicht hinaus auf eine bessere Zukunft zu nehmen. Man ist immer wieder entmutigt und muss sich einreden, den Blick auf den eh verdeckten Talausgang doch endlich sein zu lassen. Nie, nie wird man hier freie Sicht haben. Immer, immer ist man hier gefangen!

(Keine Ahnung, ob sie auch so denkt wie ich. Ich möchte es.)

Das einzige, was man tun konnte, um einmal den Blick nicht in Demut nach oben zu richten, sondern geradeaus und in die Weite, bestand darin, hinauf, auf die Berge zu kraxeln, die Riesen zu besteigen. Auf die Flanken, die Halden, durch die Schrunden, die Runsen und die Furchen, über die Klötze, die Felsen, die Kuppen, die Buckel, in die Wände, die Türme hinauf, zu den Zinnen klettern, bis man endlich von oben hinab schauen konnte: Da ist Diesbach und dort ist Hätzingen dort geht es weiter nach Glarus und weiter bis zum Ausgang, wo die Berge eine weite Ebene frei geben müssen, und da ist unser Haus und tief unten schlängelt sich eine Straße, die Häuser schmiegen sich ihr an, als wären sie wie mit einer Schnur verknüpft, dagegen die Gaden (die Ställe) über die ansteigenden Hänge verstreut. Da sind wir durch und nun sind wir da oben, aber wir müssen wieder hinab. Zeitig, sonst kommen wir ins Einnachten.

Aber die Riesen sträubten sich immer wieder gegen ihre Besteigung, schüttelten die Selbstherrlichen ab, forderten Opfer. Die vielen Kreuze, die auf Felsvorsprüngen, auf gerodeten Matten oder gar neben letzten Bäumen, jedenfalls an im Tal gut sichtbaren Stellen angebracht waren, zeugen davon. Jedem Mutwilligen sollen sie eine Warnung sein.

(Das fällt mir jetzt einfach auch noch ein, obwohl sie das doch vielleicht gar nicht erzählen würde, weil sie ja an ganz andere Dinge gedacht hat. Ich merke, es fallen einem beim Erzählen der Geschichte eines anderen immer Dinge ein, die man gar nicht dabei haben will, die im Erzählfluss einfach mitschwimmen. Sollte ich die einfach nicht beachten?)

- *Aber ich will es verlassen dieses enge, dunkle Tal.*
- *So schnell geht hier keiner und keine weg, sagen die stummen Riesen.*

Das sind lästige Ausbildungsstockungen auf meinem Weg zu einem vollkommenen Ninjakämpfer. Beinahe so lästig wie mein großer Bruder, der mir immer mehr vorkommt wie eine große, mächtige Sau, die ich immer noch nicht abgestochen habe. Eine Großsau. Oder Koni. Das ist auch eine Großsau.

In den Taschen und unter meiner Sutane habe ich meine Schuriken versteckt. Diese Wurfklingen haben so viele scharfen Spitzen, dass sie, wer auch immer noch so vorsichtig auf sie tritt, garantiert das Fleisch ritzen, so dass das Gift, in das ich sie zuvor gelegt habe, seine Wirkung entfalten kann.

Auch hätte mich doch mein Vater schon als kleines Kind daran gewöhnt, die Glieder auszurenken, um jegliche Handschellen abstreifen zu können, das jetzt, mit vierzehn, nachzuholen ist zu spät.

Den Krebs bekämpft man mit Krebs.

Im Schnee trage ich zur Tarnung weiße Kleidung und lasse mir einiges einfallen, um unauffällig meinen Auftrag zu erfüllen. So binde ich mir Holzblöcke unter die Schuhe, die Tierspuren hinterlassen. Mit Metallklauen an Händen und Füßen können wir Ninjas fast jede Wand erklettern. In der Nacht schleiche ich mich im Mondlicht an mein Opfer heran und besiege ganze Armeen von feindlichen Samurai. Dann verschwinde ich im Nichts.

Die Mutter ging.

Und das habe ich ja selber miterlebt: Zuvor mussten wir aber noch das Haus, sprich das Wirtshaus und die Metzgerei putzen, was sehr anstrengend gewesen war. Und dann sind wir alle in die Fabrikantenvilla gezogen. Da verbrachte sie aber höchstens zwei Wochen, nämlich so lange, bis die Schwiegermutter, diese Hexe, ihr neuerlich nahe gelegt hat, doch jetzt endlich wieder mal was zu arbeiten. Diese Hexe, mit der sie kein Erbarmen habe, die sie am liebsten in den Ofen geworfen hätte. Aber der Hänsel begleitete sie ja nicht. Der blieb zurück und ließ sich mästen. (Oder wo war der eigentlich zu diesem Zeitpunkt? Das müsste ich ihn fragen. Oder sie.)

Ich stelle mir vor, dass Nonna, ihre Mutter, die ihr einst von der Heirat mit Moss abgeraten hatte, sie gut aufgenommen hat. Das kennt die ja am eigenen Leibe, dass es mit Männern nur schlecht herauskommen kann. Und

diese Geschichte hat sie mir einmal erzählt, obwohl sie es nicht gern und nur mit leiser Stimme tat: Pietro, ihr Vater, zieht 1938 aus. Die Ehe sei wegen Zerrüttung, sprich, weil er sowohl die Frau als auch die Kinder geschlagen habe und sie vernachlässigt habe, geschieden worden. Wie ihre Mutter, setzte sie also selber dem Schrecken ein Ende.

Ohne nachträgliche Schelte und Vorwürfe der Mutter wird es aber kaum abgegangen sein: Siehst du, wir haben es ja immer gesagt, aber du wolltest nicht hören, wenn es drauf ankommt, lässt er dich im Stich, der taugt zu nichts, diese Ehe war zum Vorneherein zum Scheitern verurteilt.

Und dann lasse ich sie in den Zug steigen.

Draußen steht die Mutter und Marie, die liebe Nachbarin. Adieu für immer! Keine Tränen. Sie ist entschlossen. Die Mutter und Marie reden ihr noch gut zu. Dann, ein heftiger Ruck durch alle Wagen, der Zug fährt an und zieht sie fort. Nie mehr werde ich in dieses Tal zurückkehren.

Nie mehr diese langen Winter! Nie mehr diese verhockte Kälte, die, wie ein Betrunkener die leere Gaststube, das Tal nicht mehr verlassen will.

Trotzig stiert sie vor sich hin. Zum Glück sitzt sie allein im Abteil. Mit niemandem hätte sie jetzt Lust zu reden, schon gar nicht mit Bekannten, die heikle Fragen stellen. Sie ist froh, dass sie schweigen kann.

Schweigen – den Mund geschlossen halten. Es sieht ein wenig nach Entschlossenheit aus, aber man weiß es ja nie genau, vielleicht ist es nur gespielte Entschlossenheit, hinter der sich viel mehr Enttäuschung und Verbitterung verbirgt. (Das würde sie natürlich nicht erzählen. Das denke jetzt nur ich, weil ich doch so oft ihren geschlossenen Mund, hinter dem sie ihre Seufzer verschließt, vor Augen habe.)

Jetzt bin ich heimatlos, denkt sie, und wirft die bekannten letzten Blicke auf die gekündigte Heimat.

Die Wege zu den abseits stehenden Ställen sehen aus wie Schrammen in einer sattgrünen Grashaut. Auf beiden Seiten des Weges sind Ziegen- oder Kalbskopf große Steine zu halbhohen Mäuerchen aufgeschichtet. (So habe ich es auch gesehen, als ich beim Auszug aus dem Tal im Auto saß.) Sie halten das Veh – das Vieh – davon ab auf die Wiese des Nachbarn oder der ruhenden Brache zu gelangen. Oder man säumte auf diesen Wegen das Vieh über die Berge Richtung Süden nach Mailand, wo sie gutes Geld gaben. Die

von Moos bewachsenen Steine sind im Laufe der Jahrhunderte immer tiefer in den Boden gesunken, was die Kühe und Kälber des 20. Jahrhunderts dazu animiert haben mag, auf die Steine zu steigen um an die fetten Gräser der Nachbarswiese zu gelangen, dabei ver stolperten, verletzten sie sich und landeten vorzeitig im Schlachthaus. Der moderne Bauer hält daher die Kühe heute zusätzlich mit einem elektrisch geladenen Zaun vor naturbelassenen Dummheiten ab. (Ach, schon wieder ein deplatzierter Einfall. Das hat mir ja alles der Vater erzählt.)

Einige dieser Mauern machen jedoch einen gepflegten Eindruck und vielleicht hat sie jetzt gedacht, dass ihr Vater einige dieser Mauern wieder instand gestellt hat.

Es ist ein Regionalzug und er hält an jeder Station. Ah, auch das noch! Es kommt ihr vor wie eine letzte Prüfung, bevor ihr endlich die Erlaubnis gegeben wird, das Tal hinter sich zu lassen. Und immer wenn der Zug in eine nächste Station einfährt, wendet sie ihren Blick vom Bahnsteig ab, möchte sich am liebsten für eine Zeit lang unsichtbar machen, um ja keinen Bekannten mit einem Blickkontakt aufzufordern sich zu ihr zu setzen.

Angespannt, aber auch hoffnungsfroh schaut sie nun doch auf den Bahnsteig, wenn im Kantonshauptort Glarus sich die Weiterfahrt verzögert. Zu diesen Dörflern und Kleinstädtern werde ich nicht mehr gehören. Ein neues Leben werde ich beginnen. Eines, in dem ich allein bin, aber auch allein bestimmen kann. Mit diesem Gedanken, der sie zugleich beseelt und beunruhigt, ist sie bei der Weiterfahrt so sehr beschäftigt, dass sie ganz erstaunt ist, wenn sie aufschauend den Zürichsee neben sich sieht. (Genauso war es mir passiert. Aber ich hatte vielleicht viel mehr Angst vor dem neuen Leben als sie. Vielleicht auch nicht. Was weiß ich denn schon. Ich denke mir das alles ja bloß aus.)

Im Glarner Hinterland standen die Häuser links und rechts der Straße entlang und wer zum Fenster hinaus sah, erblickte immer nur seinen Nachbar oder sein Nachbarin, die man mehrmals am Tag sah und von der man also genau wusste, was sie gerade machte. Alles war nah. Die einzige Ferne waren die hohen weiß bedeckten Schneeberge, die sich aber nur allzu gerne hinter einem Hang versteckten.

Aber nun erfasst sie ein freudiges Frohlocken, wenn sie das Aufblitzen der Sonnenstrahlen auf der Wasseroberfläche bemerkt. Wie schön, der Hügelzug auf der Gegenseite des Sees spiegelt sich im Wasser, und da, ein gemächlich rudernder Fischer senkt seine Ruder ins Wasser, und wie nun das Glitzern über die Wellenberge zittert.

Es wird schon gut kommen. Es muss.

Wir Kinder bleiben vorerst zurück, in den Klauen der bösen Schwiegermutter, bis ein gerichtlicher Trennungsentscheid sie ihr erst ein halbes Jahr später wieder zusprechen.

Weggehen aus dem Glarnerland. Dazu hattest du guten Grund. Ich gehe davon aus, dass es dir nicht schwer fiel, zumal du ja schon als junge Frau das Tal einmal verlassen hast. Diesmal wird es wohl endgültig sein. Ist es deine Heimat, die du verlassen hast?

Heimat ist ein Gefühl. Man kann es nicht kaufen. So wie man an einem Ort alt wird, wächst das Heimatgefühl mit, bis man schließlich gar meint, die Heimat sei vor einem schon da gewesen und man habe sie eigentlich nur in Besitz genommen oder sonst wie verdient und nun endlich bekommen. So war es doch auch für ihre Eltern, die aus dem Malcantone und den Bergen um den Comersee ins Tal der Linth kamen und nun gilt das auch für sie, allerdings in umgekehrter Richtung.

Die Mutter verlässt das Tal für immer und macht sich in Zürich heimisch. Und nur kurze Zeit später werden auch wir Kinder nach Zürich verfrachtet und zeigen den Bergen den Rücken.

Ja, auch ich habe ein deutliches Gefühl, die Berge zurück- und hinter mir gelassen zu haben. Es ging schnell.

Plötzlich, eines Tages, irgendwoher traf die Botschaft ein, wir würden nach Zürich zur Mutter kommen, und von da an beherrschten mich zwei neue verwirrende Gefühle: eine kaum zu bändigende, überschäumende Vorfreude auf das Wiedersehen mit der Mutter und eine untergründige, dumpfe Angst vor dem Neuen und Unbekannten. Plötzlich kamen mir die Bergriesen vor wie große und dumme unbewegliche, klotzige Steintölpel. Ich gehe auf die große Reise und ihr, ihr alten schlaffen, faltigen Riesen seid auf ewig verdammt, hier zu verharren.

Wie das Wasser der Linth die Kieselsteine und den feinen Granitsand das Tal hinab, in die offene Linthebene hinaus und schließlich in den Zürichsee hinein spült, schwemmte es uns hinab, hinaus aus dem Tal und hinein in die Stadt Zürich.

Ich aber konnte nicht den Findling spielen.

Aber es wird keine Verfolger geben. Denn niemand wird das Kunstwerk meines tödlichen Sticks sehen, und schon gar nicht hören.

Mein treuester Gefährte ist der Bo, ein Stab, ein harmlos aussehender Bambusstab. Durch Wegducken werde ich seinem ersten Schwertangriff ausweichen und gleichzeitig und unbemerkt den Metallverschluss am Ende des Stabes öffnen und dann kreisförmig 30 Zentimeter über den Boden fegen. Eine an den Stab befestigte zwei Meter lange Kette mit einem Gewicht am Ende wird sich um seine Beine wickeln, und bevor er reagieren kann, wird zu Boden gerissen und ich werde mit dem bleibeschwerten Ende zuschlagen.

Oder ich spiele einen Blinden, der mit seinem Stock den Weg sucht, aber plötzlich mit einer schnellen Bewegung des Handgelenks einen Giftpfeil hervorschnellen lässt und schon geht es mit ihm zu Ende.

Der Ring des Kyoketsuschoge, den ich gegen seine Arme schleudere wird ihn zwingen, sein Schwert zu senken, und dann, dann ziehe ich ihn zu mir heran und lasse ihn Bekanntschaft mit meinem doppelschneidigen Messer machen.

Und dann. Dann!

Ich muss mich konzentrieren. Welcher Schlag zuerst? Wie vorgehen? Was ist mein Plan?

Hier muss ich meines Bruders Hüter sein.

Nun gab es keine Großmutter mehr, keine Nachbarin, keinen Hund, und auch keine Mutter in der Küche. „Pass auf ihn auf. Er ist noch so klein.“

Dann schloss sie die Tür hinter sich und ließ sich mich mit ihm allein.

Man musste sich um ihn kümmern. Das war nicht unbegründet. Seit wir hier in der Stadt waren, machte er eine Dummheit nach der anderen. Oder

fairerweise müsste man sagen: Er machte die Dummheiten nicht, sie passierten ihm.

Beispiel eins: Hinterhof, Zürich West. Wir, ich glaube, wir waren zu fünf, alle waren sie jünger als ich, standen herum und wussten nicht, was tun. Niemand hatte eine Idee. In den leeren Wohnungen warteten Schulaufgaben und keine Mütter, Väter sowieso nicht, die einem halfen endlich damit anzufangen. Der Himmel versprach auch nichts Erhellendes. Die üblichen Spiele waren wie ausgespielt. Von Koni und seiner Bande war nichts zu sehen. Der Nachmittag war wie auf die Bremse gestanden und schob sich nur noch zäh vor sich hin. Jeanine und Lara lehnten gelangweilt an der Häuserwand und kratzten sich mit verschränkten Armen den Rücken. Ihr fröhliches Gekicher war verstummt. Ihre Blicke schweiften über die am Boden liegenden Fahrräder hin zu den immer zu allem bereiten schwarzen Krähen auf den Stangen der Wäscheaufhängung und verloren sich in der Tiefe des Hofes. Benny, die Watschelente, er rannte auch wirklich so und war für das Fußballspiel unbrauchbar, hockte im Schneidersitz auf dem Boden und spielte Aschenputtel, er beschaute sich alle Steinchen, die er zwischen seinen Schenkeln fand, stopfte sich ab und zu einen größeren Stein in den Mund, lutschte daran herum, nahm ihn wieder aus dem Mund, besah sich den so vom Staub und Dreck gereinigten Stein und legte ihn zu seiner Sammlung neben sich. Hätte man ihn gefragt, wieso er das mache, er hätte bestimmt keine Antwort darauf geben können. Den Kleinen sah ich gedankenverloren in gefährlicher Nähe zu Bennys Oberschenkel mit einem dünnen Haselzweig auf dem geteerten Boden herumstochern, dann einen der größeren Steine aus Bennys Sammlung in seine Nähe bugsieren, dann seinen Stecken zu einem Bogen spannen, dann den Stein an die Hauswand spicken, von wo er zurück in seine Nähe flog, und dann dasselbe Prozedere wieder von vorn beginnen.

Ich war drauf und dran die Szene zu verlassen, als plötzlich Koni auf einem Fahrrad um die Ecke gefahren kam. Ich beschloss zu bleiben. Ich wusste, dass er den Kleinen immer kujonierte. Koni war ein Ballon. Wenn ich nicht dabei war, war der Ballon prall gefüllt mit viel Bluff, Angeberei und Chefallüren, kam ich dazu, schrumpfte er zu einem Häufchen Verärgerung

*über mich zusammen. Er glaubte, ich neidete ihm die Chefstellung im Hof.
Er mied mich.*

- *Schaut mal, wie ich platt bin!*
- *Wieso, hat dich endlich jemand platt gehauen?, vernahm sich der Kleine, der immer deutlich mehr Mut zeigte, Koni zu ätzen, wenn ich dabei war.*

Er hielt an, um sich bzw. sein Hinterrad beschauen zu lassen.

- *Wie aufregend, Koni hat einen Pffffff, einen Plattfuß!*

Wir traten sofort hinzu und bildeten um ihn und sein Fahrrad einen Kreis, außer dem Kleinen, der versuchte immer noch den Teer zu löchern. Wirklich, dem hinteren Rad fehlte beträchtlich Luft. Wir griffen alle danach und nickten zustimmend.

- *Und wie hast du dir denn den geholt?, fragte ich.*
- *Wenn ich das wüsste. Wahrscheinlich die Tschinggen, die streuen ja überall Reisinägel hin, grinste er mich an.*
- *Aber sicher, die erbetteln sie sich extra im teuersten Kleiderladen an der Bahnhofstrasse, bei Fein-Kaller oder so, oder stehlen sie im Globus und dann warten sie den ganzen Tag, bis sie den Koni von weitem sehen und dann streuen sie, was das Zeug hält, eine ganze Schachtel, denn sie wollen unbedingt, dass es den Koni erwischt, und wenn es ihn dann, nicht ganz zufällig, erwischt hat, lachen sie sich hinter Schweizer Büschen einen italienischen Schranz in den Bauch.*
- *Aff!, sagte Koni und trat in die Pedale.*

Ich glaube, niemand hat ihn bemerkt, und darum konnte ihn niemand warnen, als der Kleine ausgerechnet dann, als Koni losfuhr, den Luftdruck im hinteren Pneu überprüfen wollte. Die scharfe Kante des Schutzblechs grub sich tief in seine kleine Hand ein. Aber auch das hat wahrscheinlich niemand von uns gesehen, nur er selber, alle aber lähmte sein schriller Schrei.

Er hat Glück, sagte der Arzt, der, anstatt die Wunde zu nähen, die Haut mit eisernen Klammern zusammendrückte, dass es ihm nicht die Sehnen durchgetrennt hat. Sonst könnte er Zeigefinger und Mittelfinger nicht mehr bewegen.

Zwei Wochen Bett und Arm in der Schlinge! Aber konsequent. Er war ein wichtiger Mann, ein Hauptmann, im Schweizer Militär. Das konnte man im Wartesaal sehen. Da gab es eine Photographie von General Guisan und von ihm. Und in uns Kindern vermutete er Volltschinggen. Er sagte etwas auf Italienisch zur Mutter. Aber die gab ihm auf Schweizerdeutsch Antwort. Wir sind doch höchstens Halbtschinggen.

Die Mutter hatte die ganze Zeit nicht geatmet und nur zugeschaut und zugehört. Ich auch. Der Arzt schätzte das. Erst jetzt, als wir wieder draußen auf der Straße standen, machte sie einen tiefen Seufzer.

Was machst du bloß für Sachen!

Der leise Vorwurf in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

Wer soll jetzt den ganzen Tag bei dir sein, wenn ich arbeiten muss und der Große in der Schule ist?

Krankheit war in ihrem tagtäglichen Ablauf nicht vorgesehen. Das war sozusagen der Plattfuß in ihrem Arbeitsrad. Sie selber war nie krank. Der Kleine dafür umso mehr.

Der Kleine war sich offensichtlich nicht im Klaren darüber, was sein Verhalten mit dem Glücklichein der Mutter zu tun hatte.

- Ach, was soll ich bloß tun?

Sie begann zu jammern. Ich wartete eine Weile, dann sagte ich, was ich zu sagen hatte:

- Ich passe auf ihn auf.

- Das ist aber schön von dir.

Ich weiß heute noch nicht, ob mich dieser Satz von ihr stolz oder deprimiert machen soll. Stolz empfand ich, weil sie mich offenbar für fähig hielt, ihr eine Sorge abzunehmen, deprimiert, weil ich mich in der festgelegten Rolle eines Hüters meines Bruders gefangen sah.

In der ersten Woche blieb ich zu Hause und schwänzte mit Erlaubnis der Mutter die Schule. Schule schwänzen ist schön, in der Wohnung zu verharren, wenn man selber gar nicht krank ist, ist grässlich. Das heißt, man beginnt das Drinbleiben-Müssen langsam zu hassen.

Am ersten Tag ist alles noch neu beim Mutterspielen. Da erzählt man am Abend der Mutter stolz, was man alles gemacht hat und die Mutter bekommt

feuchte Augen vor Stolz. So nah war man der Mutter schon lange nicht mehr.

Also, zuerst haben wir zusammen auf seinem Bett Morgen gegessen, d.h. zuvor musste ich natürlich das Morgenessen machen und es ihm auf einem Tablett ans Bett bringen. Das Tablett ihm auf die Oberschenkel zu legen stellte sich als nicht praktikabel heraus, denn mit einer Hand muss er es halten um Schieflagen zu verhindern, die andere Hand, mit der er hätte essen sollen, war ja aber zurzeit nicht zu gebrauchen. Ich hockte mich daher auch ins Bett neben ihn, platzierte das Tablett vorsichtig auf meine Oberschenkel und hielt es mit einer Hand in der Horizontalen. Zwei Mal musste ich diese heikle und mühsam aufgestellte Sitzordnung aufgeben, weil er sich eine andere Konfitüre und noch mehr warme Milch wünschte.

- Ach, sagte die Mutter, anteilnehmend.

Dann musste ich das Geschirr wieder abtragen. Dann rief er mich wieder zu sich und erinnerte mich daran, dass er die Tabletten noch nehmen müsse. Er sagte, er könne sich das Glas Wasser nicht selber holen, weil der Arzt und auch die Mutter gesagt hätten, er dürfe das Bett nicht verlassen. Ich holte ein Glas Wasser und verabreichte ihm die Tablette. Dann wusch ich ab. In der Zwischenzeit öffnete ich das Fenster und ließ frische Luft in das Zimmer. Dann musste er doch kurz neben das Bett stehen, und ich zog ihm das Leintuch straff und schüttelte das Duvet durch. Dann las ich ihm was vor und dann bemerkte ich, dass er dabei eingeschlafen war.

- Das hast du aber sehr gut gemacht.

Ich antwortete nichts darauf, fühlte mich so aufgerichtet wie nie zuvor. Ich war sowohl stolz auf mich als auch beruhigt, dass sie beruhigt war. Was an diesem ersten Tag sonst noch geschehen war, schien mir nicht erwähnenswert. Denn, wenn es nichts mehr zu tun gibt, dann weiß man auch nicht recht, wozu man hier eingeschlossen bleiben muss. Ich langweilte mich, schaute aus dem Fenster in den Innenhof, sah aber nur Wäsche aufgehängende Hausfrauen, die herumstanden und minutenlang miteinander tratschten und ich sah den Postboten mit einer Tasche voll Briefe, mit dem quatschten sie auch noch. Und eigentlich wäre ich doch lieber in die Schule gegangen.

Am zweiten Tag bekam meine Säule aus Stolz und Mutterliebe schon Risse, am nächsten Tag fielen Stücke von ihr ab, am vierten Tag lag nur noch Schutt am Boden und am fünften Tag hörte ich die Schlange zischen.

Ich saß am Fenster, sah streitenden Spatzen zu, währte mich gleichzeitig im Schulzimmer und reagierte nicht, als er mir rief, auch nicht, als er mich ein zweites und ein drittes Mal aufforderte, ein Glas Wasser herbei zu schleppen. Soll er doch warten! Oder soll er doch selber aufstehen und sich sein Glas Wasser holen. Dazu ist er nämlich schon längst fähig.

- *Hol's dir doch selber.*
- *Aber ich darf ja nicht aufstehen.*

Ich hätte ihn weiter jammern lassen und mir die Ohren zustopfen können. Ich füllte ein Glas mit Wasser, trug es sorgfältig bis zu ihm, kurz vor seinem Bett stolperte ich über den Bettvorleger und schüttete ihm das Wasser ins Gesicht.

- *Entschuldigung, Unfall. Was hätte ich denn machen sollen? – Du hättest besser aufpassen sollen. – Ich hab ja so aufgepasst, dass ich auf dem Weg zu dir nichts verschütte. – Du bist absichtlich ausgerutscht! – Spinnst du! – Doch, ich habe es genau gesehen. – Lass mich in Ruhe mit deinen Wahnideen.*

Für einige Zeit ließ er mich in Ruhe und ich ihn im Wahn und im nassen Nachthemd versumpfen. Ich wollte lesen, konnte mich aber auf nichts mehr konzentrieren. Zum Glück verstrickte sich draußen die inzwischen zahlreicher gewordene Spatzenschar in einen kleinen Wettkampf um eine Brotrinde, die wahrscheinlich einem Kind aus der Hand gefallen war. Sie pickten und stocherten auf der Rinde herum, so dass diese auf und ab zuckelte, als kämpfte sie ihren letzten Kampf. Jedenfalls war sie schon bald in zwei kleinere und ein größeres Stück zerteilt. Einer der Spatzen war so vermessen, dass er mit dem größten Rindenstück im Schnabel wegfliegen wollte. Das misslang aber, denn die Rinde war für einen einzigen Spatz zu schwer und landete nach kurzem Flug wieder auf die Erde. Sofort stürzten sich drei andere Spatzen drauf und verteidigten ihre Neuerobung mit Eifer, so dass der Übermütige leer ausging. Minutenlang ging das Picken und Hacken mit zahlreichen weiteren Spatzen weiter, bis schließlich auch

die letzte Brotkrume weggepickt war und alle Spatzen den Platz geräumt hatten.

Ich wandte mich wieder nach innen und sah den Kleinen einige Meter von meiner Position entfernt ruhig liegen. Möglich, dass er heulte. Schließlich trat ich an sein Bett und sagte:

- *Komm. Steh auf. Dir fehlt ja nichts an den Beinen. Und wenn dir schwindlig wird, kannst du ja wieder ins Bett kriechen. Wir lüften dein Zimmer und du ziehst ein trockenes Nachthemd an. Und dann spielen wir am Küchentisch irgendein Spiel.*

Er starrte mich an, als wüsste er nicht recht, wohin er den nun plötzlich unbrauchbar gewordenen Vorwurf, ich hätte ihm das Wasser absichtlich an den Kopf geworfen, versenken sollte.

Wie schnell fließt die Zeit dahin, wenn ich den Kühen auf der Wiese zusehe, wie sie Gras fressen? Fließt sie schneller, wenn ich dem schnell fließenden Wasser im Fabrikkanal zusehe? Ich musste immer wieder dem geschwind dahinströmenden Wasser zusehen, wie es an mir vorbeihastete. Das Wasser in den Kanälen brachte die Webmaschinen in der Fabrik zum Laufen. Es schimmerte grün und verschwand einfach in der Fabrik. Die hatte auf zwei Seiten ein schwarzes Loch. Rein-raus. Die Maschinen hatten wir nie gesehen. Man durfte nicht in die Fabrik. Das war verboten. Wahrscheinlich stimmte das nicht, aber wir nahmen es an. Das Fabrikgebäude sah abgeschlossen aus. Nie kam jemand aus der großen Tür und nie sahen wir jemanden da hinein gehen. Aber innen schien viel los zu sein. Man hörte ein immer gleiches Scheuern, Schaben, Kratzen und Klacken. Das mussten die Maschinen sein.

Ich sehe mich, wie ich am Rand des Kanals sitze und dem Fließen des Wassers zusehe. Ich fand, das Wasser habe es viel zu eilig, in die Fabrik zu kommen, es hetze regelrecht auf das dunkle Loch in der weißen Fabrikwand zu, als dürfte es sich keinesfalls verspäten, als müsse es dort noch vor irgendeinem Schluss hineinkommen.

Wir hatten große Angst vor diesen Kanälen. Ihr geht nie hinauf. Ihr bleibt unten. Klar. Nie auf die Böschung. Großmutter, Mutter, Vater, Marie und auch Franziska, die Serviertochter oder auch der Pöstler. Immer wenn wir

alleine unterwegs waren, und wir waren sehr häufig allein unterwegs, kletterten wir die Grasböschung hinauf, um einen Blick auf das vorbeischießende Wasser zu werfen, doch kaum oben angelangt, mussten wir leer schlucken und wir sprachen vor Scheu kein Wort miteinander, als dürften wir das gefräßige Ungeheuer, das ja Kinder mit sich reißen konnte, ja nicht reizen.

Er hing an mir. Er hing an mir, mehr als mir lieb war, das steht fest. Ist das jetzt noch so? Und hänge ich auch an ihm? Ich neige dazu, diese Frage mit Nein zu beantworten. Es ist bestimmt kein An-ihm-Hängen. Aber vielleicht täusche ich mich da.

Als ich etwa vierzehn war und er acht oder neun, war ich völlig verrückt nach Fußball, er natürlich im Schlepptau meiner Begeisterung. Wir spielten jeden Tag vom ersten Frühlingstag bis weit in den Herbst hinein sozusagen jede frei Minute Fußball. Und wir spielten, wo auch immer es Gelegenheit gab, vor allem auf dem Teer beim Eingang zum Innenhof des dreieckigen Häuserblocks oder auf einer nahe gelegenen Quartierwiese. Da schürfte der Kleine sich die Knie wund, da boxte er mir unfair in den Magen oder da war er knapp davor, vor Wut zu heulen, weil wir schon wieder verloren hatten und da flüsterte er mir ins Ohr, komm, mit diesen Holzpfehlen spielen wir nicht mehr und schon gar nicht mit diesem Holzbein Pit.

Aber ich fand das blöd und kindisch und gab keine Antwort, und schon nach zehn Minuten stummer Dickköpfigkeit bildeten wir neue Mannschaften und hatten natürlich schon wieder die üblichen Holzbeine dabei. Beim Spielen vergaßen wir die Ängste um die Mutter, die immer so spät nach Hause kam und wir konnten es so vermeiden, alleine in der Wohnung verharren und auf sie warten zu müssen. Am schönsten war es, wenn wir draußen im Hof spielten und mitten im Spiel ihre Stimme vernahmen, die uns zum Nachtessen rief, und wir uns, noch schwitzend und schnaufend und ohne noch tischen oder sonst noch Hausarbeiten machen zu müssen, einfach nur hinsetzen konnten, eine ihrer herrlichen Mahlzeiten verschlangen, um möglichst bald wieder zum nächsten Spiel zu hechten. Das ging so schnell, dass sie dabei das Gefühl haben konnte, von uns kaum beachtet und geschätzt zu werden, und sie muss sich dabei wohl vorgekommen sein, nach

dem Servierdienst im Restaurant ein weiteres Mal nur jemandem zu Diensten zu stehen. Aber dabei war das doch genau das Gegenteil! Wir liebten sie allein für ihr Dasein, dafür dass sie das Sprungbrett war, von dem aus wir uns wegkatapultieren konnten, hinaus in die jugendliche Kampfarena, und dafür, dass sie sozusagen in der Kabine auf uns wartete und uns die sagenhaften Taten erzählen ließ und schließlich unsere müden Beine ins Bett legte und zudeckte.

Lieber spielte ich allerdings mit noch Größeren auf einer nahe gelegenen Wiese. Da kam es immer wieder vor, dass der Kleine und ich alleine auf der Wiese sitzen blieben, weil alle anderen Kinder schon zum Nachessen gerufen worden waren, wir aber noch nicht nach Hause wollten, weil wir wussten, dass die Mutter erst spät heim kam.

Einmal meinte der Kleine, dass es doch seltsam sei, wie wir immer wieder allein auf der Wiese saßen und warteten.

Ich weiß noch genau, dass ich ihn wütend anstarrte und anfauchte: Sei still! Aber ich weiß überhaupt nicht mehr, warum ich das tat. Ich hatte danach ein schlechtes Gewissen, weil er natürlich überhaupt nicht begriff und trotzig aufstand und davon gehen wollte, aber es dann doch nicht tat. Denn noch viel weniger als mit mir allein auf die Mutter zu warten, wollte er wahrscheinlich nur ganz allein auf sie oder auch auf mich warten. Und darum musste er wieder von seinem unsinnigen Trotz abkommen und doch mit mir zusammen warten. Ich war meistens der Sieger in diesem Angst-Trotz-Duell.

Aber warum wurde ich wütend über seine Bemerkung?

„Komm runter, Kleiner! Ich will heim“, befahl er mir. Er stand schon wieder unten, was mich wunderte, denn ich hatte gar nicht bemerkt, wie er wieder den Damm hinunter gerutscht war. „Komm jetzt!“ Ich wollte nicht. Es gefiel mir hier oben so nahe an einer so großen Gefahr, und es gefiel mir, dass er, der Große, offenbar mehr Angst vor dem vorbeischießenden Wasser als ich hatte. „Komm runter!“ Diesmal konnte er rufen, so lange er wollte, ich würde machen, was ich wollte, und wenn er seinen dummen Befehl durchsetzen wollte, dann musste er schon zu mir hoch kommen, aber das

würde er ja nicht wagen, denn dazu war er offenbar zu feige. Und wenn er doch kommt, so stelle ich ihm einen Haken und werfe ihn ins Wasser.

Er kletterte wieder hoch. Schnell und gar nicht ängstlich. Ich wollte ihm keinesfalls gehorchen, diesmal nicht. Er packte meinen Fuß, vielmehr meinen Schuh und zog daran. Aber der Schuhe glitt mir vom Fuß, so dass er mitsamt dem Schuh in der Hand ein Stück wegrutschte und ich schnell weiter noch oben robben konnte, um mich vor einem nächsten Griff in Sicherheit zu bringen. Ich kniete jetzt ganz am Rand des Wassers, damit er keinen Fuß packen konnte, wagte aber nicht aufzustehen und der schmalen Grasnarbe neben dem Kanal entlang davon zu rennen. Er kletterte wieder zu mir hoch, war aber offenbar zu sehr damit beschäftigt, sich an den Grasbüscheln festzuhalten, so dass er nicht nach oben schaute und mit seinem Kopf an meine Füße stieß. Der Stoß kam so plötzlich und war so kräftig, dass ich das Gleichgewicht verlor, kopfüber ins Wasser fiel, abtauchte, Wasser schluckte, wieder hoch gespült wurde, hustete, würgte, zu schreien versuchte und schließlich nach dem Ufergras griff, um mich daran festzuhalten. Das gelang, allerdings nur zeitweilig, denn der gewaltige Sog des Wassers riss mich immer wieder fort, weiter auf das schwarze Loch in der Fabrikwand zu. Ich konnte nicht schwimmen, wo hätte ich denn das lernen sollen?, und obwohl ich wild mit den Beinen strampelte, spürte ich, dass ich mich nicht würde über Wasser halten können. Und mit einem Mal schluckte ich viel Wasser und vergeblich schrie ich um Hilfe, es kam nichts mehr aus mir heraus, und über mir schloss sich ein dunkelgrünes Dach, eine gewaltige Kraft drückte mich nach unten und drohte mich ganz in ihr tödliches Bett einzusperren. Wie zum Abschiedsgruß hielt ich noch den Arm aus dem Wasser gegen den Himmel empor.

Jemand ergriff ihn, hielt mich fest und schließlich, ich weiß auch nicht genau, wie er es angestellt hat, gegen diesen enormen Zug des fließenden Wassers anzugehen, hievte er mich hoch. Ich selber kann und konnte mich nicht mehr erinnern, aber ich soll ganz heftig gekotzt, gehustet und gespuckt haben, so dass ihm angst und bange geworden war. Weit über eine Stunde sind wir, unten an die Böschung gelehnt, da gesessen und haben gewartet, bis die Kleider in der Sonne getrocknet waren. Denn wir wollten auf keinen

Fall, dass die Großmutter etwas davon erfuhr, sonst hätte sie uns nicht mehr alleine losziehen lassen.

Aber ich war gerettet. Er hatte mich gerettet.

Mein Bruder hat mir mein Leben gerettet. Dafür muss ich ihm dankbar sein.

Am besten wäre es, ich könnte ihm auch einmal das Leben retten. Dafür hatte ich noch nie eine Gelegenheit. Ich warte darauf.

Das geschah an einem 29. des Monats. Von da an wurde 29 meine Zahl.

Sie war hübsch. Ein rundes Gesicht. Klein. Blondiert! Das sah man sofort. Sie geht in die gleiche Klasse wie der Kleine. Ob er was mit ihr hat? Der interessiert sich doch nicht für Mädchen. In diesem Alter doch nicht. Aber ich weiß ja nicht, was er in seinem Tessin alles erlebt hat. Jedenfalls macht er jetzt nicht mehr ins Bett.

Wenn die Mutter zu Hause war, waren wir nicht zu Hause, aber dafür hatte ich ein gutes Gefühl. Ich musste nicht an sie denken.

Ich weiß nicht einmal, was sie dann gemacht hat. Haushalt wahrscheinlich. Was gibt es denn da überhaupt zu tun? Das konnte ich mir nicht vorstellen. In meinem Kopf war die Mutter mehr da, wenn sie nicht da war, als wenn sie in Wirklichkeit da war. Wenn sie da war, musste ich sie nicht im Kopf mitnehmen. Ich machte manchmal auch ein Spiel daraus. Das Muttersuchspiel. Ich dachte mir, vielleicht steht sie ja jetzt gerade hinter mir und ich sehe sie nur nicht. Und darum drehte ich mich ganz schnell um, um nachzusehen, ob sie nicht ganz zufällig und plötzlich doch da wäre. Das konnte ja vorkommen, wenn sie aus irgendeinem Grund überraschend früher als vorgesehen nach Hause kam. Ich musste mich aber sehr schnell drehen, um überhaupt eine Chance zu haben, sie zu sehen. Sie verschwand immer ganz schnell hinter mir. Es gelang nie. Ich bekam sie nie zu sehen. Außer ein- zweimal, aber ganz kurz nur, und auch nur ganz wenig von ihrem Schatten.

Der Große war fast immer da.

Das Leben ohne die Mutter fand auch im städtischen Hort statt. Dort wurden wir, zusammen mit anderen streunenden Katzenkindern und hoffnungsvollen Fußballhelden gepflegt und gehütet. Aber dort musste

auch gegessen werden, was auf den Tisch kam. Für die Hortfrauen war das selbstverständlich. An diesem Grundsatz hielten sie eisern fest, so dass ich mit ihnen in einen strangulierenden Konflikt geriet. Heute habe ich mehr Verständnis für die prinzipientreuen Angestellten der städtischen Wohlfahrt. Aber damals hatte ich eben erst entdeckt, dass man Prinzipien haben kann. Und ich hatte jetzt auch Prinzipien. Das waren feste Berge, an die man sich anketten konnte. So leicht konnte mich nun einer nicht mehr einfach wegschubsen. Und Gedankenketten konnte ich auch schon bilden. Die behielt ich aber häufig bei mir, um weiter an ihnen zu schmieden. Die machten mich stark. Und je mehr ich meine Prinzipien gegen Widerstand durchsetzte, für desto richtiger hielt ich sie.

Am gleichen Exempel wollten wir unsere Prinzipien statuieren. Statuieren ist Lateinisch, das kann der Große und heißt aufstellen und Exempel werden fast jeden Tag in der Schule aufgestellt. Mein und ihr Exempel war der Quark mit den geraffelten Karotten. Mir so was vorzusetzen wäre der Mutter nie in den Sinn gekommen! Ich weiß, es hätte auch die Kohlsuppe oder der Selleriesalat gewesen sein können. Wenn es etwas gewesen wäre, was auch meine Mutter schon einmal gekocht hat, dann hätte ich es sicher nicht verschmäht, wahrscheinlich auch, wenn sie mir Quark mit geraffelten Karotten vorgesetzt hätte.

Aber das war mir ja alles nicht wirklich bewusst. Das ist jetzt nachträglich hinzugedacht. Damals lenkte eine geheime Kraft das Geschehen und die war die Herrin meiner Entscheidungen. Ich nannte die Hüterin meiner Prinzipien „Heiliger Fridolin“, die Hortfrauen nannten sie Trotz. Und wer trotzig ist, der hat sich in den Wäldern der Selbstsucht verirrt und so einem armen Kind muss man helfen wieder den rechten Weg finden – mit viel Geduld und Liebe. Soweit das zeitgenössische pädagogische Lehrbuch. Ich hatte auch schon zu Hause, von Verwandten und selbst vom Großen sehr oft gehört, ich sei so voll unsinnigen Trotz’ und das sei falsch und total fehl am Platz. Daraus konnte ich nur schließen, i c h sei total falsch, die totale Fehlplatzierung des lieben Gotts. Total war da schon eines meiner Lieblingswörter.

Aber kann man sich denn von einer Elefantenherde der gefühllosen Pädagogik-Lehrbuch-Auswendiglerner das Ureigenste zertrampeln lassen?

Ich hasste den Hort und daher die Hortfrauen und daher ihr Essen und daher. Er steht immer noch da. Ich meine den Quark mit den geraffelten Karotten drin. Vor mir. Nachdem ich alles andere gegessen hatte. Ich war also satt. Der Quark war zu viel. Ich schob den Teller voller Quark mit den geraffelten Karotten weit von mir ins Tischinnere, verschränkte die Arme, streckte die Beine aus, sank in den Stuhl hinein und stierte auf die Holzfaserung, dorthin, wo der Teller voller Quark mit den geraffelten Karotten soeben noch gestanden hatte, denn es war mir vollkommen klar, was jetzt kommen würde. Wer nicht ausisst, darf den Tisch nicht verlassen. Das wussten alle hier, denn das war ja das immer wieder laut herum posauntes Gebot der Lieben Frauen vom Hort der schmiedeeisernen Prinzipientreue. Meine ganze Haltung drückte nichts als hundertprozentige Bereitschaft aus, den Kampf unerbittlich und bis zum bitteren Ende zu führen. Das war jetzt also selbstsüchtig und das kann man als Hortpädagogin, die im Milieu militärischen Gehorsamkeitsdenkens selbstsicher geworden ist, natürlich nicht so durchgehen lassen.

Sie waren zu zweit. Nur noch wir drei befanden sich im Essraum. Jedes Geräusch, jeder Ton, jedes Wort hatte genügend Raum, um sich bedrohlich breit zu machen.

So, und jetzt noch du, hallte es durch den Raum. Mit diesen Worten kamen sie auf mich zu. Sie schienen sich abgesprochen zu haben. Denn die eine trat sofort hinter mich, zog mich hoch und umklammerte mit festem Griff die Handgelenke und presste mir die Hände hinter der Stuhllehne gegen den Rücken, während die andere einen Löffel voll verhassten Quarks mit geraffelten Karotten drin vor meinen Mund hielt und mich anherrschte: So, jetzt isst du diesen Quark, sonst! Was sonst? Das sagte ich nicht, das dachte ich nur, denn ich hütete mich, den Mund zu öffnen. Die dachten wohl, ich würde jetzt einfach den Mund öffnen und mir den Quark von ihnen einlöffeln lassen. Pah! Natürlich stachelten sie meinen Kampfgeist nur noch mehr an. Und zum Zeichen, dass ich nie und nimmer ihnen den Mund öffnen würde, senkte ich den Kopf, ich bin der Ochs und stoße euch die Hörner in den Bauch. Da greift die hinter mir Stehende in meinen krausen roten Haarschopf – hoffentlich verbrennt sie sich da drin – und zieht mir den Kopf hoch, damit die andere sich wieder mit dem Löffel voller Quark mit

den geraffelten Karotten an meinem Mund zu schaffen machen kann. Sie zwängt den Löffel zwischen die Lippen und schafft es bis zur Mauer der fest aufeinander gebissenen Zähne.

Aber der Mund blieb verschlossen. Schließlich gaben sie auf. Natürlich war ich mir ein Held und grinste sie an.

Bei soviel Eigensinn und Trotz musste sie der heilige Zorn der pflichtschuldigen Sturheit erfasst haben, denn nun sperrten sie mich den ganzen restlichen Nachmittag auf eine der Toiletten ein, was wirklich unmenschlich und eine taktische Fehlleistung sondergleichen war, und daher ging auch diese letzte Runde an mich, weil das nun für die Mutter wirklich dem Fass den Boden ausschlug. Das sagte sie mir später einmal.

Sie stand für mich auf die Hinterbeine und wie eine verwundete Löwin muss sie in die Stadt gerast sein, die Türe des zuständigen Amts aufgerissen und ihrer Empörung freien Lauf gelassen haben. Die Beamten mussten von ihrem Auftritt derart beeindruckt gewesen sein, dass sie sofort Besserung versprochen und die Mutter baten, uns doch weiterhin im Hort zu belassen. Wir aber mussten von da an den verhassten Hort nicht mehr besuchen. Später erfuhr die Mutter, dass die entsprechende Hortfrau – wohl nicht zuletzt wegen ihrer Intervention – entlassen worden sei. Ich war stolz auf die Mutter und eine Zeitlang spielte ich das Muttersuchspiel nicht mehr.

Und so hielten wir – oder war nur ich das? – unsere viel beschäftigte und hart arbeitende Mutter, obwohl wir sie doch hätten schonen sollen, auf Trab. Wie kann man seine Mutter schonen, wenn man sie am meisten braucht? Welcher Held könnte denn das Rätsel dieser gemeinen Sphinx lösen?

Ja, ich machte ihr Sorgen. Ich verhielt mich in der Schule unmöglich. Ich machte mich als Klassenclown beliebt. Mit dem roten Haarschopf allein schaffte ich das aber nicht. Darum zwickte ich die Mädchen in den Hintern und manchmal auch woanders, so dass sie laut, aber auch vergnügt quietschten, so dass die Jungs lachten, und den Jungs zauberte ich mit meinen Finger am Hinterkopf Eselsohren hin, da lachten jetzt die Mädchen. Die Lehrerin lachte nie. Sie ermahnte mich, dann musste ich vor die Tür und dann musste die Mutter wegen mir mit ihr reden und dann nässte ich nachts wieder ab und zu das Bett.

Er ist schwierig geworden. Ich war jetzt ein Fall. Vielleicht hat er ein Nervenfieber. Auf jeden Fall: Er ist nervös. So lautete die Fall-Diagnose.

Ich meinerseits fand das alles auch unerträglich, wusste aber nicht, wie aus dieser Bredouille herauszukommen war. Und weil die Mutter mit mir weder ein noch aus wusste, schob man mich nach psychologisch-bürokratischen Abklärungen im Flüsterton in ein Heim nach Locarno Rivapiano ab. Und dann schnappte ich in irgendeinem dieser fürsorglichen Büros aus einem zigarettenrauchenden Mund auch noch auf, dass „wir doch nicht wollen, dass er einer wird, der durch alle Maschen fällt.“ Durch die Maschen fallen, also dort, wo das Loch ist im Netz? Das gefiel mir. Da sagte jemand etwas Zutreffendes über mich. Durch alle Löcher fallen und hinten herauskommen. Wollte ich doch. Es war aber auch beunruhigend, von unerwarteter Seite erkannt zu werden.

Mich an die Abschiedsszene am Hauptbahnhof zu erinnern fällt mir nicht schwer.

Ich stellte nichts anderes mehr als ein verstummtes, aber von Trotz und Enttäuschung aufgeblähtes Nein dar, das nur noch die Hoffnung hatte zu platzen, und so eine riesige Sauerei anzurichten, um den Zug doch noch am Abfahren zu hindern. Nichts dergleichen geschah. Mein phantastischer Größenwahn, in die mich die Verzweiflung getrieben hatte, schrumpfte im davonfahrenden Zug zu einem öden Jammer zusammen, der mich ganz in die Sitzecke kriechen und höchstens noch sinnlose Racheschwüre geloben ließ.

Allerdings war mir die Bestürzung auf dem Gesicht der Mutter nicht unbemerkt geblieben. Mache ich etwas falsch? Aber was soll ich denn tun? Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll, denn er ist so schwierig geworden. Der Herr Studinger vom Amt hat es doch das Beste gefunden? Aber für die ist das ja nicht schwierig! Aber ich, jetzt und hier! Was mach ich bloß?

Schien sie die Maßnahme nicht schon zu bereuen, bevor sie Wirkung zeigte?

Was der Große dachte, der neben ihr draußen auf dem Perron stand, weiß ich nicht. Wahrscheinlich schwankte er zwischen der erfreulichen Aussicht, den lästigen Händelsucher und kleinen Bruder, der sich einem immer anhängen will, abzuhaben und der beklemmenden Perspektive, den

hauptsächlichen Spielpartner im Monopolspiel und einen fußballerischen Mitstreiter zu verlieren und nun abends allein den Ball an die Wand kicken und auf die Mutter warten zu müssen.

Nach weniger als einem Jahr kehrte ich aus dem Tessin zurück. Dazwischen sollte ich wie die anderen Kinder Briefe nach Hause schreiben, die alle mit dem Satz, Liebe Mutter, lieber Vater, Mir geht es gut und wie geht es euch, begannen. Mein Brief begann mit dem Satz „Liebe Mutter, Mir geht es n i c h t gut.“ Weiter kam ich nicht, denn damit war für mich schon alles gesagt. Der unfertige Brief hielt dem strengen Zensurblick der Direktorin nicht stand, und so landete ich – schon wieder – in einem dieser hohen Räumen, in denen alles Gesagte sogleich hundertfach auf einen niederprasselt, so dass ich lieber schwieg.

Ich habe eine schwache Erinnerung, dass sie es gut mit mir meinte, aber ihr Pech war, dass ich es mit fast niemandem mehr gut meinen konnte. Sie rang mir ab, den Brief doch noch fortzusetzen. Aber die hauptsächlichste Botschaft war ja der erste Satz und das war der Hammerschlag an die größtmögliche Glocke, der alle anderen Äußerungen übertönte. Ich wartete die Wirkung des Schlages ab.

Inzwischen warf mich eine ansteckende Krankheit für längere Zeit ins Bett. Ich bekam die Wilden Blattern oder die Windpocken, wie die auch genannt werden. Aber ich zog immer die Bezeichnung Wilde Blattern vor, weil ich fand, dass das besser zu mir passte, denn wild erinnerte mich an den wilden Fridolin, an baumlose Berggipfel und Wildbäche, die sich von dort tosend ins Tal hinunter stürzen.

Zuerst gab's Fieber, dann Kopf-, Rücken- und Gliederschmerzen, dann Halsweh mit Strangulationsphantasien und dann bahnte sich das Böse in Form von Hunderten von Blattern seinen Weg durch meine Haut. Und zwar überall. Ja, auch dort. Das waren anfangs herzige rosarote Fleckchen, die sich allmählich mit Eiter zu Bläschen auffüllten und schließlich zu stattlichen Pickeln verformten. Die eitrigen Bläschen trockneten aus und verwandelten sich über Nacht zu Schorfdeckeln. Schön, dachte ich. Kommt der Schorf, kommt das Ende des Leidens. Der Schorf verschließt nämlich die Hautöffnung gegen Infektionen, dozierte Schwester Angelika, mein weißer Engel, der mich jeden Morgen viel zu früh weckte und, pfui!, zum

Essen eines Haferbreis zwang. Aber nicht das Ende des Leidens kam, sondern sein Höhepunkt: Es begann mich zu jucken. Wenn ich jetzt daran denke, dann juckt es mich sofort am Rücken, und zwar dort, wo man so schwer hinlangen kann, um sich zu kratzen. Jedenfalls hatte ich jetzt etwas zu tun. Kratzte ich am Unterschenkel, biss es mich auf der Brust, kratzte ich auf dem Kopf, biss es mich am in der Kniekehle, dann am Fuß, dann auf der Schulter, am Arsch, an der Lende, unter dem Arm, am Rücken, am Bein, und dann wieder von vorn, am Kopf, Brust, Fuß, Schulter, Arsch, Arm, und ja, auch dort. Das hört nie mehr auf! Ich verzweifelte. Schwester Angelika schlug Beruhigungstee vor. Ich fauchte sie an wie eine Katze, der man auf den Schwanz tritt, was sie beleidigend fand. Ich zog das Duvet über mich, formte damit eine Höhle, ließ aber doch noch etwas Licht hinein und begann eine meiner Schorfverschalungen zu bearbeiten. Es zeigte sich nun als großen Vorteil, dass ich aus Acht- und Sorglosigkeit, wie auch die Mutter immer wieder betonte, die Fingernägel oft zu lange wachsen ließ. Was hast du wieder für lange Fingernägel! Damit ich mir mit dem Nagel besser den Schorf abkratzen kann. Vorsichtig, vorsichtig, aber mit nie nachlassender Entschlossenheit, schob ich den Daumennagel unter der Schorfschale vor, trennte die gelblichen Verbindungshäutchen nach und nach durch, bis der Deckel endgültig gelöst war. Ich hob ihn sachte mit Daumen und Zeigefinger auf und legte ihn auf den Nachttisch. Nach und nach entstand dort eine kleine Krustentrophäensammlung, die Schwester Angelika leider nicht entzückte. Im Gegenteil. Sie fand, jetzt müsse gehandelt werden. Am nächsten Morgen nach dem Frühstück forderte sie mich in barschem Ton auf, mich ins Bad zu begeben, mich schon mal nackt auszuziehen und mich in die Badewanne zu begeben. In der Badewanne befand sich allerdings keine warmes Wasser, wie ich erwartet hatte. Schwester Angelika ließ mich warten. Ich stand als ängstliches, gerupftes und getupftes Huhn in der kalten Badewanne und fror. Draußen schien die Sonne. Es war Frühling. Durch einen kleinen Fensterspalt hindurch hörte ich das fröhliche Pfeifen der Vögel. Dann kam der weiße Engel Angelika. Der war wirsch und hielt in der Hand eine Bürste mit langem Stiel. Ich hielt die Hände vor mein Geschlecht. So! Ohne Vorwarnung drehte der Engel die Brause auf. Das kalte Wasser streifte meine rechte Schulter. Ich zuckte zusammen und sah

sie hasserfüllt an. Hinter der Hasswand regte sich bereits ein Heulschwall. Sie würdigte mich aber keines Blickes und hantierte an den Wasserverschlüssen herum, um die richtige Wassertemperatur zu erzeugen. Schließlich richtete sie die Brause auf mich und begann mit der Bürste zu schrubben. Die letzten Krusten sollten fallen. Einige hielten sich aber hartnäckig an mir, was Schwester Angelikas Eifer aber nur umso mehr anstachelte. Das hieß, sie schrubbte umso hitziger. Wart nur, auch dich kriegen wir herunter. Ich schrie auf vor Schmerz. Es schien, als habe sie nur darauf gewartet, um sagen zu können, was sie doch schon lange sagen wollte, aber bis jetzt aufgespart hatte: Wer nicht hören will, muss fühlen.

Aha. Ich lernte: Es ging nicht darum etwas zu tun, was den Heilprozess hätte unterstützen sollen, es ging vor allem darum, mich etwas fühlen zu lassen, ihren Zorn auf meine Widerspenstigkeit.

Einen Sommer und einen Herbst lang dämmerte ich als Halbtoter vor mich hin, und beobachtete während den zwangsverordneten Siestas auf alten Militärpritschen und unter juckenden und beißenden Militärwolldecken zwischen ein Uhr dreißig und zwei Uhr fünfzehn wie die Flugzeuge vom nahe gelegenen Kleinflugplatz in mein Himmelstück herein schwebten, sich hochzogen, eine Zeitlang dem gegenüberliegenden Hang entlang bammelten und sich schließlich wieder aus meinem Gesichtsfeld hinaus schwangen.

Meine damaligen Handlungen lassen sich in zwei Arten einteilen: Ich weigerte mich, wo es nur ging, und ich träumte, wann es nur ging. Tagsüber. Im Nebentraum erhoffte ich mir neue Eltern, wie die Kinder im Waisenhaus von „Rasmus und der Landstreicher“ zu bekommen. Das war ja hier auch so etwas wie ein Waisenhaus. Aber diese Idee verblasste allmählich vor dem Haupttraum und der hieß „Flucht und Rache“ und war ähnlich spannend und die Rache mindestens so gerecht wie in „Der Graf von Monte Christo“. An wem alles und in welcher Reihenfolge – die Liste war inzwischen auf fast zehn Namen angewachsen – ich mich rächen wollte, war noch unklar, aber das konnte warten, denn zuerst musste die Flucht gelingen.

Daneben war ich eigentlich nur noch Leser. Dazu sagten die wohlwollenden, aber besorgten Betreuer einerseits: Er ist eben eine Leseratte, und die anderen: Das ist Lesesucht. Man ließ mich in Ruhe und

ich fraß mich durch die Jugendbuchliteratur bis zu den ersten Trivialromanen der Erwachsenen wie eben Der Graf von Monte Christo.

Die Fluchtpläne wurden nie ausgeführt, denn die Mutter behielt mich nach Weihnachten bei sich und dem Großen. Offenbar hatte auch sie bemerkt, dass die durch den Heimaufenthalt erwünschten erzieherischen Wirkungen ausgeblieben waren. Graf und Racheengel vom Monte Rivapiano konnte die Gefangeneninsel für immer verlassen.

Gefangene stellen sich das Draußen so intensiv vor, dass sie notwendigerweise enttäuscht sind, wenn sie ins Draußen schreiten. Ich war einerseits froh, wieder zu Hause bei Mutter und Bruder zu sein, andererseits verringerte sich die Mühsal, ein passabler Mensch zu werden, überhaupt nicht.

Ich kannte sie nicht. Ich wusste nichts von ihr. Ich hatte sie nie gesehen, zuvor. Jedenfalls war sie mir nicht aufgefallen. An diesem Sonntag im Schwimmbad, das der Max Frisch, der war ja auch Architekt, hat bauen lassen, da lernte ich sie erst kennen.

Allein daliegen, im Dunkeln, keine Bewegung machen, nur atmen. Ich bin ja lebendig begraben, leergelebt und warte auf (ja, wen oder was denn?) mit einem letzten, längst vertrauten Gefühl (Oder wie soll ich es denn nennen und sollte ich es daher denn nicht lieben?): Kopfwahl.

Der Schmerz, er zieht vom linken Augenbogen zur Schläfe hinüber, den Jochbogen hinab, der Kieferbeuge entlang, aber auch gleichzeitig hinters Ohr und dann den Hals hinunter, zum Nackenmuskel und hin zum versteinerten Schultermuskel, als hätte mir jemand, als ich es nicht bemerkte, ein krummes Armierungseisen in den Schädel eingegossen.

Mit den Fingerkuppen der rechten Hand streiche ich der Schmerzstraße entlang und für einen ganz kurzen Augenblick zieht sich der Schmerz zurück, als müsste er einer höheren Macht weichen. Aber nur kurz, bis die zarte Fee sich verflüchtigt hat, dann nimmt er sofort wieder seinen Platz ein, hockt sich auf seinen Thron, der, da ist er sich sicher, ihm und keinem anderen gebührt, ihm, dem finsternen Fürsten der Migräne.

Ich sehe nichts mehr, weil ich mir einen kühlenden Waschlappen über die Augendeckel gelegt habe, aber dafür höre ich alles. Mehr als ich will. In diesem Zustand wird mir bewusst, es gibt wohl viel mehr zu hören, als ich üblicherweise höre und auch hören will. Ich will gar nicht alles hören, aber jetzt muss ich. Ein Geschwader von Geräuschen dringt in meine Ohren, sie alle machen Meldung, wollen angehört und verstanden werden. Ich kann sie nicht einfach so vorüberziehen lassen. Es gibt keinen Ohrendeckel, den ich bloß rasch schließen könnte, um in eine geräuschlose Innenwelt abtauchen zu können. Ich lege das Kissen über mich und klemme den Kopf wie einen Kopfhörer darin ein, aber das nützt wenig, die Gänsedaunen müssen die Geräusche passieren lassen. Und zudem kann ich mir ja nicht ewig ein Kissen um die Ohren und den Kopf binden.

Okay, ich höre euch und ihr seid wahnsinnig wichtig. Ihr hört ja nicht auf zu tönen. Und dann gebe ich euch eine Bedeutung, auch wenn meine Deutungen gar nicht stimmen und ich mich bestimmt irre. Aber dann lasst ihr mich in Frieden. Abgemacht?

Es tönt wie ein Knattern im Wind. Was ist das? Wahrscheinlich die zehn Quadratmeter große Schweizerfahne unseres superpatriotischen Nachbars, der am ersten August sämtlich Fenstersimse mit weißen Kreuzen auf rotem Grund beschweizert und von seinem Balkon aus mit einem Fernglas in die Runde schaut und wahrscheinlich genau registriert, wer keine Fahnen aufgehängt, und auch keine roten und weißbekreuzte Kerzenlichter auf die Fenstersimsen gestellt hat und auch ganz sicher eine behördliche Stelle findet, der er das mitteilen kann und die das auch fichiert. Stimmt wahrscheinlich nicht, aber es tönt gut und meine Kumpel Ruedi hätte Spaß an meiner Schilderung.

Und nun poltert es. Das ist die Mutter. Wahrscheinlich ist ihr etwas runter gefallen. Aber was? Geschirr nicht, denn dann hätte man ein Klirren gehört. Auch keine Pfanne, Pfannen scheppern, metallisch, wenn sie auf den Steinboden fallen. Das war es auch nicht. Aber was dann? Jetzt ist nichts mehr zu hören. Vielleicht ist ihr etwas auf den Fuß gefallen und sie stöhn leise vor sich hin und ich sollte aufstehen und ihr helfen und mich um ihre Verletzung kümmern.

Aha, plätscherndes Wasser! Und die Mutter, die seufzt, und jetzt schmatzt und pfnatscht es, als würde ein Riese eine saftige Riesenbirne runterschlingen. Aber wahrscheinlich ist die Mutter nur dabei, zwei, drei Wäschestücke im Lavabo ins Wasser zu tauchen und kurz zu walken und zu kneten, damit das Waschmittel besser in den Stoff einwirken kann.

Ach, muss ich das alles hören und denken? Das bin nicht ich, der das will. Das ist das Schultereisen, das mich am Nacken packt und herrisch niederdrückt: Allem, allem musst du zuhören und allem musst du Beachtung schenken und vor allem mir, immer nur mir. Du bist ja nur da, um mich zu quälen, zu quälen, und du hörst nie auf, nie hörst du auf, du elendes Kopfweh.

Hätte ich doch nur ein scharfes Messer zur Hand, ich hätte jetzt gerade Lust mir meine Eisenschulter auszubeinen, auf dass sie so knochenfrei schmerzlos und sanft daliegt wie einst eine dieser rosa Kalbsschultern neben einem erwartungsfrohen Schweinsnierstück in der hell erleuchteten Theke unseres Metzgereiladens.

Halt! Ich rieche auch. Meine Naselöcher kommen mir wie riesige Abluftrohre vor. Der käsige Fußschweiß der letzten drei Tage meiner Socken dort hinten auf dem Fußboden schafft es ohne Probleme bis hierher in meine Riesennasenlöcher. Und wenn ich nur ganz wenig den Kopf drehe, dampft mir der Geruch von eingeweichten Morcheln aus meinen Achseln entgegen und nach Anhebung der Decke kann sich das Bouquet der morgendlichen Fürze ungehemmt entfalten. Sie riechen nach der Wurst von gestern Abend, oder eher wie die Kotze davon.

Sie war ja wesentlich jünger als ich. Sie trägt den Kopf so hoch oben wie ein Schwan, und obwohl sie doch so kleinwüchsig ist, trippelt sie selbstbewusst wie ein Huhn, das gerade ein Ei gelegt hat, daher.

Wenn ich die Decke über mich ziehe, kann ich mir einen Moment lang einbilden, als läge ich in meiner Hütte. Seine Hundshütte, sagte der Große verächtlich. Die Hütte, das war nun ein tatsächliches Weltloch. Es lag unter der Treppe, die zum ersten Stock in der Fabrikantenvilla führte. Ich konnte mir einbilden, dass niemand wusste, wo ich war, und dass sie nach mir

suchten. Wegen mir heulen. Das war ein schöner Gedanke. So einer zu sein, den man suchte, aber nicht fand, aber um den man sich umso mehr Sorgen machte, weil er nicht da war. Mein Nichtdasein war wesentlich bedeutsamer als mein Dasein. Saß ich dann in meinem Loch, bedrängten mich allerdings Fragen, die absolut unbeantwortbar waren: Was willst du denn so ganz allein? Wozu soll das gut sein? Wer bist du denn? Und wenn ich dachte, sie hätten mich vergessen und überhaupt wäre ich ein ganz und gar vergessenes Kind, ohne Mutter und ohne Vater und ohne Großmutter und ohne Bruder und ohne Hund, also ein totales Ohne, dann war das so ein messerscharfes Einsamkeitsgefühl, wie wenn ein Kalb oder das Kalb kurz vor der Schlachtung steht, (Kann ich etwa dafür, dass mir zuerst immer dieser Vergleich einfällt?) also anders, oder wie ein Hänsel und eine Gretel in einer Person, die man allein im Wald böseartigerweise zurückgelassen hat und die jetzt die Hexe als Hänsel-Gretel allein in den Ofen schieben muss, obwohl die Person als Gretel-Hänsel das doch gar nicht kann, weil sie ja gleichzeitig gefangen ist. Ich war dann also so etwas wie ein lebendiger Toter oder ein toter Lebendiger, aber auch so mit hohem Mut angefüllt, wie einer der kurz vor der Überreichung einer Auszeichnung für das sehr, sehr spezielle, originelle und nur selten anzutreffende, also letztlich einmalig bedauernswerte, aber auch beispiellos seelenvolle und vor allem aufsehenerregend charakterstarke, um nicht zu sagen eigenwillige einzelne einzigartige Einzelkind oder dem Absturz steht. Dem Absturz mit Heulgesängen und Endzeitposaunentrauermärschen hinab in die versunken tiefgründige Elendsschlucht und erst ganz, ganz weit unten, oh, lieber Liebergott, bitte, bitte, mach es dann, im Fall der Fälle, nicht nur möglich, sondern auch wirklich, in den rettenden warmen Mutterschoß.

Die Hütte war klein. Ausgestreckt liegen konnte ich nur, wenn ich mich diagonal hinlegte. Aufrecht stehen ging natürlich noch viel weniger. Nur hocken war ideal. Aber nur auf einer Seite, logisch, es war ja ein Dreieck, die Treppe, die ins obere Stockwerk führte, schnitt ja ein ebenso großes Raumstück, wie die Hütte selbst war, weg. Hinter der Wand, an die ich mich sitzend anlehnte, führte eine hellgrün, bemalte Holztreppe zum Keller hinunter. Hellgrün, das war damals eine beliebte Kellertürenfarbe. Ich hasste den Keller. Das nahm mir die Kellertüre übel, denn sie grinste immer so

hämisch. Im Keller rannten Mäuse mit gewetzten Schaufelzähnen zum Zubeißen bereit herum. Die Spinnen hatten mit ihrer Spucke den ganzen Raum auf Kopfhöhe vernetzt und aus schrumpeligen Kartoffeln auf staubigen Gestellen wuchsen ekelhafte weiße, violett schimmernde Würmer. Störenfriede. Wie der Große. Nicht wegzukriegen.

Auf Stufenhöhe der mausgrauen Treppe entlang spannte ich eine Schnur, natürlich möglichst für niemanden sichtbar, wie ich dachte, hängte mit Wäscheklammern ein altes vergilbtes, nach kaltem Rauch stinkendes Tuch, es handelte sich wahrscheinlich um ein ehemaliges Tischtuch aus dem Wirtshaus, das mich von der Außenwelt abschloss.

Großmutter, der ich zwei Kissen und einen kleinen Teppich entwendet hatte, wusste nichts von meiner geheimen Existenz. Der Bruder auch nicht. Dachte ich.

Als ich mich zum ersten Mal auf dem Teppich austreckte, fühlte ich eine tiefe Befriedigung. Ich kam mir vor wie Rasmus im Buch Rasmus und der Landstreicher, das ich gerade las. Rasmus ist ein Waisenkind und von zu Hause, bzw. einem Heim abgehauen. Zuvor hatte er vergeblich auf das Wunder gehofft, von Leuten ausgewählt zu werden, frische Eltern und ein eigenes Zuhause zu bekommen. Er war einfach nicht das Kind, das man sich aussuchte, wie ich ja auch das Gefühl hatte, ich sei nicht das Kind, das sich meine Eltern ausgesucht hatten, obwohl ich Locken hatte, aber rote, was ein Fehler war, und eigenbrötlerisch, dickköpfig und aufmüpfig war ich ja auch. Unterwegs völlig ausgehungert begegnet Rasmus einem gütigen Landstreicher, mit dem zusammen er singend und bettelnd durch die Gegend streift. Es fehlte mir also nur noch ein herzensguter Landstreicher.

Als ich daran dachte, das Buch zu holen, um in meinem Versteck weiter zusammen mit dem Landstreicher in Heuschobern und Ställen zu schlafen und so frei zu sein, so göttlich frei wie ein Vogel, wie es im Buch hieß, stellte ich fest, dass es in meiner Hütte viel zu dunkel war, um lesen zu können. Eine Taschenlampe musste her. Oder eine Kerze. Dafür benötigte ich allerdings auch Streichhölzer, und die unbesehen zu beschaffen, war schon ein größeres Kunststück. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich in das Tuch nicht ein Fenster schneiden sollte, das irgendwie mit Wäscheklammern verschließbar machen, und draußen ein Glöckchen

aufhängen sollte, so dass alle potenziellen Besucher zuerst läuten mussten und ich dann das Fenster öffnen würde und entscheiden könnte, wen ich einlassen würde und wen nicht. Allerdings, als Besucher kam ja nur mein Bruder in Frage. Und überhaupt, wie konnte ich denn nur auf die Idee kommen, ihn als Besucher vorzusehen, ich wollte doch die Hütte vor ihm geheim halten.

Wo die Großmutter eine Taschenlampe versorgt haben könnte, war mir schleierhaft. Ich drang in alle Zimmer ein, durchforstete Kästen, suchte alle Gestelle ab und wühlte in Schubladen, lernte auf diese Weise alle Enden und Ecken des Hauses kennen und fand – nichts. Die Großmutter beschwerte sich schon verärgert, wer das gewesen sei, der in i h r e n Schubladen i h r diese Unordnung hinterlassen habe. Natürlich kam als Schuldiger nur ich dafür in Frage, aber ich blieb standhaft und verweigerte jedes Schuldbekenntnis.

Ich wusste, es gab diese Taschenlampe. Es war doch dieselbe, die wir einst bei unserem nächtlichen Alpauf- und -abgang mitgenommen hatten. Es musste sie geben. Auch wenn das schon Jahre zurück lag. Wenn sie in all den Sachen und Säckelchen der Großmutter nicht aufzufinden war, dann gab es nur noch eine Möglichkeit.

Er hat sie!

Aber wo?

In seiner Hütte natürlich!

Ich konnte nicht verhindern, dass er mir ja inzwischen auf die Schliche gekommen war und mein Weltloch entdeckt hatte. Das beunruhigte mich nicht groß, denn dass das so genannte Versteck sich nicht verstecken ließ, war mir klar. Jeder, der die Treppe hochstieg und nur einen flüchtigen Blick gegen die Kellertüre warf, musste es sehen. Zuerst befürchtete ich, dass er mir die Decke runter reißen würde, aber nichts Derartiges geschah, und außer einem Kissen vermisste ich auch nichts von meinen Sachen. Er verpetzte mich auch nicht bei der Großmutter. Am darauffolgenden Tag sah ich ihn am Morgen aus der Ferne in einem Gespräch mit der Großmutter, bei dem es offensichtlich darum ging, dass er sich von ihr nicht wenig erbettelte und kurz darauf sah ich ihn mit Decken, Kissen, Wäscheklammern und einem Seil bepackt durch die Hintertüre des Hauses verschwinden. Ich

meinerseits verschwand in meine Hütte und versuchte in Rasmus und der Landstreicher zu lesen, wozu ich die Deckenwand hochschlug, um mehr Licht zu erhalten. Es blieb düster. Ich begann zu lesen und nach dem ersten Abschnitt, wusste ich nicht mehr, was ich gelesen hatte, so dass ich wieder neu ansetzte. Aber auch der zweite Versuch misslang. Ich musste mir eingestehen, dass ich an nichts anderes mehr dachte, als daran, was der Bruder wohl vorhatte. Nach zirka einer halben Stunden, hielt ich es nicht mehr aus. Die Neugier sog mich regelrecht aus dem Loch und spendierte mich hinter das Haus. Als ich die Türe zur Hinterseite des Hauses öffnete – die Distanz bis zur Grundstücksumzäunung betrug hinter dem Haus etwa zehn bis zwanzig Meter –, lachte mich eine prächtige Sommerwiese voller gelber, blauer, weißer und roter Blumen an. Gebannt blieb ich stehen.

Der Bärtschi wird in den nächsten Tagen das Gras schneiden, dann können wir bequem über die gemähte Wiese bis zum Diesbach hinüber rennen.

Neben mir stand er, der Bruder, ein Seil in der Hand.

Das ist gut, dass du kommst, du kannst mir helfen. Ich baue eine Hütte und Großmutter hat versprochen, wir könnten dann auch einmal nachts drin schlafen.

Ich half ihm die Hütte bauen. Ich konnte nicht anders. Die Aussicht, sogar einmal darin zu schlafen, war einfach zu verlockend, als dass ich hätte abseits stehen können.

Es fiel in der ganzen Zeit kein einziges Wort über meine Hütte.

Natürlich wurde seine Hütte schöner, grösser, heller, bequemer, raffinierter, stabiler, und auch heimeliger und hatte Platz für zwei. Und er verzog auch keine Miene, als mir mal ein „unsere Hütte“ rausrutschte.

Zusammen eiferten wir, es uns in unserer Tücherhütte schön und bequem zu machen, schleppten weitere Kissen und Tücher her, die uns die Großmutter zu meinem Erstaunen großzügig freigab, so dass wir uns schließlich vorkamen, als befänden wir uns im Zelt eines Wüstenhelden, Kara Ben Nemsi zum Beispiel, mit dem ich allerdings erst später viele Wüstenabenteuer erlebte.

Für Stunden, ja Tage vergaß ich mein Weltloch und ich kehrte erst wieder dorthin zurück, als ich in meinem „Rasmus und der Landstreicher“ weiterlesen wollte. Es war gegen Abend, die Lichtverhältnisse in der Hütte

waren katastrophal, so dass ich einen Moment lang den Rasmus nicht fand und mit der Hand herumtappte, als wäre ich ein Blinder. Dass jetzt nichts besser wäre, als eine Taschenlampe zu haben, war natürlich der naheliegendste Gedanke. Taschenlampe! Ich hatte mein ursprüngliches Ziel völlig aus den Augen verloren. Ich hastete zurück zur Kara Ben Nemsis Lager und ohne Mühe entdeckte ich die Taschenlampe unter seinem Kissen. Kara Ben Nemsi besaß nie eine Taschenlampe, aber Rasmus und der Landstreicher hätten sicher eine, die einfach so auf einer Bank vor einem Bauernhaus gelegen wäre, mitgenommen. Die sind ja nicht blöd. Rasmus hätte vielleicht Hemmungen gehabt, der Landstreicher keine. Und ein mutiger, gütiger Landstreicher hatte mir ja gerade noch gefehlt. Ich nahm die Taschenlampe zu mir, verschwand damit im Weltloch und las sofort weiter. Erst viel später merkte ich, dass Oskar der Landstreicher auf keinen Fall irgendetwas geklaut hätte, denn er wollte niemals mit der Polizei zu tun haben, die ihn allerdings trotzdem immer wieder für einen Spitzbuben hielten, und einer Untat verdächtigten.

Oskar und Rasmus sind dabei, der reichen Frau Hedberg das Lied „Jeder Wald hat seine Quelle“ zu singen, als sie von Frau Hedbergs Mädchen weggewiesen werden. Das ist merkwürdig, denn Frau Hedberg hatte bis anhin Oskar immer freundlich in die Küche gebeten und ihn etwas verköstigt. Sie entfernen sich, doch Rasmus geht nochmals in die Villa zurück, weil er Durst hat. Verlegen tritt er ins offene Haus, um ein Glas Wasser zu bitten. Während er im Wohnzimmer mit Frau Hedberg auf das Glas Wasser wartet, entdeckt er, dass unter dem Rand des Vorhangs ein Paar Mönnerschuhe hervorlugen. Hinter dem Vorhang steht offensichtlich ein Mann und Frau Hedbergs Miene sieht gar nicht so aus, als würden sie gerade Verstecken spielen. Rasmus bekommt es selber mit der Angst zu tun. Ratsch! Weg war der Vorhang. Ich saß da, nackt wie Adam vor Gott, und der sagte: Her damit! Sofort! Er hatte die Decke samt der Schnur weggerissen. Aha! Da haben wir ihn! Was für eine Ratte, was für ein Stinktief! Ein Dieb!

Ich dachte gar nicht daran, ihm die Lampe n i c h t zu überreichen und einen Ringkampf zu riskieren.

- Ich hätte sie ja wieder zurückgelegt. Ich wollte nur rasch im Rasmus lesen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der er wie ein König über sämtliche Dinge auf seinem Territorium, auf dem ja auch ich herumstreune, verfügt, ist mir auch heute noch ein Rätsel. Wie fühlt sich das an, wenn man meint, einem gehöre alles? Wie kommt man dazu so zu fühlen? Sollte ich ihn darum beneiden? Kann ich auch einmal so fühlen? Ist das überhaupt erstrebenswert, so zu denken und zu fühlen?

Ich weiß es nicht. Keine Ahnung. Ich weiß es ganz einfach nicht. Könnte mir das nicht jemand sagen?

2 Sie

Ich traf verspätet zum familiären Treff ein, weil wir, die Gruppe der Jungen Kirche, noch mit dem jungen Pfarrer zusammen saßen und mit ihm über die ungerechte Verteilung der Güter in der Welt debattierten und zu dem Resultat kamen, dass unser Konsumverzicht wenig bewirken würde und erst eine neue antikapitalistische Wirtschaftsordnung Gerechtigkeit herstellen könnte.

Ich latschte ziemlich misstrauisch ins Schwimmbad, weil wir abgemacht hatten, die Familie würde dort picknicken. Ich wusste nicht, mit wem außer uns dreien wir das öde Ausharren im Schwimmbad hinter uns zu bringen beabsichtigten, obwohl die Mutter angekündigt hatte, wir wären dann nicht alleine, und ich war daher ziemlich erstaunt, Agnese und ihre Mutter vorzufinden. Wir begrüßten uns artig, sogar mit Händedruck. Danach tauchten die beiden erwachsenen Frauen wieder ab in ihr endloses Gerede über ihren arroganten Chef, ihre jeweilige Sippschaft und danach über die

Männer im Allgemeinen und ihre geschiedenen im Besonderen, und überließen uns unserem Schicksal.

Beide, der Kleine und Agnese, lasen, als ich zu ihnen stieß. Es sah so aus, als hätten sie aus Scheu noch kein Wort miteinander gesprochen. Ich sah mich daher ganz in der Rolle des Eisbrechers. Einigermmaßen unschlüssig blieb ich vor ihnen stehen:

- *Na, ihr zwei. Was lest ihr denn?*

Agnese war die erste, die Antwort gab:

- *Frankie von Carson Mac Cullars, eine Amerikanerin. Ich finde, die Amerikaner schreiben gute Bücher. Viel besser als die alten Schinken wie diese Romeo-und-Julia-Geschichte von Gottfried Keller. Das hat ja gar nichts mehr mit unserem Leben zu tun. Die Amerikaner sind viel besser, die sind für uns. Ich meine, die denken irgendwie mehr an uns, wenn sie schreiben, und nicht an die Literatur. Literatur! Allein schon dieses Wort. Warum kann man nicht einfach Bücher sagen.*

Ich hatte sie das alles nicht gefragt. Es sprudelte nur so aus ihr heraus, als hätte sie nur auf jemanden wie mich gewartet, auf jemanden, der eine verschlossenen Türe öffnete, um endlich etwas los- und rauszulassen. Sie rapunzelte, während sie redete, an ihrem blonden Haar herum, das heißt, sie löste den Haargummi und strich das Haar erneut routiniert zu einem Schwanz zusammen, indessen, als wollte sie später eine Zeichnung von mir anfertigen, ihre Augen an mir rauf und runter pfunzelten.

Ich versuchte ein wohlwollendes Grinsen, es blieb aber bei einer Grimasse stehen. Irgendwas in mir staute sich auf. Zudem stand ich immer noch unschlüssig vor ihnen und hatte nun die Entscheidung zu treffen, mein Badetuch neben den Kleinen oder neben sie zu legen. Neben ihn – das wäre ihm wahrscheinlich zu nah, neben sie – dann käme sie zwischen uns zu liegen. Auch sie schien darauf zu warten, wie ich mich entscheiden würde. Ich war gerade dabei, den Kleinen, der so tat, als würde er intensiv lesen, zu fragen, was er denn lese, als sie ungeduldig herausplatzte:

- *Worauf wartest du?*

Ich fasste das als Aufforderung auf, mein Badetuch neben sie zu legen. Auf dem Bauch liegend stieg mir sofort ihr viel zu süßes Parfüm in die Nase auf.

Wahrscheinlich hatte sie sich ausgiebig bei ihrer Mutter bedient, zudem fiel mir auf, dass sie sich die Fingernägel zu ovalen Ziegeln von beachtlicher Länge hatte wachsen lassen und rot angemalt hatte. Diesmal war mein Grinsen ungehemmt. Eine frühreife Fünfzehnjährige spielt Frau. Oder war sie erst vierzehn?

- *Was grinst du?*
- *Ich bewundere die Länge deiner Fingernägel.*
- *Grinst du immer, wenn du bewunderst?*
- *Kommt vor. Findest du nicht, dass sie ein bisschen zu lang und zu rot sind für dein Alter?*
- *Findest du sie zu lang?*
- *Mh. Man merkt, dass nicht nur die Nägel gewachsen sind.*
- *Aha. Was denn sonst noch?*
- *Du bist ganz schön neugierig.*
- *Sag schon.*
- *Dein Mundwerk, zum Beispiel.*

Sie legte eine kurze Pause ein, in der sie sich zwei Gänseblümchen ausriss und sie ins blonde Haar steckte.

- *Gehen wir zu dritt Ballspielen!*

Es klang schon fast wie ein Befehl. Ich wollte kein Spielverderber sein und ließ mich mitschleppen. Wir schwammen im Becken herum und der Kleine und ich warfen uns den Ball zu. Sie versuchte dazwischen zu gehen und den Ball abzufangen, was ihr aber nie gelang. Ich wollte das belanglose Spielchen schon aufhören, als sie wie ein durchgestarteter Stier bzw. eine Kuh auf mich losging. Sie riss an mir – oder sollte ich sagen: wegen mir? – einen ihrer langen Nägel auf und hinterließ ein unübersehbares Mal auf meiner Stirn. Sie musste wohl oder übel ihren Nagel kürzen und mir wurde ein Pflaster verpasst, was sie wiederum amüsierte. Es sähe aus, als hätte ich in einem Zweikampf einen Schmiss abbekommen oder ich würde nun aussehen wie ein Ritter, der für seine edle Dame in den Kampf gegangen wäre, schwatzte sie drauflos. Aha, sie hielt sich für die edle Dame und ich sollte ihr Ritter spielen. Ich versuchte wieder väterlich zu lächeln und erwiderte, dass der Vergleich doch etwas schief sei, denn die edle Dame selbst hätte dem Ritter ja das Tapferkeitsmal verpasst.

- *Das ist eben ein ganz besonderer Ritterroman, mit einer ganz besonderen Handlung und einer ganz besonderen Edeldame. Die taucht nämlich selbst als Ritter auf, mischte sich der Kleine ein; er wollte ihr offensichtlich beistehen, solche geheimen Ritterinnen habe es gegeben, behauptete er.*
- *Ich will nie so enden wie Frankie.*

Sie sagte es mit der gleichen Entschlossenheit, mit der sie mir den Ball hatte wegnehmen wollen.

- *Wie endet denn Frankie?, fragten der Kleine und ich beinahe gleichzeitig.*
- *Frankie lebt in einem wahnsinnig öden Kaff, so öd wie unsere schöne, kleine Stadt, die eine Großstadt sein will, und sie stirbt fast vor Langeweile. Bei einer Hochzeit sieht sie, wie ihr älterer Bruder mit seiner Dame im Auto davonfährt und sie möchte unbedingt mitfahren und schreit: Nehmt mich mit! Aber das Paar fährt ohne sie davon und auch sonst nimmt sie niemand mit, rettet sie aus ihrer Ödnis. Sie muss bleiben und verdurstet sozusagen vor Langeweile, versinkt wieder im kleinstädtischen Einheitsbrei.*

Als sie, am späteren Nachmittag war es, glaube ich, aus dem Wasser stieg, sah ich sie mir genauer an. Ihre blonden Strähnen sahen jetzt aus, als hätte jemand Holundersirup über sie geleert. Man sah jetzt auch deutlich, dass es unter den blond gefärbten Haaren auch noch die anderen, die dunkelbraunen gab. Mit der linken Faust umfasste sie ihr Haar auf der Höhe des Nackens, die rechte formte sie zu einer handbreiten Röhre, mit der sie sich das Wasser aus dem Haar strich, dann ringelte sie den Haarstrang, um das Haar noch mehr auszuwringen, wickelte es anschließend auf dem Hinterkopf zu einer Art Schneckenhaus zusammen. Während sie also mit beiden Armen an ihrem Kopf herum hantierte, schob sich ihr Oberkörper automatisch etwas vor, so dass sich ihre Brüste anhoben, und es waren nun eigentlich sie, die mich herausfordernd anschauten, während ihre wirklichen Augen dazu dienten, mich aus dem Hintergrund genau zu beobachten und dazu – es kam mir wie ein zusätzliches Ablenkungsmanöver

vor – hörte sie nicht auf, auf mich einzureden, obwohl sie doch hätte merken müssen, dass ich kaum etwas davon verstand, denn eine handlange hölzerne Haarnadel, die sie zwischen ihren Lippen festklammerte, verhinderte eine verständliche Aussprache. Irgendwas schien mit der Verknotung der Haare nicht zu klappen, denn plötzlich nahm sie leicht verärgert die Nadel aus dem Mund und überreichte sie mir wortlos, aber mit der bittenden Geste, sie für sie zu halten, allerdings nur, um sie mir kurz darauf wieder aus der Hand zu nehmen und damit den Haarknoten zu durchstechen.

In meiner Erinnerung nach spätestens zehn Minuten zog sie die Nadel wieder heraus, ließ das Haar auf den Rücken fallen, schüttelte dazu den Kopf, um es wie ein Schwall Wasser, der sich über einen Stein ergießt, auf ihren Schultern zu verteilen, und begann dann von neuem denselben Haarknoten zu binden.

Ihrer Mutter schien das alles gar nicht zu gefallen: Lass endlich deine Haare in Ruhe, sonst schneid ich sie dir noch ab. Da sparen wir eine Menge Geld, belferte sie aus dem Hintergrund.

Mir kam das alles wie eine seltsame Zirkusvorführung vor, von der ich zugegebenermaßen nicht wusste, wie bewusst und beabsichtigt sie war. Der Gedanke, sie würde etwas mit mir im Schilde führen, ließ mich aber nicht mehr los.

So wie mich ihre Aufführung faszinierte, amüsierte sie mich auch. Eine kleine blondierte Italienerin mit rot angemalten Fingernägeln, ein Nagel war nun abgebrochen, verstohlen dunklen Augen, einer hohen Stirn, die eine Menge unbekannter Überlegungen verbarg, straffe Lippen, die nicht nur wahrscheinlich geküsst werden wollten, sondern auch eine beträchtliche Menge Entschlossenheit verrieten, einem breiten Hintern, deren Backen beim Gehen so etwas wie einen aufmüpfigen Wackler machten, zugleich aber einem damit zuzuwinken schienen, und stämmigen Oberschenkeln.

Ich gestehe, dass ich gespannt auf ihre nächste Nummer war.

Sie war blond. Das passte überhaupt nicht zu ihrem Namen und zu ihrer Herkunft. Denn sie hieß Agnese und war noch viel mehr italienisch als mein Bruder und ich. Ihre Mutter, die lernte ich allerdings erst viel später kennen,

war auch blond, aber auch italienisch, und zwar Vollblut. Mutter und Tochter hatten offenbar beschlossen, einen beträchtlichen Teil ihres wahrscheinlich eher kümmerlichen Einkommens – genauso kümmerlich nämlich wie das unserer Mutter – für die Verwandlung in Schwedinnen oder in Brigitte-Bardot-Kopien auszugeben. Auffallen wollten sie auf jeden Fall, einfach nicht als Italienerinnen. Ich nehme an, wäre es möglich gewesen, dann hätten sie auch noch die Augen blau gefärbt. Aber die Augen waren so dunkelbraun wie italienisch, und natürlich war auch ihr Mund italienisch und die Zähne und die Wangen und die Stirn und das Kinn. Jedenfalls kam mir diese Vorstellung, wenn ich zuhörte, wenn sie mit ihrer Mutter italienisch sprach. Das war für mich wie eine faszinierende Geheimsprache. Denn unsere Mutter hatte es peinlichst vermieden uns auch nur ein Wort italienisch beizubringen, als stünde gleich um die Ecke ein Geheimpolizist, der sofort alle italienisch Sprechenden aufgriff und wieder heim ins Bellpaese schickte. Ciao bella! Come stai? Io ti amo. Vogliamo fare l'amore? Stanco. E adesso? Das hat mir alles Agnese beigebracht. Die kleine Italienerin, die natürlich wie jede richtige Italienerin auch sang. Sie imitierte Rita Pavone mit Arivderci Hans, das war der letzte Tanz, es wird bald wieder so sein, vergiss mich nicht ganz. Aber am liebsten hatte ich es, wenn sie eines ihrer neapolitanischen Liebeslieder O sole mio und so weiter sang. Da wurden wir Jungs alle wahnsinnig andächtig und sie kam uns vor wie ein Himmelsbote, der uns erstaunliche Erlebnisse in der Zukunft ankündigte. An allen wichtigen Schulanlässen durfte sie zusammen mit dem Gitarre spielenden Musiklehrer was Neapolitanisches vorsingen. Das freute ihre neapolitanische Mutter noch fast mehr als Agnese selbst, natürlich weil sie endlich auch auf etwas stolz sein konnte, das sie aus ihrer Heimat mitbrachte. Es gab ja sonst nicht so viele Möglichkeiten.

Die kleine Agnese. Sie war nämlich nicht grösser als einen Meter und ein bisschen mehr als die Hälfte davon. Wenn sie ihr Haar zu einem Rossschwanz band, dann sah sie aus, wie ein kleines bewegliches, aber temperamentvolles Pony, das gerne den Kopf herumwarf, die Mähne flattern ließ und eine klare Vorstellung davon hatte, in welche Richtung es traben oder gar galoppieren wollte. Am schönsten sah sie aus, wenn sie mit offenem Haar auf dem Fahrrad an mir vorbei fuhr und der Fahrtwind

machte, dass ihr Haar wie eine goldene Welle hinter ihr her floss. In meinen Augen war ihre Kleinheit nichts Außergewöhnliches; Italiener und besonders auch Italienerinnen war sozusagen per definitionem klein gewachsen. Ich war ja klein, meine Mutter war klein, mein Bruder, der war allerdings groß, aber der war ja auch älter und schlug dem Vater nach, der war ja auch groß, wenigstens in meiner Erinnerung, denn ich habe ihn ja schon lange nicht mehr gesehen. Agnese wäre gerne grösser gewesen, da bin ich mir fast hundertprozentig sicher, aber sprechen durfte man darüber mit ihr nicht. Das kleine Pony hielt sich für ein Klassepferd, wagte sich an Hindernisse, die nicht seiner Größe und seinem Alter entsprachen, aber anstatt zu springen, flitzte es einfach kaum merkbar darum herum.

Wir besuchten dieselbe Klasse. In der Sekundarschule. Warum und wann genau sie überhaupt diese zentrale Stelle in meinem Dasein eingenommen hat, weiß ich einfach nicht mehr. Ich habe den schwachen Verdacht, dass, seit Fridolin, mein Kautz zurück unter die hinterwäldlerischen Tannendächer geflogen ist, neben mir ein Platz frei geworden ist. Jedenfalls machte ich immer weniger sehnsuchtsvolle Abflüge hinaus ins schwermütige Dunkel eines Zürcher Wintermorgens in Richtung See und weiter Richtung Süden, wo ich den bereits gelb erleuchteten Gipfel des Tödi vermutete. Immer häufiger schlurfte mein Blick wieder zurück in das käsig gelb beschienene Schulzimmer der Stadtkreisschule bei der grau betonierten Bullingerkirche mit dem Glockenturm, der aussah wie der erhobene Zeigfinger des Pfarrers, aber auch mit den goldfarbenen Glocken darin, die immer sonntags Morgen mindestens eine Viertelstunde lang unerträglich hartnäckig zu bimbammeln begannen, und wir den sogenannten Gottesdienst besuchen und Lieder aus dem schwarz eingebundenen Liederbuch brummeln mussten, eben da, da ist mir wahrscheinlich ihr goldblondes Haar als Ersatzerleuchtung ins Auge gefallen und seither höre ich Harfenklänge, wenn ich an sie denke.

Im Klassenzimmer saß sie in der vordersten Bank links. Ich zweithinterste Bank Mitte. Sollte es dazu kommen, dass unsere Blicke sich trafen, dann musste s i e zurück schauen. S i e musste mich sehen wollen. Tat sie aber nicht. Dass ich ihre Blicke auf jeden Fall erwidern würde, damit konnte sie zu hundert Prozent rechnen. I c h war immer auf Posten. Und auch wenn ich

nach vorne zur Tafel blickte, nahm ich sie in der linken Blickecke mit. Mindestens dann rechnete ich mit einem kurzen Blick, wenn ich dem Lehrer oder der Lehrerin eine Antwort gab. Die vorne Sitzenden blickten dann nach hinten, wenn sie den, der was sagte, besser hören oder gar sehen wollten. Also meldete ich mich immer wieder auffällig oft im Unterricht. Ihr fiel das nicht auf. Mir hingegen fiel auf, dass ich ihr nicht auffiel. Gab es im Unterricht was zu tun, so dass ich verhindert war, ihre verheißungsvolle Hinterseite, die vor allem, aber nicht nur, aus den langen blonden Haaren bestand, im Auge zu behalten. Die Haare band sie oft zu einem Schwanz zusammen, so dass die Stelle, wo die stolze steile Halsböschung sanft und liebevoll, und zum Verweilen einladend in die Schulterebene übergleitet, offenbar wurde. Wie oft habe ich sie in der Vorstellung schon geküsst, diese Stelle, die sie doch nur für mich und meinem ihr jederzeit entgeneilenden Blick freigegeben haben konnte.

Und wenn die Schulstunden zum Gähnen langweilig waren, nahm ich umso eifriger meine phantastische Bastelarbeit hervor und modellierte an ihrem Körper herum. Körper! Das Wort beleidigt irgendwie meine Phantasie. Es gehört in die Biologie- oder in die Physikstunde, wo man den Körper entweder in die XYZ-Schachtel der räumlichen Berechenbarkeit oder zwecks Vergrößerung von körperlichen Vor-Gängen unter ein Glas legte. Auch einen Körper haben Sportlerinnen, dem sagen sie tagtäglich, werd' nicht älter, du Schlappschwanz! Und weil sie nie schlapp machen und jeden Tag trainieren, haben sie das Gefühl, sie würden nicht älter, aber immer straffer und sie bestünden schließlich nur noch aus Muskulatur, die man beherrschen kann. Agneses Körper hatte in meiner Vorstellung keine Muskeln. Ihr Muskeln anzuhängen, da würde doch meine Phantasie so etwas wie einen peinlichen Fehler machen. Sie war doch ein ganz anderes Gespinst.

Meine von Sehnsucht ermüdeten Augen erblickten ihren zarten L e i b und ich war erschüttert. Leib, Weib, bleib und reib! Leib, das lass ich durch, das ist immerhin ein reimfähiges Wort. Aber nein, Leib, das geht auch nicht. Mit Leib verbinde ich knuspriges Brot, ja Herr Deutschlehrer, das schreibt man mit ai, oder ich sehe bei Leib sofort fuzende katholische Priester, die

ihr Leben lang den Leib Christi verdauen oder am gesegneten Leib der Jungfrau Maria herumräteln.

Ihre Gestalt – dieses Wort tönt auch so wahnsinnig abgehoben wie Leib, erinnert mich aber auch an geisterhafte Erscheinungen und das passt dann doch irgendwie zu meinem Seelenzustand – ihre Gestalt also hatte für mich zweifelsfrei auch etwas Göttliches, wenn denn das darin bestehen sollte, dass man das nicht oder nur in sehr seltenen Fällen zu fassen kriegt, aber immer daran glauben soll, dass man es einmal zu fassen kriegt.

Frischer Schnee. Ja, frisch über Nacht gefallener Schnee, da kommen wir der Sache schon näher.

Adieu ihr Verhältnisse im Dreieck, so long du Periodensystem der Elemente, du Sinus und du, Kosinus. Hinten in der Bank sitzend, vertieft in die Senke zwischen einem Hals und einer Schulter, von denen ich zuweilen vergaß, zu wem sie gehörten, flog ich raus aus der Schulstube und raus aus dem Periodensystem der Elemente hinein ins winterliche Hinterland, fern von Agneses wirklichem Rücken ins immer nahe Phantasia. Gut im Schwimmbad, das hätte ich fast vergessen, da konnte man den wirklichen Rücken auch sehen. Da stolzieren aber alle Rücken, Beine, Bäuche, Schultern und Hälse alle so geheimnislos ausgepackt herum, dass mich da regelmäßig die Phantasie verlässt. Und wenn meine Phantasie nichts zu tun bekommt, dann verwandelt sich für mich so ein Busen doch tatsächlich und ohne weiteres zu interessantem Zellmaterial, das man unter das Mikroskop legt, und ihr Bauchnabel animiert mich gerade noch, ihn als Schnittpunkt zweier Kurven und einer Geraden zu begreifen.

Bevor die Sonne hinter den Bergen verschwindet, legt sie über die Schneefelder ein letztes Licht, das blaue Schatten wirft. Darunter liegen überall Arme, Beine, Füße, Rücken, Hintern, Brüste, Schultern und Bäuche ineinander geflochten, gefügt, verschränkt, verwoben, verschlungen. Besonders anmutig sind die Stellen, wo zwei Gliedmaßen zusammen kommen, sie schmiegen sich aneinander, übereinander, durcheinander, hier eine Kniekehle, die in die lang gestreckten Wade hinüber schwingt, da eine Brust, die in den Arm und schließlich in die Armbeuge wedelt, hier von der Schultern hinab traversieren wir dem Schlüsselbein entlang, auf die andere Seite kann ich steil einen Rücken hinunter sauen, und dort, wo das

Schulterblatt zu Ende ist, da springt man über eine kleine Schanze und mit Schwung hinab in die Taillenmulde und gleich wieder hoch zur Hüftanhöhe. Die makellos weiße Haut besteht eigentlich aus einer unendlichen Reihe kleiner Kristalle. Wer hat schon so viel funkelnde Brillanten auf einmal bei, auf und in sich?

Einzelne kahle Äste gucken aus dem Schnee wie die letzten Haare auf der Glatze eines älteren Herrn, die grau herausragenden Felsen sind der Schorf einstiger Verwundungen, die Häuser sind Warzen oder gar gräulich angelaufene Geschwüre, verschneite Wege sind vernarbte Schnitte, graue Straßen nie verheilende Schürfungen.

Auf der anderen Talseite sieht der weiß bepuderte Wald aus wie der graue Pelz eines Grizzlybärs und steigt man weiter hinauf Richtung Bergspitzen, wo die Nadelbäume nur noch vereinzelt zu finden sind und immer mehr die Felsen hervortreten, dann sieht das aus wie der Fünftagebart unseres Mathematiklehrers, der nicht nur wieder mal eine Rasur und ein belebendes Bad, sondern überhaupt auch mal eine belebende Frau gebrauchen könnte.

Wie gesagt, wenn ich mich auf eine Rechenaufgabe oder auf das Schreiben eines Textes konzentrierte, dann erledigte ich immer alles so schnell wie nur möglich, um ja keinen ihrer seltenen Kehren zu mir zu versäumen. Zu mir? Warum glaubte ich denn, sie würde sich umdrehen, nur um genau zu mir zu blicken? Es gab ja noch zahlreiche andere Jungs, die für ihre Blickpost in Frage kamen: Andreas, Rolf, Moritz und Manuel, Tobias und Ruedi. Rolf, Tobias und Ruedi waren hässlich und uninteressant. Fand ich wenigstens. Ruedi hat eine Knollennase, Tobias stinkt und Rolf hinkt, leicht und im Moment. Die kamen also nicht in Frage. Fand ich. Blieben noch Moritz und Manuel. Manuel war zu klein für sie, also Moritz. Der war groß und kräftig, möglicherweise schöner als ich. Behaupte ich mal. Obwohl: Keine Ahnung, was das bei Jungs genau hieß.

Ich war nicht schön, dafür hatte ich mich schon seit langem entschieden. blieb nur, interessant zu sein. Ich entschied mich und konzentrierte mich darauf, interessant zu werden und es zu bleiben. Für interessant erklärte ich, trotz oder gerade wegen den komischen Erfahrungen damit, mein flammendes Kraushaar, meine Indianernase, die gemäß einem Bildband mit Zeichnungen berühmten Indianerhäuptlingen glich, meine Sommersprossen

im Gesicht, wie Pippi Langstrumpf, (Dieser Vergleich ist zu kindlich!), meine blauen Augen, die, auch wenn hinter einer Drahtbrille versteckt, auf schöne innere Werte schließen ließen und ab und an stolperte ich über schwierige Wörter, was bei den meisten Mitschülern Heiterkeit hervorrief, bei einigen Mädchen aber, das fiel mir sofort auf, auch das Mitgefühl für das Schwache und die Bloßgestellten anstieß. Ich stellte mir jedenfalls vor, ihre mütterliche Sorge und ihr Helferwillen würden so angestachelt und endlich könnte doch ihre bislang noch brach liegende, aber zweifellos wertvolle Heilgabe zu ihrem ersten Einsatz kommen.

An mir.

Das Interessantsein und vor allem die inneren Werte, das würden die Mädchen noch viel mehr schätzen als Schönheit, und der Körper käme bei ihr sowieso erst an letzter Stelle, hatte mir die neunmalklugen, auch Brille tragende und zu einem nachdenklichen, aber auch strengen Blick neigenden Regula, bei der ich, obwohl sie gar nicht hässlich war, einfach Mühe hatte mir vorzustellen, dass auch sie ein geschlechtliches Wesen wäre, einmal beim Nachhause Gehen auseinander gesetzt.

Umso mehr musste ich, neben ihr hergehend, sofort nur noch auf ihre gut sichtbaren Brüste blicken, und mir die Frage stellen, was sie wohl für Empfindungen hätte, wenn sie die beim Duschen doch irgendwie auch einseifen und abduschen und überhaupt irgendwie sich als nacktes geschlechtliches Wesen betrachten und beachten musste. So was dachte ich eben. Nur ich? Das war mir nie klar. Ich jedenfalls war häufig im sexuellen Phantasie-Erlebnispark anzutreffen, obwohl dieser Besuch auch immer etwas Bedrängendes hatte. Schaut die sie sich nackt vor dem Spiegel an? Aber nein, mit fast hundertprozentiger Sicherheit dachte Regula, die sonntags, eingekreist von der Familie, auch den Kirchgang pflegen musste, schon mit fünfzehn Jahren aufopferungswillig an nichts anderes als an ein fröhlich-frommes Kinder- und Familie-Haben und die dafür zwingend vorausgehende körperliche Aktion musste im Dunkeln, und jedenfalls mit geschlossenen Augen und möglichst schnell stattfinden und war, jedenfalls biblisch so angekündigt, also voraussehbar und daher hinzunehmen, etwas Ekel- und Schmerzhaftes. Na ja, vielleicht liege ich ja ganz falsch und Regula genießt im Geheimen die sexuellen Gaben Gottes.

Die hat Holz vor dem Haus, war bei uns Jungs damals ein geflügeltes Wort. Darf ich mal dein Holz umschichten, Angela? Aber man muss aufpassen, dass die Holzbeige dabei nicht hinabfällt. Wohin denn? Bei den Alten fällt das Holz bis zur Taille, wenn man es nicht anbindet. Ha, ha. Ja, womit wird das Holz denn zusammengehalten? Es ist eben gut aufgeschichtet. Aber in der Nacht, in der Nacht, wenn der Büstenhalter kracht. BHs in Schwarz! Es gibt auch BHs in Schwarz, solche mit bestickten Rändern, die in gleichmäßigen Wellen die weiße Haut umkräuseln!

Das war mein Beitrag zum heiteren Mädchenkörperreden. Die Modezeitschriften der Mutter leisteten hier wertvolle Hilfe und stopften Wissenslücken.

Stark war auch das Verlangen einen Blick auf das Tabu der Tabus, die Mädchenunterhosen, zu werfen. Das war nur möglich, wenn die Mädchen erstens weite bauschige Röcke an hatten und wenn sie zweitens vor uns die Treppe hochgingen und drittens nicht merkten, dass wir so in die Lage kamen, ihnen unter die Röcke und bis hinauf zu den Unterhosen zu schauen. Wir waren ja wahnsinnig eifrig, uns unser Halbwissen und die phantastischen Ergänzungen dazu um die Ohren zu schlagen. Wir hatten schon früher, als Dritt- oder Viertklässler, Sprüche über die Büstenhalter der Mädchen herumgeboten und gelacht. Aber da hatten erst einige Mädchen überhaupt so etwas wie busenartige Erhebungen. Jetzt aber, und das bei fast allen, zeichneten sich die Umrisse ihrer Hügel auf ihren dünnen und eng anliegenden Pullovers gut ab. Und wer nur erst Ansätze von Brüsten hatte, der trug keine anliegenden Kleider. Trägt die überhaupt einen Büstenhalter? Wahrscheinlich nicht. Die hat aber große. Und die, die hat Spitzberge. Die hat bestimmt einen BH mit Schaumgummieinlage! Es gibt weiße, solche mit verstärkten Rändern auf der Unterseite der Brustkörbchen. Und ich wusste genau, wie man sie öffnet, wenn ich dann mal und so weiter. Schon wieder mein Expertenwissen. Das hatte ich einmal bei einem der BHs meiner Mutter gesehen. Zufällig. Okay, vielleicht war's kein Zufall. Er lag im Korb für die schmutzige Wäsche. Allerdings verdeckt von Hosen und Hemden. Von meinem Hemd! Nur das kurze Stück eines Bündels mit dem speziellen Verschluss, den ich eingehend studierte, lugte hervor. Es konnte ja kein anderer als Mutters BH sein. Ich zog ihn eilig hervor, als wäre er ein sehr

gefährliches Ding und mein Tun riskant. Auf jeden Fall musste man vorsichtig mit ihm umgehen. Und man durfte ihn zum Beispiel nicht zu lange in der Hand halten. Trotzdem. Ich boxte die eingedrückten Körbchen aus und hielt mir die leeren Büstenkörbchen vor die Brust und schaute mich verlegen grinsend im Spiegel an. Dann schob ich den Halter schnell wieder unter mein zerknittertes weißes Hemd und die beigen Hosen des Bruders.

Als ich noch ein Kind war! Da war es auch mir noch möglich gewesen, lauthals und möglichst eilig die verquerten Vorstellungen über diese Dingsda des anderen Geschlechts loszuwerden und heraus zu posaunen. Später verblasste das Interesse an den Brusthügeln, an den Muscheln mit Haarkranz, an den Mösen, (Die Frage, ob dieses Wort mit dem Wort Öse in einer verwandtschaftlichen Beziehung stand, beschäftigte mich eine Zeitlang.), ich tauchte ab in die Seligkeit der Geschlechtslosigkeit, bis schließlich, älter, grösser, muskulöser, haariger geworden, mit tiefer Stimme, gleichzeitig gestärkt und verunsichert, und ein allgegenwärtiges, allmächtiges sexuelle Interesse das Zepter übernahm.

Wow! Das neue Kapitel im Leben des jungen Menschen, der bald einmal erwachsen ist, wird aufgeschlagen. Wenn er denn will. Das Kapitel hat tausende Unterkapitel und die heißen, zum Beispiel: Dieses Unten-durch-Gefühl, diese Halbfertigkeit, diese Vorläufigkeit in allem. Ich weiß gerade noch, ich bin ein Mensch und ich komme woher und gehe wohin: aber wohin? Dorthin, wo ich herkomme, will ich auf keinen Fall zurück. Geschönte Auskünfte über das sagenhafte Land der Ankunft sind ohne weiteres zu haben. Aber auch das Gegenteil ist im Angebot: Man überbietet sich mit Warnungen vor dem Betreten des Minenfelds namens Erwachsensein.

Andauerndes über den Zaun Blicken ergibt Dauerspannung im Nacken, Genickstarre, so dass man auch ab und zu gern den Kopf abschrauben und für eine Zeitlang kopflos herumgehen möchte, oder mindestens das überflüssige Oberteil unter der Decke verstecken möchte. Man hat Lust auf sich zu verzichten und das Weltgeschehen ohne seine Beteiligung zu beobachten, nur um festzustellen, dass die anderen schon längst auf einen verzichtet haben. Jedenfalls vermisst man seine Vermisstmeldung, weiß aber nicht recht, wem man das übel nehmen soll.

Ich bin jetzt dann also bald mal erwachsen und soll ja dann selbst für mich verantwortlich sein. Von da an kann man etwas Dummes, Blödes, Ungeschicktes fast nur noch sich selbst übel nehmen.

Irgendwer wird mir doch helfen den Kopf wieder anzuschrauben. Oder nicht?

Die letzte Hoffnung, bevor mich der schmatzende Sumpf des Selbstmitleids ersäuft.

Selbstmitleid ist der Brei im Märchenpfännchen. Das Pfännchen kocht und kocht Brei vor sich hin, ohne dass man weiß, woher all das Zeug kommt, eine nie versiegende Quelle. Nur das Zauberwort kann das überkochende Selbstmitleid aufhalten. Aber wie soll man den Zettel, wo das Wort drauf steht, denn finden unter all dem Brei, der längst über das Pfännchen hinaus auf den Boden, ins Zimmer, ins ganze Haus, auf die Straße, in die ganze Stadt, überall hin gequollen ist?

Ach ja, das Mädchen. Das hab ich ganz vergessen. Das kennt ja das Zauberwort. Aber wo ist mein Mädchen?

Dass ich mich in letzter Zeit vermehrt Vorstellungen von Agneses Brüsten machte, davon redete ich mit keinem. Es war mir peinlich, Kleinjungenkrimskrams. Kaum begegnete ich ihr im Schulhof oder im Schulzimmer oder auf dem Nachhauseweg sah ich nur immer auf ihre Brüste. Sie waren nicht besonders groß und rund, aber bestimmt schön. Das heißt, eigentlich wusste ich ja nicht, wie sie aussahen. Ich konnte sie mir nur vorstellen, in Tagträumen modellierte ich ihre Rundung, ihre Brustspitze, den Busengraben, meine Traumvorlage, und bat die Göttin der Liebe, sie mir einmal in Wirklichkeit, und hüllenlos zu zeigen. Sie mussten aus weiß-rosa farbigem Fleisch sein, eine Sorte Fleisch, das wusste ich, die es bei mir nirgendwo gab, und vorne gäbe es Zitzen, bräunliche, behauptete Ruedi, sein Bruder habe schon mal nackte gesehen. Manchmal schaute ich nach bei den Zitzen der Katzen- oder den Hundeweibchen, einfach, um mir ein Bild machen zu können. Natürlich, ich kannte die Euter der Kühe. Kühe hatte ich schon lange nicht mehr gesehen. Aber so konnten ihre Brüste ja nicht aussehen. Das waren ja Zapfen keine Hügel. Und die hängen ja. Agneses Brüste recken sich, stehen vor und ragen empor wie der Bug eines Schiffes, und wenn sie rennt, schwabbeln und schwengeln sie herum, als würden sie

von der Bewegung der Beine unvorbereitet und ungestüm aus ihrer würdevollen Mitte geworfen.

Ob sie mir einmal? Wie könnte ich das anstellen, dass sie mir ihre zeigte? Ich meinte, wirklich zeigen, und das hieß, dass ich merkte, dass sie es auch wirklich wollte. Nicht einfach so, dass ich mir einen Blick darauf erstehlen musste, wie wir es früher, in der Primarschule, als wilde Kerle jeweils vor oder nach dem Turnunterricht versuchten, wenn sich die Mädchen in ihrer Kabine umzogen. Einmal waren wir fast so weit gekommen, in die Mädchenkabine einzudringen. Rolf, der war damals schon so schwer und stark wie der dicke Brummbär, der er heute ist, hatte den einen Fuß schon drin und wir anderen schoben und stießen ihn vorwärts, während sämtliche Mädchen die Türe von der anderen Seite zuzuhalten versuchten und die kleine Marta Rolf in die Wade biss. Rolf ließ sich davon wenig beeindrucken, die Fettschicht stellte sich hier als großen Vorteil heraus. Die Türe stand mindestens schon zwei Füße breit offen, das Gejohle von uns Jungs und das Gekreische der Mädchen war bereits so gewaltig angeschwollen, dass wir alle das Öffnen der Garderobentüre nicht mehr hörten. Denn plötzlich stand Frau Schneider, Halsabschneider- und Turnlehrerin, hinter uns, schrie, wir sollten sofort aufhören, und ohne Strafaufgabe käme nun aber schon gar niemand davon. Mit niemand meinte sie alle Jungs, was wir Jungs gemein fanden, denn ein bisschen waren doch auch die Mädchen schuld, irgendwie, weil sie uns reizten mit ihrer Geheimnistuerei, die gehörten doch auch zum Spiel.

Das dauernde Herumdenken und -malen am Bild ihrer Brüste hielt alle Ideen, wie ich Agnese hätte dazu bringen können, mir ihre Brüste zu zeigen, unter Verschluss.

Ich müsste ihr dann auch was zeigen? Meinen. Den! Was? Dann müsste sie aber auch. Unten. Oh Gott! Rasch verdampfte meine Vorstellungskraft in stumpfsinniges Brüten.

Das Unten bei den Frauen konnte ich mir noch viel weniger vorstellen als ihr Oben. Man musste schon ein sehr kundiger Experte sein, um überhaupt zu merken, dass sich bei den Frauen auch dort unten etwas regte.

Bei uns, ich fand, dass es aufgrund meines Stimmbruchs und den Behaarungsansätzen auf Brust, Backen und oberhalb des Pimmels nun

erlaubt wäre, mich nun auch zu den Männern zu zählen, also bei uns Männern ist einfach alles so auffallend, so offensichtlich. Kaum sah ich in einer Zeitschrift der Mutter junge Frauen nur mit Büstenhalter und Slip bekleidet, begann es schon zwischen meinen Beinen zu kribbeln, bitzeln und zu wallen wie frisch aufschäumendes Bier, so dass ich sofort befürchtete, mein aufstrebender Engel Gabriel, wie ich ihn nannte, weil er immer so überraschend Ankündigungen machen wollte, sei nun für alle so unübersehbar wie meine Scham groß war. So blieb mir denn oft nichts anderes übrig, als ihn eigenhändig zum Schweigen zu bringen.

Das war vor zirka zwei Jahren. Inzwischen ist das Wunder eingetreten, dass ich, allerdings nicht nur ich, Agnese ziemlich gut kenne. Das geschah nicht, weil ich mich überwand, sie ansprach, danach hartnäckig freundlich blieb, obwohl sie mich zweifellos blöd fand, weil ich zweifellos rothaarig, hakennasig, bebrillt, sommerbesprost und also blöd, aber immerhin blauäugig bin, und schließlich doch ein kleines Kämmerchen in ihrem zweifellos großen Herzens fand. Nein, es war ganz anders, es war das Verdienst, und auch das ist nicht wirklich das richtige Wort, meiner Mutter. Die lernte ganz einfach die Mutter von Agnese näher kennen, weil die nun neuerdings mit ihr zusammen im gleichen Restaurant servierte, so dass wir schließlich eines Sonntagsnachmittags zu einem gemeinsamen Picknick in der Badeanstalt nebeneinander saßen. Agneses Mutter war eine Vollblut-Italienerin wie unsere Mutter eine war und segelte inzwischen ebenso männerlos wie unsere durch das Tränenmeer der alleinstehenden Mütter.

Der Große war anfangs noch nicht dabei, er würde später kommen, denn er befand sich noch in der Kirche und hörte dort wahrscheinlich atemlos dem Pfarrer zu, der ihn total faszinierte, wie er einmal während eines Mittagessens verkündet hatte. Es sei nämlich gar kein richtiger Pfarrer, eher ein Marxist im schwarzen Talar und im weißen Pfarrerkragen. – Was ist ein Marxist?, fragte Mutter. – Kann ich dir nicht erklären, erwiderte er abschließend. Es war klar, er hielt die Mutter für zu dumm, um zu begreifen, was ein Marxist war. Und mir wollte er es schon gar nicht beibringen.

Wahrscheinlich will er ja selber mal Pfarrer werden.

Er käme etwas später. Denn sie würden versuchen die Gedanken von Marx mit den Sätzen in der Bibel so zu verweben und zu verknüpfen, dass sowohl

Marx als auch die Bibel Recht hätten, und der neue Satz dann trotzdem vernünftig und auch noch fortschrittlich klingt. Ich gehe davon aus, dass diese Webarbeit zur Herstellung eines einmaligen Flickenteppichs ihn eine Zeitlang beschäftigen wird.

Agnese trug einen eher knapp geschnittenen weißen Bikini mit roten Punkten. Ich fand, Agnese passte wunderbar zu ihrem Bikini und ihr Bikini auch wunderbar zu ihr. Aber man könnte ihn auch weglassen und das wäre dann noch wunderbarer. Ja, ich träumte eben nur noch solche Träume, Tag und Nacht. Die Größe und die Form ihrer Brüste waren noch nie so gut sichtbar wie jetzt. Und überraschenderweise akzeptierte ich auch, dass es im Schwimmbad, was den Körper betraf, sozusagen fast nackte Tatsachen gab. Ich lag auf dem Bauch, wünschte den vorwitzigen Gabriel zurück in den Himmel und vertiefte mich, um sie nicht dauernd anglotzen zu müssen, (Ich hörte sie schon zischen: Was glotzt du so blöd?) in mein Buch und fraß Buchstaben ohne Verstand.

Schließlich war sie es – oh ja, ich gebe ja zu, dass ich ein rothaariger, klauennasiger-kauziger Feigling war –, die den Bann brach.

- Hast du die Französisch-Aufgaben schon gemacht? Ich finde sie ganz einfach.

Französisch! Mein absolutes Nichtlieblingsfach. Das liegt natürlich am Französischlehrer. Der ist streng. Wir haben alle Angst vor ihm. Selbst der Große, der ihn auch gehabt hat, hat mir gestanden, dass er sich vor ihm gefürchtet habe. Das Merkwürdige ist aber, dass wir in seiner Stunde schwatzen, auch wenn wir wissen, dass seine Strafmaßnahmen gnadenlos sind. Sein Strafritual, das er vor der ganzen Klasse durchführt, um uns abzuschrecken, hat einfach nicht die Wirkung, die er sich davon verspricht.

Wir vergessen es ganz einfach oder nehmen es, obwohl es wirklich weh tut, nicht ganz ernst. Ich glaube, das liegt daran, dass sich ihm während der Durchführung ein kaum bemerkbares gütiges Grinsen auf die Lippen schleicht. Irgendwie glaubt er selber nicht an die heilsame Wirkung seines Strafkults, aber er weiß sich nicht anders zu helfen.

Der von ihm bestimmte Ablauf lässt keine Abweichung zu. Zuerst fordert er den Angeschuldigten auf, nach vorne vor die Wandtafel in die schulmeisterliche Gefahrenzone zu kommen. Gerechtfertigt waren seine

Anschuldigungen übrigens immer, er gab auch immer eine Vorwarnung ab, aber es nützte auch nichts, wenn man sagte, dass doch der Nachbar auch geschwatzt habe. Nun stand man im grellen Licht vor der Klasse und wusste schon, was als nächstes kam. Dann musste man nämlich die eine Hand vorstrecken. *Elève lève ta main droite, neige dein sündiges Haupt gegen Mekka und empfang die gerechte Strafe.* Und dann folgte die *punition*, d.h. er lässt sein Holzlineal mit Schuss auf die vorgestreckte Hand sausen, einmal, zweimal, dreimal bis fünfmal, je nach Schwere des Vergehens und bis es dem Sünder wirklich weh tut, so dass der fast zu weinen beginnt, aber nur fast, und sich auch eine unheimliche Stille im Schulzimmer verbreitet.

Warum Agnese in Französisch so gut ist, ist mir absolut schleierhaft.

Ich hatte die Französisch-Aufgaben natürlich noch nicht gemacht, weil ich sie nicht einfach fand. Vielleicht hat sie so wahnsinnig Angst vor dem Französischlehrer, dass sie so viel lernt und so sehr aufpasst, um nur ja nie einen Fehler zu machen. Aber Angst braucht sie gar nicht zu haben, denn es werden nie Mädchen bestraft, obwohl sie hie und da auch schwatzen. Die würden wahrscheinlich viel früher zu weinen beginnen und davor hat wiederum der Französischlehrer Angst.

- Oh ja. Pipieinfach.
- Man nimmt für das Konditionell einfach das Futurum ohne Endungen und hängt die Endungen der Vergangenheit an: *rais, rais, rait, rions, riez, rai* mit e-n-t.
- Sofern man die Formen der Zukunft im Kopf hat, gab ich zu bedenken. Aber sie war nicht aufzuhalten.
- So was kann ich mir ganz leicht merken. Du auch?

Interessant sein! Interessant sein!

- Leicht wäre leicht übertrieben, aber mit beharrlichem Graben hebt man schließlich alle Schätze, selbst die der französischen Grammatik.

Ich hielt meine Formulierungen und daher mich für kolossal interessant.

- Wie du redest! So...

Sie suchte ein treffendes Wort, runzelte die Stirn und schaute dem Gänseblümchen, das sie zuvor gepflückt hatte, ernsthaft ins Gesicht.

Dann steckte sie es sich zwischen ihre roten Lippen, was in mir sofort den Wunsch erzeugte, dieses Gänseblümchen zu sein, was ich wiederum ebenso schnell eine erschreckend lächerliche Idee fand.

- ... geschwollen.

Klatsch! Ich kam mir vor wie der fröhlich plätschernde Brunnen, dem jemand jäh den Hahn zudreht. In mir gluckste und gluckerte es jämmerlich. Der Ausdrucksstau verwandelte mich vom Glücksritter, der auf der Suche nach verwegenen Formulierungen sich den Kopf verrenkt hatte, augenblicklich in den puterroten Schweiger und Stotterer, der immer in mir schlummerte.

- Aber es tönt interessant. Kannst du's nochmal wiederholen?

Ach, es gibt doch noch nette Menschen, sogar nette Mädchen. Ich setzte mich auf, warf zuerst einen kurzen Blick auf die Wölbungen meiner Badehose und danach, diesmal, wirklich nur einen sehr, sehr kurzen auf ihren Busen und sagte dann:

- Es sollte witzig sein, ironisch oder so etwas Ähnliches, und wiederholen kann ich es leider nicht. Und um ehrlich zu sein, von der französischen Grammatik habe ich eine sehr geringe Ahnung, und wie man das Gongdisionäl richtig bildet, ist mir schleierhaft, aber – hier zögerte ich noch etwas – vielleicht kannst du es mir ja entschleiern.

Klasse! Ich war nahe daran, aufzuspringen und einen öffentlichen Selbstlobestanz vorzuführen. Entschleiern! Du kannst es mir ja entschleiern! Vielleicht könntest du überhaupt einiges, was eigentlich nur du hast und nur du mir zeigen kannst, mir aufdecken und für mich ganz persönlich entschleiern.

- Wirklich? Aber jetzt geht's leider nicht. Vielleicht ein andermal. Ich habe ja das Französischbuch nicht dabei.

Den letzten Satz überhörte ich geflissentlich, um mir ja nicht die Aussicht auf ein andermal, d.h. auf die Erfüllung der übrigen Enthüllungswünsche zu vermiesen.

- Zeig mal, was liest du denn eigentlich für ein Buch?

Und dazu neigte sie sich vor, um nach meiner Lektüre zu greifen. Ihre Kugeln streiften dabei schon beinahe meine Schultern. (Weiß die das jetzt?

Weiß sie jetzt, was sie tut, dass also ihre Halbkugeln mich beinahe zärtlich streifen? Und macht sie das bewusst? Oh, Gott, ich verstehe die Frauen nie.) Ich zögerte, ihr das Buch hinzuhalten, denn es handelte sich nur um die Schullektüre: Romeo und Julia auf dem Dorfe von Gottfried Keller.

- Ach, das. Gefällt es dir?
- Ich weiß noch nicht recht. Ich hab's noch nicht zu Ende gelesen.
- Hättest du aber müssen, bis letzten Donnerstag!
- Die Zeit, die Zeit! Aber ich habe nicht einmal mehr zehn Seiten.
- Bis wohin, hast du denn gelesen?
- Bin eigentlich fast fertig. Sie haben zusammen – und nicht nur zusammen – in diesem Paradiesgärtchen getanzt und jetzt sind sie wieder draußen und wissen nicht recht, wie's in ihrem Leben weitergehen soll. Und da kommt der Schwarze Geiger und bietet ihnen an, doch mit ihrer Zigeunergruppe mitzugehen. Aber das wollen sie nicht, besonders das Vrenchen, denn es hat Angst, dass sie dann eines Tages untreu würde und...
- Würdest du an ihrer Stelle mitgehen?
- Ich? Allein? Sofort.
- Natürlich du und dein Mädchen, deine.
- Ich hab aber keine.
- Dann stell dir eine vor.
- Gut, okay, ich stell mir eine vor.
- Würdest du mit ihr gehen zu den Zigeunern und ein freies Leben und die freie Liebe leben?
- Klar. Aber es käme natürlich schon auch auf sie an.
- Und was meinst du, wäre sie einverstanden?
- Da müsst ich jetzt wahrscheinlich ein längeres Gespräch mit ihr führen.
- Wer ist es denn? Kenne ich sie?
- Ich glaub schon, dass du sie kennst? Ziemlich gut.
- Ach, dann kann es nur jemand aus unserer Klasse sein. Silvia? Sandra? Lea?
- Warum willst du das denn wissen?

- Okay. Du willst es mir nicht sagen, also können wir auch nicht weiter reden.
- Wir könnten ja stellvertretend, einfach nur ersatzweise, damit wir weiterreden können, dich „als mein Mädchen“ einsetzen.
- Was?
- Wärest du denn mitgegangen mit den Zigeunern?
- Ich bin nicht „dein Mädchen“. Aber ich wäre mitgegangen mit den Zigeunern!
- Dann würden wir jetzt zusammen mit den Zigeunern gehen und mit ihnen im Wald und auf der Heide herumziehen, aus verborgenen Quellen Wasser trinken und Äpfel von Bäumen essen, die uns nicht gehören, und vielleicht auch mal verbotenerweise einen Hirsch wildern?
- Und Beeren und Pilze sammeln.
- Und wir würden uns lieben und hätten Kinder, die wären dann abwechslungsweise rot oder blond.
- Was phantasierst du da? Wir lieben uns doch nicht!
- Nur probeweise, natürlich! Natürlich lieben wir uns nicht wirklich. Das ist ja alles nur erfunden. Nur so, um deine Frage zu beantworten.
- Ah ja.
- Es ist ja alles unwirklich, aber jetzt einfach mal weiter gedacht, kämst du dann mal auf die Idee, dass du den schwarzhaarigen, Klasse Geige spielenden Jüngling mit dem verlockenden Namen, sagen wir Fernando Paco Miguel, doch noch näher kennenlernen willst, und dieser Fernando, Miguel oder Paco, je nach Stimmungslage kann man den einen oder anderen Vornamen benutzen, hätte dagegen gar nichts einzuwenden, so dass...
- Hör auf! Hör sofort auf! Du unterstellst mir, dass ich untreu würde.
- Entschuldige. Da hast du Recht. Ich habe dich jetzt verwechselt mit Vrenchen. Die hat nämlich irgendwie so etwas wie Angst, sie könnte mal schwach werden. Hast du denn überhaupt Gelegenheit, um deine Treue zu beweisen?

Hat sie begriffen? Entweder ist sie nicht so clever, wie ich sie mir wünsche, oder sie ist so raffiniert, wie ich sie mir nicht wünsche. Auf die Antwort bin ich gespannt.

Sie schaute sich nach frischen Gänseblümchen um.

Aber die Kardinalfrage zu stellen war jetzt unumgänglich. Ich fürchtete ihre Antwort, aber irgendwann musste es ja mal aufs Tapet kommen.

- Hast du denn schon einen Freund?

Agnese suchte wieder den Blickkontakt zu ihrem frisch gepflückten Gänseblümchen und zwirbelte es zwischen Daumen und Zeigefinger herum. Danach ließ das Gänseblümchen schon leicht den Kopf hängen.

- Ich nehme mir auf jeden Fall vor, immer treu zu sein.

Wenn mich nicht alles täuscht, war sie raffinierter, als ich sie mir wünschte, so dass meine folgende schulmeisterliche Erklärung eigentlich ins Leere ging.

- Na ja, wenn du einen hättest, dann kämst du ja erst in die Lage, also es entstünde erst die logische Möglichkeit, untreu zu werden. Denn man kann ja nur untreu werden, wenn man vorher treu gewesen ist. Also kurz gesagt: wir können da gar nicht mitreden, denn auch ich habe ja keine (Hier musste ich eine längere, fast schon peinliche Beruhigungspause einlegen, weil ein Stottereranfall drohte.) Freundin.

Sie schaute mich herausfordernd an.

- Bis jetzt wenigstens, fügte ich augensenkend hinzu.

Dann war das Gespräch zu Ende. Mir fiel nichts mehr ein und Agnese hatte mittlerweile sowieso das Gänseblümchen fallen gelassen, sich achtlos auf es und ihr Badetuch gelegt und lag nun gekrümmt wie ein Fragezeichen da, gähnte, wie ich leicht irritiert bemerkte, ohne die Hand vor den Mund zu halten, wie öfter unser Appenzeller Sennenhund Bari, hemmungslos die Leere, die es offenbar auch in ihr gab, aus sich heraus, gaffte dann, wie ich mich unauffällig vergewisserte, gedankenverloren mindestens einen halben Meter neben mir vorbei, vorbei auch am zarten Stamm einer jungen Birke, auf einen grauen Betonpfeiler. Ich hing mich ihrem Blick ins gedankliche Niemandsland an, schaute, nur weil ich eine Weile lang was anderes tun musste, als an Agnese zu denken, der Stange entlang nach oben und bliebe

an deren Ende hängen. Zuoberst auf der Stange war zwar nicht der Hut von Geßler, den man hätte grüßen sollen, aber immerhin etwas Vergleichbares, drauf gepfropft. Es handelte sich um eine etwa schuhgroße Schöpfkelle wie sie Väter besaßen, die im Militärdienst waren, meiner also auch. Der Deckel gehörte zu einem stiefelähnlichen Behälter für im soldatischen Felde zubereitete Suppen, also ein zentraler Bestandteil der militärischen Grundausrüstung, auf die alle Väter mächtig stolz waren, weil sie unter anderem damit Hitler vom Einmarsch abgehalten haben, und die sie drei- oder fünfjährlich, glaube ich, jedes Mal erneut frisch gestriegelt einem Schöpfkellen-Begutachter, Inspektion!, vorzuzeigen hatten.

Ach, wo war ich denn jetzt gedanklich gelandet! Und wie kann ich mich jetzt wieder zum einzig wirklich interessanten Thema zurückschummeln?

Ich hasste das Militär und fand das Strammstehen so lächerlich wie ich unseren Deutschlehrer liebte, der geistig so gar nicht strammstehen konnte und so zerstreut war, dass er immer wieder den Faden verlor.

Er nahm sich vor über den Relativsatz mit Pronominaladverbien zu sprechen, aber schon nach wenigen Sätzen reiste er mit uns überwältigt von seinem Gedankenflug in sein Familienrevier und berichtete uns von seiner gestrigen Schwierigkeit einen neuen sperrigen Gummipneu auf die Fahrradfelge zu löffeln ohne dabei den innenliegenden Schlauch zu beschädigen. Nachdem er seine zur Bewältigung des Erwachsenenlebens unverzichtbaren Kenntnisse zur Reparatur von Plattfüßen mitgeteilt hatte, wollte er wieder zu seinem alten Thema zurückkehren, fand jedoch den Faden nicht mehr. Und weil uns der Relativsatz noch viel weniger interessierte als die Gefahren des Reifenwechsels bei Fahrrädern, war es uns unmöglich, ihm wieder auf die Sprünge zu helfen. Es entstanden dann peinliche Sekunden des schweigenden Suchens, währenddessen der Herr Deutschlehrer, der mit seiner großen Nase aussah wie ein aufgeregter Vogel, Typ Flamingo, seinen Kopf ruckartig von links nach rechts schwenkte, als wollte er den so genannten thematischen Faden irgendwo im Zimmer ergründen. Fand er ihn nicht, so setzte er sich konsterniert auf seinen Lehrerstuhl, sah dann eher aus wie eine Henne, die feststellen musste, dass man ihr die erst halb ausgebrüteten Eier weggenommen hatte, bis er schließlich eher zufällig einen Blick auf seine Unterlagen warf und mit

einem freudigen „Ach ja, der pronominaladverbiale Relativsatz!“ sich wieder erhob und uns weiter mit „worum“, „wozu“ und „wofür“ quälte und zum Beispiel die Sätze an die Tafel schrieb: „Das ist alles, worum ich dich bitte.“ und „Das ist alles, was ich von dir will.“

Zurzeit wusste ich nicht mal, worum (Pronominaladverb!) ich Agnese hätte bitten sollen. Und ob unser Badehosengespräch überhaupt irgendwie irgend so etwas wie eine zarte Bande zwischen uns geknüpft hatte, war mir nun auch nicht mehr klar. Und weil sie selber zur Erneuerung unseres Gesprächs keinerlei Anstalten mehr machte, hielt ich mich voll und ganz dafür (Pronominaladverb!), das heißt für das lange Schweigen verantwortlich und daher (kein Pronominaladverb!) für einen Versager. So geht das. Die Girls schweigen sich aus, machen sich verbal aus dem Staub, hinterlassen tausend Fragezeichen und Jungs mit einem Maximalminderwertigkeitskomplex.

Dann kam er. Plötzlich stand er vor uns. Der große Retter.

In kürzester Zeit waren sie und der Große in ein Gespräch verwickelt. Allerdings wusste ich nicht genau, worum es sich drehte, denn ich wollte unbedingt noch den Schluss meiner Romeo-und-Julia-Geschichte zu Ende lesen, um wieder ein gemeinsames Gesprächsthema zu haben.

Später spielten wir im Wasser mit einem Ball. Das ging so: Wir hielten uns wie strampelnde Frösche über Wasser und der Große und Agnese schickten sich den Ball zu, ich lauerte in der Mitte, um den Ball abzufangen. Schon nach kurzer Zeit konnte ich ihn erobern, denn Agnese konnte das Zuspiel des Großen nicht fangen, sie tauchte unter und verlor kurz die Orientierung, so dass ich vor ihr den Ball kraulend erreichte. Weil das Versagen bei ihr lag, musste sie in die Mitte. Ihre Taktik bestand darin, sich einfach vor den Großen zu platzieren. Trotzdem gelang es uns immer wieder einander den Ball zuzuwerfen, ohne dass sie ihn berühren konnte. Sie hatte, realistisch gesagt, keine Chance gegen uns. Das Spiel begann seinen Reiz zu verlieren und allmählich wurden wir müde in den Beinen. Da begann der Große, nur um wieder etwas Spannung in die Sache zu bringen, ihr den Ball mit der Hand so hinzuhalten, dass es für sie doch ein Leichtes wäre, ihn ihm einfach wegschnappen, um dann, griff sie zu, die Hand samt Ball blitzschnell wieder zurückzuziehen. Da wurde sie plötzlich in einer Mischung von Wut, Übermut und Lust befallen, was ich von ihr bisher überhaupt nicht kannte.

(Aber ich kannte sie ja sowieso nicht. Es hatten ja bisher viel mehr Begegnungen mit ihr in meiner Phantasie als in Wirklichkeit stattgefunden.) Sie ging jetzt nicht mehr bloß auf den Ball, sondern regelrecht auf den Großen los. Aber auch der schien sich mehr zu freuen über ihre Attacke, als dass er sie fürchtete und abwehren wollte. Sie bespritzte ihn zuerst mit Wasser, dann drang sie regelrecht auf ihn ein, versuchte ihn ins Wasser zu drücken und kniff ihn irgendwohin, wohin konnte ich nicht genau sehen, denn er schrie kurz auf, lachte aber nur umso fröhlicher, während ihr jetzt jedes Mittel Recht zu sein schien, um nur zum Ziel zu kommen, sie griff daher vehement nach dem nach oben gestreckten Arm, an dessen Ende er den Ball mit seinen großen Händen immer noch fest im Griff hatte. Da passierte es. Beide schrien sie fast gleichzeitig Aua.

Sie hatte ihm mit ihren langen Fingernägeln eine kleine Schramme in die Stirn geritzt und sich gleichzeitig einen ihrer Nägel gebrochen. Ich glaubte, er wäre ihr jetzt böse oder würde sich mindestens von ihr abwenden. Doch es kam ganz anders. Er bedauerte ihren Nagelbruch, obwohl sie ihn doch damit verletzt hatte, und sie spielte merkwürdigerweise zuerst die Beleidigte und das unschuldige Opfer, obwohl doch fast ausschließlich sie schuld war, und dann aber ließ sie sich doch von ihm an den Platz begleiten, wo die beiden Müttern ihrem Bericht lauschten. Ich war inzwischen aus dem Schwimmbecken gestiegen, blieb am Beckenrand stehen und blickte zu ihnen hinüber.

Sie war ja einerseits noch ein Kind, aber faszinierend.

Ich fand, dass er sich völlig unnötig in das zarte Geflecht zwischen Agnese und mir eingemischt hatte und hielt ergänzende Bemerkungen meinerseits für überflüssig und schaute dem Wasser zu, wie es an mir hinunter rieselte und die graue Betonplatte unter mir nässte.

Nach einer Weile setzte ich mich auf die nächste Bank und schaute den Turmspringern zu. Der Held aller Turmspringer und daher der Held fast aller Mädchen – außer der heiligen Regula wahrscheinlich – war Goofy. Woher er den Namen des Lahmarsches aus den Micky-Maus-Heften bekam, fand ich nie heraus, jedenfalls widersprachen seine Wasserturmspringkünste

vollkommen den Erwartungen, die man von einem Lahmarsch namens Goofy haben kann. Und Goofy federte nun gerade oben auf dem Dreimeterbrett auf und ab, und zwar nicht nur so ein, zwei Mal, sondern zehn Mal, minimal. Das gehörte zu seinem Ritual, bevor er endlich sprang. Es kam mir vor, als wartete er darauf, dass alle auf ihn aufmerksam wurden, und er erst zu springen gedachte, wenn eine genügend große Zahl zuschauender Augenpaare, vorwiegend weiblichen Geschlechts auf ihn gerichtet waren, denen er so gleichzeitig seinen sportlichen und jederzeit braun gebrannten Körper und vor allem seine bereits beachtenswerte Muskulatur präsentieren konnte. Endlich sprang er. Tatsächlich! Ein tadelloser Eineinhalber gestreckt. Er tauchte so schnell wie möglich auf, um den anschwellenden Applaus in Empfang zu nehmen – allerdings: niemand klatschte, außer mir, ich dafür grinsend. Als er kaum einen Meter von mir entfernt aus dem Wasser stieg, deckte er mich solange mit einem bösen Glotzen ein, bis ich meinen Blick von ihm abwandte. Allerdings, auch bei den nächsten Auftritten konnte er auf nicht wenige Gaffer zählen, weshalb er während seines gesamten Schwimmbadaufenthalts und das hieß, den ganzen Tag, nichts anderes tat, als auf den Turm zu steigen, das Brett in Schwingungen zu versetzen und ab und an in tadelloser Haltung ins Wasser zu tauchen. Ich fand das idiotisch. Wobei ich zugeben muss, dass ich von nun fast alles und jeden idiotisch fand. Idiotisch, fand ich, war sie, weil sie sich überhaupt die Fingernägel so lange wachsen ließ und dann auch noch rot anmalte, und idiotische war der Bruder, weil er sich nicht mehr länger über ihre langen Fingernägel lustig machte und zuerst nicht einmal das Blut abwischte, das ihre Krallen an seiner Stirn hinterlassen hatte.

Es war blöd, unbedacht, idiotisch von mir: sie gefiel mir, trotz ihres jungen Alters.

Eigentlich wollte ich sie noch fragen, ob sie nicht mit mir auf ein Heuschiff kommen wolle und wir uns zusammen irgendeinen Fluss hinunter treiben lassen könnten und vielleicht, dass wir dann auch genug hätten von diesem unmöglichen und schwierigen Lebensverhältnissen und wie die Kopien von Romeo und Julia und an einem frühen Morgen bei Nebel und erstem

Vogelgezwitscher einfach ins kühle Nass gleiten und dann adieu Welt, aber zusammen, zusammen natürlich. Aber daraus wurde jetzt ja nichts, und allein wollte ich auch nicht mehr ins kühle Wasser steigen, weshalb ich zu unserem Liegeplatz trottete und mich wieder auf mein idiotisches, viel zu kurzes Badetuch legte.

Idiotisch fand ich natürlich auch Agnese, weil sie so hemmungslos auf den Großen losgegangen war und so hemmungslos gähnte und ganz bestimmt nicht mit mir auf ein Heuschiff kommen wollte. Allerdings, das hatte ich sie ja noch gar nicht gefragt. Aber irgendwie hatte ich keine Lust mehr dazu. Sie schien mir irgendwie nicht recht geeignet für einen Heuschifftrip.

Trip. Das Stichwort, das ja mal kommen musste. Ich weiß nicht mehr genau wann und wer genau das Zeug, diesen Shit, importiert und herbeigeschleppt hat. Eines Tages war er einfach da. Ruedis Bruder? Jedenfalls gab es plötzlich diesen Shit. Hast du noch Shit? Besorgst du mir noch Shit? Welches ist der beste Shit? Wann kommt die neue Ladung Shit? Shit dieser Shit! Und wer noch nie Shit oder so was geraucht hatte, der war eigentlich nicht mehr zu gebrauchen, also, her mit dem Shit. Seit wir es mit Shit zu tun hatten, liebten wir Wortspiele jeder Art. Wir, Moritz, Ruedi, Tobias und ich, tauchten samstagabends ab ins Gebüsch, das heißt hinaus vor die Stadt nach Schlieren zu den Tümpeln, brutzelten Würste, kifften, was das Zeug hielt und lachten uns dabei die Bäuche wund und das Zwerchfell schlaff. Ich schaute im Lexikon nach, was die Wörter mysteriös, klandestin und arkan hießen, und trottete von da an durch die Straßen unserer Stadt, als wäre ich Mitglied eines sehr geheimen Geheimbundes. Überhaupt veränderte sich mein Vokabular in bestaunenswertem Tempo. Man könnte nachträglich auch sagen, ich fraß mir ein beträchtliches geistiges Fettpolster mit vor allem amerikanischem Slang der Sorte On the road again und uferlosen Wortspielen an.

Nach zirka einem halben Jahr kannte ich niemanden mehr, der noch nie gekiffte hatte. Außer Regula natürlich. Aber die wusste immerhin, dass sie die einzige und daher für mich einzigartig war, was ihre missio moralis erst anstachelte. Ich werde dich vor dem endgültigen Absturz in den moralischen Abgrund bewahren! Ich befreie dich aus den Fängen des Teufels! Solche Sätze versprach der Glanz ihrer Augen, wenn sie mir, artig ein

Pausenbrötchen essend, im Schulgang vom unerklärlichen Auftauchen des Bösen angesichts des überfließenden Guten, das mit der vollkommenen Schöpfung Gottes ja in die Welt gekommen war, als einer echten philosophischen Herausforderung und vor allem einer theologischen Knacknuss sprach. Als sie sagte, sie wüsste ja schon, was wir immer samstagabends machten, dachte ich einen Moment lang, sie möchte insgeheim nichts lieber, als auch dabei sein. Und während sie davon sprach, dass Jesus sicher alle liebe und in dieser Liebe auf jeden Fall und jedermann und jederzeit seinen Lebenssinn finde könne, rollte ich sie mit meinen unmoralischen Augäpfeln von oben bis unten ab und kam zu dem Ergebnis, dass ich sie selbst mit einer afghanischen Ladung Shit im Kopf nicht nackt zu sehen je Lust haben werde.

Aber das Schlimme daran war nicht, dass mir der Shit so sehr in den Kopf gestiegen war, dass nur ein geistiger Herkules diesen Stall hätte ausmisten können, sondern dass es mir noch immer nicht gelungen war, irgendeine Agnese nackt zu sehen.

Von der einen Agnese nahm ich Abstand, obwohl sie seit der Schwimmbadzeit, sich als mit uns befreundet gebärdete. War sie ja auch. Aber wessen Freundin war sie denn nun? In die andere Agnese war ich immer noch verliebt. Diese Agnese lebte ausschließlich in meinen Kifferträumen, und das Schöne daran war, diese Träume dauerten sozusagen ganztätig.

Sie liegt da in einem Rosenbett – nackt natürlich, aber von Rosen zugedeckt, weil ich ja nicht weiß, wie sie wirklich nackt aussieht – und blinzelt mir zu, und als ich gerade meine Hand nach ihr ausstrecke, wachsen aus ihr plötzlich die Rosen in rasendem Tempo, Dornen voran, auf mich zu, so dass ich sofort zurückschreke und wie ein Idiot – und ohne Rosenschere natürlich – vor der Hecke stehe, die jetzt auch über mich hinweg wächst und mich einpackt und mich ganz grün einfärbt und mit Dornen pickst. Nr. 29 leuchtet plötzlich in der Ferne eine Leuchtreklame auf. Aha! Weltloch Nr. 29. Aber irgendwo hier muss es doch eine Öse geben, durch die man hindurch schlüpfen kann, nehmen sie den Ausgang links, hinaus aus dem Märchenwald, und da tatsächlich, da kommt sie auf mich zu, die Öse, sie ist dunkelrot, aber dahinter ist es hell, leuchtet es hell, sehr hell, und irgendwer

singt: Ihr Kinderlein kommet!, wer flötet denn da jetzt?, tönt wie Regulas Stimme, Was macht denn die hier?, die hat doch hier nichts zu suchen, okay, jetzt geht's los, durchschlüpfen, fest mit den Armen rudern und nicht untergehen, aber, Hilfe!, ich gehe ja tatsächlich unter, oder besser gesagt, einfach nicht hinauf, hinauf zum Licht, erst ein Arm ist durch die Öse hindurch, der Rest steckt noch drin, es stinkt nach Kuhdreck und, nach was denn, auch, ja jetzt hab ich's, nach faulen Äpfeln, faule Paradiesäpfel sind das ja, und überall ist jetzt dieser Kuhdreck, der Kuhdreck, der von sich aus hochkriechen kann, tut er auch, ich stecke jetzt dann schon bis zum Hals in der Scheiße, ergreift jetzt endlich jemand diese Hand!, tatsächlich, jetzt zieht jemand am Arm und ich flutsche durch die Öse und alles ist nass an mir, besonders zwischen den Beinen, da bin ich total nass und vor mir steht der Große und sagt: Glück gehabt!

Der Trip war zu schwarz. Schwarzer Afghan. Ich kam mir vor, als wäre ich inwendig ein innenwandiger Kohlesack. Ich wusste, ich musste runter kommen, runter von den braunen afghanischen Bergen, den Scheißebergen. Wie der durchgewalkte Prinz, das ist der, der in keinem Märchen vorkommt, wühlte ich Mutters Sachen nach Schmerztabletten durch, fand keine und war nahe daran, mich auf die Suche nach einem Heuschiff zu machen, solo halt, wenn's denn sein musste. Und schon bald kommt Mami ja nach Hause und sieht ihren flach planierten Prinzen und fragt und fragt und fragt.

Zum Glück kam der Große ihr zuvor. Hilfe meine Migräne. Er fand die Tabletten sofort.

Ich faltete mich auf dem Bett zusammen und bis zum Abendessen war ich wieder auf ruhigen Seegang eingestellt. Mami merkte nichts. Der Große wird sich was gemerkt haben.

Was hat sie mir denn da für ein Andenken hinterlassen?

Muss ja in zwei Wochen zur Aushebung. Das Erbe des Alten. Dem Schweizersein kann ich nicht mehr ausweichen. Da werden sie mich dann wohl fragen, woher ich das Mal habe. Schlägerei oder so? Ha, ha. Auf solche wie sie haben wir gewartet. Solche wie Sie sind uns willkommen. Liebe Ratten im Feldgrau mit den Karabinern, die euch aus den Schultern wachsen, wenn ihr auf euren Spielwiesen Weiß gegen Rot durch das

Gelände robbt, dann müsst ihr dabei auf immer und ewig auf mich verzichten.

Ich verweigere den Militärdienst, das steht fest. Und das heißt dann wohl Gefängnis, denn ich bin ja kein Kandidat für mildernde Umstände, kein Zeuge Jehovas, keiner, an dem sie zeigen können, wie human sie doch sind, an mir vielmehr werden sie ihr dringend benötigtes Exempel statuieren.

Bis dann wird sie mich vergessen und bis dann wird sich das Mal abgehäutet haben.

Ich werde einen Eintrag bekommen, ins Leumundszeugnis! Schlechter Leumund. Tönt, als hätte der Leumundsträger einen besonders üblen Atem, Pesthauch, dem muss man auf jeden Fall aus dem Weg gehen. Eine Scharte für immer. Dieses Mal wird sich nicht so leicht abschmiegeln lassen.

Das ist ja, wie wenn sie mich mit etwas von ihr hätte kennzeichnen wollen. So quer über die Stirn. Ich soll sie wohl nicht so schnell vergessen.

Vielleicht sehen wir uns ja wieder. Mal sehen, wie sich das entwickelt.

Mit dem Kleinen ist was los. Er kiffte. Und kann wahrscheinlich nicht mehr aufhören.

Ich sehe ihn einen langen dunklen Gang entlang rennen. Sieht er denn nicht, dass das Haus keine Hintertüre hat?

Später: Man muss es gelesen haben. Sagt Moritz, und er tut so, also ob er es schon gelesen und verstanden hätte. Sogar Kiffer lesen es. Dein Bruder hat bestimmt ein Exemplar. In seinem Zimmer. Da liegt es bestimmt. Tatsächlich. Es lag da.

Aber bevor ich zu lesen begann, warf ich einen Blick aus dem Fenster. Sie kamen über den Spielplatz zwischen den Blöcken direkt auf mich zu. Er und sie. Mit der linken Hand schob er sein Fahrrad, die Rechte hatte er frei. Wahrscheinlich um ihr damit nächstens um die Hüfte oder sonst wohin zu greifen und sie zu sich zu ziehen. Großartig. Das gäbe ein großartiges Bild: Frisch verheiratetes Ehepaar auf dem Weg in den Honeymoon. Sie strahlt übers ganze Gesicht. Sitzen wir dann auch zusammen auf der Spanischen Treppe in Rom? Und am Strand von Rimini, küsst du mich dann? Hundertmal. Aber klar doch. Alles, was du nur willst, meine Süße. Und

dann setzten sie sich auf die Bank, auf der gerade keine Mütter mit gelangweiltem Kontrollblick saßen. Das wird dauern, bis er hochkommt.

Ich wandte mich ab, denn wer will das schon sehen, und schlug e s auf. Seite 3. O-Ton Moritz: Du musst es lesen, du musst, sofern du dann einmal, wenn der Kommunismus kommt, und der kommt bestimmt, und zwar schon bald, ein berechtigter Teil einer zukünftigen gerechteren Gesellschaft sein möchtest. Gerechtigkeit, das war mir wichtig, aber Das Kommunistische Manifest? Trotzdem. Inwiefern und wo und vor allem wann genau die Gesellschaft gerechter würde, darauf suchte ich Antworten und die gab es ja möglicherweise bei Carlo Marx. Insgeheim hoffte ich auch, dass eine gerechtere Gesellschaft auch eine gerechtere Zuweisung der Mädchen auf die Jungs beinhalte, so dass keiner leer ausginge. Eine kleine Vorleistung glaubte ich schon damit zu leisten, dass ich meinen Jointkonsums in Zukunft beschränken würde. Das würde wohl meine Berechtigung erhöhen, ein zu beachtendes Mitglied des wie auch immer gearteten Gerechtigkeitsbundes zu werden.

Ich las den ersten Satz. Er war unterstrichen.

Ein Gespenst geht um in Europa - Toll! - das Gespenst des Kommunismus. Mäßig! Aber immerhin ein Gespenst. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, - Heilige Hetzjagd, das ist gut. Der Rest war ein eher schwer verdauliches Intellektuellen-Blut-und-Leberwurst-Gericht: Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrien worden wäre, wo die Oppositionspartei, die den fortgeschritteneren Oppositionsleuten sowohl, wie ihren reaktionären Gegnern den brandmarkenden Vorwurf des Kommunismus nicht zurückgeschleudert hätte? Zweierlei geht aus dieser Tatsache hervor. Der Kommunismus wird bereits von europäischen Mächten als eine Macht anerkannt.

Und schwer enttäuscht war ich, als es dann hieß, dass der Text nur dazu diene, den Märchen vom Gespenst des Kommunismus ein Manifest der Partei selbst entgegenzustellen. Das Gespenst also ausleuchten und damit seiner Gefährlichkeit berauben!

Weiter kam ich mit Lesen nicht, denn ich hatte bereits massive geistige Verdauungsstörungen, spirituelle Verstopfung höchster Dichte. Ich warf das

Büchlein mit großartiger Geste unters Bett, begann meine Shitpfeife zu stopfen und überlegte schon mal, was ich Moritz von meiner intensiven Lektüre berichten würde. Ein großartiges Werk, ich stimme Carlo in fast allen Aussagen zu und er könne mich schon mal als Mitglied des Kommunistischen Bundes der Gerechten von Zürich-West, Kreis 4, eintragen, und wenn er so blöd und streitlustig ist, mich zu fragen, welche Aussagen ich denn nicht so befürworten könne, dann könnte ich ja darlegen, dass ich Gespenster prinzipiell großartig fände und sie einen wertvollen, manchmal allerdings zweifelhaften Beitrag zu meinem Wohlbefinden beitrügen. Mal schauen, ob er merkt, was ich meine. Ha, ha.

Kino - mein Hauptvergnügen, was sag ich denn, meine Leidenschaft. Schon bald nachdem wir in der Stadt gelandet waren und wir uns einigermaßen zurecht fanden, entdeckte ich an einem Sonntag, dass es für die Italiener nicht nur die Santa Messa am Sonntagmorgen gab, nein, an winterlichen Nachmittagen trafen sie sich alle italienisch Sprechenden in ihren dunklen sonntäglichen Gewändern und als kleine familiäre Umzüge in einer Art Gemeindehaus, balgten sich um einen Sitzplatz und begannen in froher Erwartung die aufgespannte weiße Leinwand anzustarren. Je näher die Uhrzeiger auf den erwarteten Beginn vorrückten, umso mehr schwoll das Stimmengewirr an. Munteres Italienisch vermischt mit schweizerdeutschen Brocken und angereichert mit bedeutungsvollen Gesten, die waren eigentlich am wichtigsten, und dramatisierendem Mienenspiel, so dass ich einiges verstand oder die Bedeutung mindestens errahnen konnte. Ein Schwall von schnell hingeworfenen Fragen, geheuchelten Antworten, von kühnen Behauptungen und kleinlauten Einwänden, von filmischem Expertenwissen, von kindlicher Vorfreude, von beschwörenden Versprechungen und von verschlagenem Bedauern hallte durch den Saal, bis plötzlich das Licht ausging, allen ein entspanntes Ah entfuhr, und als es begann, auf der Leinwand schwarz-weiß zu flimmern und Musik aus den Lautsprechern erklang, da verstummten schließlich alle andächtig. (Es muss die Missione Catholica gewesen sein!)

Ich gebe zu, ich verstand die Dialoge kaum, ich konnte ja nicht italienisch, aber das war mir egal, worum es ging, war mir trotzdem meistens klar. Ich

war dermaßen fasziniert vom Geschehen auf der Leinwand, von der Tatsache, dass sich mir dort vorne eine ganze Welt auftat und darin wirkliche Menschen etwas taten. Und ich war mit meinen Augen, nein eigentlich mit fast allem, was ich hatte, mitten unter ihnen. Oft vergaß ich, dass es ja eigentlich eine mir fremde Welt war, in die ich da abtauchte. Je mehr Filme ich sah, desto vertrauter kam mir die dargestellte italienische Wirklichkeit vor.

Fast immer endeten die Geschichten tragisch, schniefte und schluchzte der halbe Saal, und fast immer gab es einen ungeheuerlichen Bösewicht, über den sich Frauen und Männer im Saal hörbar empörten. Fahrraddiebe mussten zu ihrer Tat stehen, si, si, aber sicher, ma cherto. Und in Divorzio all Italiana, wo die Gemeinheit in so empörender Weise siegt, da war allen klar, dass dieser Sieg ein falscher ist. Und alle Männer pflichteten sich beim Verlassen des Saales mit Blicken bei, niemals so zu handeln und wenn nur einer dieser Schurken je wagte, ihnen unter die Augen zu treten, sofort würden sie zuschlagen. Es waren sicher beinahe zehn Filme, die ich auf diese Weise sah und nur zum Teil verstand. Roma città aperta – Paisà – Viaggio in Italia – Vita da Cani – I Vitelloni (Das hieße die Müßiggänger erklärt mir einer, stolz darauf, dieses deutsche Wort zu kennen.) – Giuletta degli Spiriti

Auch wenn nicht jeder Film und vor allem jedes Filmende allen zusagten, was immer alle zufrieden zu stellen schien: In den Filmen sprachen Italiener in Italien italienisch über italienische Angelegenheiten. Für 80 bis 100 Minuten lang fühlten sie sich zu Hause. Und ich fühlte mit, obwohl ich kein Italiener war, ja unsere Mutter war ja geradezu darauf aus, nur ja nichts Italienisches sichtbar werden zu lassen, denn ich empfand mich immer noch wie sie als Fremder in dieser Stadt.

Wahrscheinlich war Agnese mit ihrer Mutter auch schon einige Male unter den Zuschauern gewesen, aber ich hatte sie nicht beachtet und sie mich nicht, denn wir waren uns ja nicht bekannt.

Bis ich sie eines Sonntagnachmittags nicht allzu lange nach der ersten Begegnung im Schwimmbad zusammen mit ihrer Mutter im Saal entdeckte. Ich meinte zu sehen, dass sie strahlte, als sie mich sah, jedenfalls winkte sie mir sofort zu. Unmittelbar links neben ihr war zufälliger-, oder sollte ich

sagen glücklicherweise noch ein Stuhl frei, rechts von ihr saß ihre Mutter, die mich ebenfalls freudig begrüßte.

„Wenn du etwas nicht verstehst, dann frag mich“, bot mir Agnese an. „Si grazie“, erwiderte ich und lächelte außen freundlich und innen belustigt über den Happen, mit dem dieses junge Ding mich glaubte angeln zu können.

Dann ging das Licht aus und die Gemeinde verstummte. Agnese atmete hörbar ein und aus. Dann drehte sie sich schnell zu mir hin, neigte sich nahe an mein Gesicht, so dass sie mit ihrer Nase beinahe meine Wange berührte und flüsterte mir dann ins Ohr: „Der Film ist von Fellini und heißt La Strada, die Straße, er soll gut sein.“ Ich wandte mich zu ihr hin und sah im fahlen Licht, das die nun bläulich-weiß beleuchtete Leinwand spendete, wie sie mich anstrahlte. Ich erschrak. Oder vielmehr, mich durchstach etwas im Magen und mir wurde heiß im Gesicht. Ein Glück, das wir im Halbdunkel saßen, denn sonst hätte sie sehen können, dass ich wahrscheinlich rot im Gesicht geworden war, etwas, das ich nicht vermeiden konnte, mir aber schon immer sehr peinlich war.

Der Film erzählte die Geschichte eines seltsamen Paares. Ein Schausteller namens Zampano, dessen wichtigste Nummer das Kettensprengen war, kauft einer Mutter die Tochter namens Gelsomina ab. Sie soll ihn auf seiner Tour begleiten, ihm kochen und den Haushalt machen. Er behandelt sie wie der letzte Dreck, sie aber duckt sich und gehorcht. Wenn sich Zampano mit anderen Frauen vergnügt, vergisst er völlig, dass er ja Gelsomina zu seiner Frau erklärt hat. Das konnte ja so nicht weitergehen. Natürlich taucht der andere Mann auf: Matto – ein Seiltänzer, in den sie sich sofort verliebt, mit dem sie sich sofort versteht und der ihr zu ihrer Freude eine Melodie auf der Trompete beibringt und sie mit ihm zusammen auftreten lässt. Matto und Zampano geraten aneinander. Sie hätte ihren Quälgeist verlassen können und mit Matto und seinem Zirkus weiterziehen können, doch das tut sie nicht. (Wer soll das verstehen? Ich nicht.) Sie bleibt bei Zampano. Einige Zeit danach übernachteten sie in einem Kloster, wo Zampano einen Diebstahl begeht. Zufällig treffen sie bei der Weiterfahrt wieder auf Matto, der dabei ist eine Panne zu reparieren und es kommt erneut zum Streit. Dabei tötet Zampano ungewollt Matto; sein Hinterkopf schlägt auf den

stahlharten Motorblock. Zampano verwischt die Spuren. Gelsomina wird wahnsinnig und ist daher für Zampano unbrauchbar. Er lässt sie mit etwas Geld in der Einsamkeit zurück. Jahre später hört er zufällig eine Frau die Melodie summen, die Gelsomina von Matto gelernt hatte. Zampano erfährt von ihrem Schicksal und von ihrem Tod. Da geht er von Gewissensbissen geplagt an den Strand und bricht zusammen.

In der Szene, in der Zampano die wahnsinnige Gelsomina endgültig verlässt, spürte ich, wie Agnese neben mir zusammenzuckte. Sie weinte. Die Tränen liefen ihr über die Backen. Und dann sah sie, dass ich sie von der Seite anschaute und sie schaute mich lange an. Sie war einen Moment lang völlig schutzlos etwas ausgeliefert, das sich in ihr breit machte. Dann rückte sie mit ihrem Ellenbogen ganz sacht an den meinen und legte ihre Hand auf meine.

Ich fand alles großartig. Total großartig. Meine Favoritenwörter. Ich bildete mir ein, würde ich „großartig“ nur möglichst oft platzieren, so würde dessen Bedeutung früher oder später auch auf mich abfärben.

Großartig fand ich auf jeden Fall seine neue Jeansjacke. Sie hing über dem Stuhl und hatte dort offensichtlich auf mich gewartet. Vor Mutters Spiegelaltar mit seinen zwei Seitenflügeln sitzend erschrak ich. Echt. Ein drei Jahre älterer, ein wahnsinnig großartiger, ein wahnsinnig lässiger Kerl mit so zwangloser Zielstrebigkeit und beeindruckend rot flammenden Haaren, sehr interessanten Sommersprossen und sensationell blauer Jeansjacke, der hatte auch eine Freundin, die war vier oder fünf Jahre jünger als er, und der, eben der, sah mich grinsend an. Die Freundin ist blond, bindet ihr Haar oft zu einem Schwanz zusammen und beißt fast ebenso oft, vor allem im Frühsommer, auf Gänseblümchen herum.

Zeit mit mir eine Friedenspfeife zu rauchen. Dafür war mein Zimmer mit Blick aus dem Fenster hinauf in die Unendlichkeit der nicht vorhandenen Berge vorgesehen. Mami riecht mit. Der blaue Rauch passte großartig zur blauen Abendluft und zur blauen Jeansjacke und ich war drauf und dran als kleiner, blauer, schüchterner Paradiesvogel, Kolibri oder so, davon zu flattern. Eigentlich am liebsten in die Nacht hinaus, und noch viel lieber auf Fridolins Rücken, der kam mir auch gerade noch in den Sinn, aber mehr

nicht. Der hatte ja wohl keine große Lust sein Alpental zu verlassen, nur um seinen ehemaligen, nun Shit rauchenden Kinderfreund in der grau nieselnden Stadt zu besuchen.

Aber nein, kein Fliegen heute, kommt herein der schwarze Rabe Nr. 29 und krächzt.

- Zieh sofort meine Jacke aus und hör endlich auf mit deiner dummen Kifferei. Du machst dich ja selbst kaputt.
- War nur ein kleiner Scherz. Sie behindert mich sowieso beim Fliegen.
- Weißt du auch, wo du landest, wenn du aus der Schule fliegst.
- In der Gosse. Jeden zweiten Tag, sagst du's, dann muss es wohl stimmen.
- Und du erwartest dann natürlich, dass ich dich wieder auflese.
- Oh fein. Ich bin die weggeworfene Kippe und du liest mich auf.

In dieser frohen Hoffnung ließ er mich einfach wortlos stehen bzw. in der Gosse, was vorläufig noch mein Bett war, liegen.

Neunundzwanzig Wochen später, oder was weiß ich wann, liege ich auch auf dem Bett und plaudere mit Gabriel. Seine Botschaften ähneln sich in letzter Zeit ausgesprochen, er hat mir eigentlich nichts Neues mehr zu verkünden, tut aber immer so, als flöge er mit einer noch unerhörteren Botschaft zu mir herunter. Um überhaupt mit ihm zu sprechen, muss ich allerdings erst die Lampe orientalisch aufladen, um aus ihr hernach die wundersamen Geister herausreiben zu können. Denn ohne solche Vorspielereien bequemt er sich nicht mal, sich aus seiner schlaffen himmlischen Horizontale in die phänomenale Erektale zu erheben und von Flugbewegungen kann sowieso keine Rede sein.

Ach, wo bist du denn, du Scheintote, du, unter den Rosen Nackte, nicke und blinze mir zu, ein bisschen wenigstens, denn ich bin dein Wind und blase die Rosenblätter weg, von deinem Bauch erst, und dann von deinen Brüsten, aber warum bleiben die Blätter denn kleben auf der Haut und wollen die Brüste nicht freigeben, kleben sie gar, weil du vor Erregung schwitzt, ja du schwitzt ja, jetzt sehe ich's, vor Erregung gewiss, dann lass mich näher kommen, mich auf deinen Schoss legen, in deine Höhle schlüpfen, oh ja.

Als nach so viel zärtlichem Zureden es endlich gelingt, Gabriel zum Leuchten zu bringen und in ein ernsthaftes Gespräch zu verwickeln, schrillt die Hausglocke. That's the end. Gabriel ist sofort still, kuschelt sich in seine Ecke zurück und sagt gar nichts mehr. Ich schnelle auf und so schnell wie noch nie bin ich in die Hosen geschlüpft.

Wer kann das nur sein, so mitten am heiteren Mittwochnachmittag? Irgend so ein Vertreter für elektronische Hausgeräte, die man unbedingt haben muss, wenn man ein moderner Mensch sein will, oder außerordentlich günstige Orientteppiche aus Kunststoff, nervenschonende Leselämpchen für den Ehefrieden? Oder der Hausbesitzer, der uns kündigen will, weil – wie alle Blockbewohner ja wissen – die Söhne pure Nichtsnutze sind? Oder Kreditanbieter zu den günstigsten Wucherzinsen in der ganzen Stadt, kaufen Sie sich eine Ferienwohnung in Brienz oder Spiez, vorne mit Blick auf die Jungfrau, hinten auf den See, oder lieber umgekehrt?, über, unter, links und rechts von ihnen, alles voll von Nachbarn, netten Schweizern natürlich, greifen Sie zu?

Ich warf einen Blick durch das Guckloch und erschrak. Agnese!

Es war zwar nicht absolut außergewöhnlich, dass Agnese bei uns läutete. Seit sich unsere Restfamilien kannten, konnte man mit so etwas rechnen. Das eine oder andere Mal war sie schon an einem gemeinsamen Abendessen bei uns gewesen. Aber so mitten an einem gewöhnlichen Mittwochnachmittag! Wen – außer mir – rechnete sie da anzutreffen?

Zuerst glaubte ich, als hätte mein Herz vor lauter Aufregung ein kurzes klackendes Geräusch gemacht, wie wenn die Sprungfeder einer alten Wanduhr gerissen wäre. Kurz danach glaubte ich, ich würde wegen plötzlichen Herzstillstands zum Frührentner und drei Sekunden später raste das Herz schon wieder wie ein ungezähmtes Jungpferd in einer viel zu engen Koppel.

Das afghanische Gras bläht bekanntlich alle Gefühle myriadenfach auf. Es brachte sie diesmal fast zum Platzen.

Es war nicht mehr möglich, so zu tun, als wäre niemand zu Hause, denn Agnese hatte bestimmt schon bemerkt, dass jemand sie durch den Türspion beglotzt hatte.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als die Tür zu öffnen.

- Hallo!

Schwarz angemalte Wimpern, roter Lack auf zehn Nägeln, ein weißer, flauschiger Pullover, zwei grüne Ohrenklipse und ein gut sichtbarer Busenspalt hatten etwas vor.

- Ha – das –llo blieb mir im Hals stecken.

- Bist du allein zu Hause?

Starke Frage. Was will sie? Was soll ich jetzt antworten? Sage ich Ja: Will sie dann mit mir was machen, wozu man allein zu Hause sein muss? Sage ich Nein: Dann fragt sie nach, wer denn zu Hause sei, und dann muss ich lügen und s i e will ich doch trotz allem nicht anlügen. Dann also herein spaziert. Und ohne weitere geistige Anstrengung schwebten Rosenblätter herum.

- Willst du hereinkommen?

Ich fragte so artig und nett, wie es mir in meinem Zustand überhaupt möglich war, nett und artig zu sein, denn mir war aus schwarzafghanischen Gründen nur noch kotzelend und scheußlich alig oder scheusalig, wie man will, zumute.

Aber immerhin, es war mir gelungen zu fragen, und jetzt war sie dran. Einen kurzen Moment zögerte sie, dann machte sie einen Schritt auf mich zu, ich wich zur Seite und ließ sie herein. Ich schloss die Tür und für einen kurzen Augenblick standen wir einander gegenüber wie eine modisch aufgemotzte sizilianische Landarbeiterin und ein kurzsichtiger Emmentaler Käser, die sich einander per Inserat versprochen haben und sich nun das erste Mal begegnen. Einzig der rote Lack an ihren Fingern, den ich Blicke senkend gerade noch wahrnahm, passte nicht ganz dazu.

Stille. Stille. Stille.

Sie hielt es als erste nicht mehr aus.

- Gehen wir ins Wohnzimmer.

Aber ja, natürlich, ich stapfte voraus und hatte sofort den genialen Einfall, den Fernseher anzustellen. Seit kurzem war das unser neuer Altar, aus dem allabendlich ein schwarzweißer Gott uns warnend mit den schrecklichen und immer häufiger auch sündigen Ereignissen des vergangenen Tags versorgte. Leider war schon seit einiger Zeit der Ton ausgefallen. Der Fernsehkasten war jetzt mehr wie ein Aquarium und man hatte dauernd Lust

den stummen Menschenteich allein durch stumpfsinniges Glotzen leer zu fischen. Und zudem: Ohne Fernsehton sagte nun gar niemand mehr etwas, so dass man sich bewusst wurde, dass der Fernseher einem mundtot gemacht hatte, und man wieder Lust bekam zu reden.

Der Kasten hatte vier schlanke Beine und war so gesehen ein Tisch, an den man sich aber nicht setzen und auch nicht mitreden konnte, und stand prominent in der einen Ecke der Fensterfront. Wir setzten uns ihm gegenüber auf die Couch. Es dauerte eine Weile, bis das Schwarzweiß-Bild aufflackerte. Dann ritten die vier Cartwrights von der Ponderosa-Ranch auf uns zu und wirbelten dabei viel Staub auf und mir war immer noch schlecht. Agnese sagte nichts. Sie war, glaube ich, froh, dass sie bei Ben, Adam, Hoss und Little Joe, bei dem besonders, sein konnte, auch wenn jegliches Pferdegetrappel ausblieb, und glaubte nun schon gar nichts mehr sagen zu müssen.

Das ist ja merkwürdig. Kommt einfach rein, sagt nicht weshalb, setzt sich auf die Couch, hockt Little Joe aufs Pferd und reitet mit ihm stumm in der Gegend des Lake Tahoe herum. Die Episode heißt Jenny und trägt die Nummer 2 der Staffel 11 und sicher kommt jetzt dann gleich die Logan-Gang um die Ecke. Aber ich habe keine Lust auf verhinderte Schießereien und moralisch niet- und nagelfeste Happyends und sowieso nicht vor zu glotzen, denn mein Magen ist schon dabei sich nach außen zu kehren und nun pocht auch noch Frau Migräne an den Kopfkasten und ich melde mich bei Agnese ab und halte im Badezimmer den Kopf unters kalte Wasser und suche mal wieder verzweifelt Kopfwehtabletten.

Da sind sie ja.

Beim Zurückkehren ins Wohnzimmer geht es mir schon besser und ich habe eine Idee. Ich tue so, als ginge es mir noch miserabler als zuvor, zücke die Mit-mir-geht-es-zu-Ende-Karte und setze mich auffällig nahe neben Agnese, zittere ihr was vor, atme tief durch und lege meinen viel zu schweren Kopf in meine Hände, würde ihn aber noch viel lieber auf ihren Schoß legen.

- Du siehst aber bleich aus. Ist dir schlecht?
- Total, und ich habe Kopfweh.
- Dann leg dich doch hin.

- Großartig.

Sie meint hier auf die Couch. Das geht aber nur, wenn s i e aufsteht oder wenn ich ihr m e i n e n Kopf auf i h r e n Schoß legen kann.

- Du kannst ja den Kopf auf meinen Schoß legen.

Ich schaue sie entgeistert an: Die kann Ideen lesen! Oder hat sie gemerkt, dass ich orientalisch geladen bin und mich zuerst wieder okzidental ernüchtern muss?

- Komm, mach schon. Du machst ein Nickerchen und ich sehe mir Bonanza an.

- Großartig.

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen. Den Kopf auf ihren Schoß gelegt, erwartete ich, dass mich nun sagenhafte Düfte umkräuseln müssten. Aber entweder war sie völlig duftlos oder meine Nase völlig verstopft. Ich roch nichts. Der Flausch ihres weißen Pullovers hingegen ließ schon eher Wonnegefühle aufkommen und zudem begann sie jetzt, total freiwillig, ihr neapolitanisches Lied zu singen und als sie einige Zeit später noch ihre Hand beruhigend auf meinen Rotschädel legte, war es um mich geschehen. Ich schlief tatsächlich ein.

Als ich erwachte, vergaß ich sofort, was ich geträumt hatte. Es gab leider keine Gelegenheit im Schatten des Traumgeschehens noch etwas herumzuhängen. Denn erstaunlicherweise hatte sich der Personalbestand auf der Couch seit meinem Abtauchen wundersam vermehrt. Wir waren nun plötzlich zu dritt, wie ich durch meinen Augenschlitz wahrnahm. Und sie waren, über mir sozusagen, gerade dabei, sich einander mundvoran anzunähern. Der Große und Agnese. Agnese und der Große. Sie wollten doch tatsächlich über mir sozusagen eine Kussbrücke bilden, während mir tief unten in der schwarzen Afghanen Schlucht Frau Haschhasch immer noch das Händchen hielt, eindringlich in die Augen sah und mich beschwor, sie nie zu verlassen.

Ich war trotz alldem noch so geistesgegenwärtig, mir nicht anmerken zu lassen, dass ich ihren beabsichtigten Kusschluss mitbekommen hatte und wackelte etwas mit dem Hintern und flimmerte mit den Augenlidern, tat also so, als wäre ich gerade dabei aufzuwachen. Sie ihrerseits bemerkten offensichtlich die Zuckungen meines Erwachens, denn sie ließen sofort

voneinander ab. Der Große stand auch sogleich auf und meldete der im Aufwachsaaal des Krankenhauses zurückbleibenden Krankenschwester, als wäre er der besonders aufmerksame Pfleger, er würde dem eben erst aus der Narkose aufgewachten Patienten doch gerne schnell ein Glas Wasser holen. Auch Agnese war nun plötzlich sehr, sehr aufmerksam und gesprächig. So sehr sprudelte sie drauf los mit Wie geht's dir?, Ist dir immer noch schlecht?, Brauchst du noch etwas?, Kann ich dir helfen?, dass sie, nachdem ich sie zwischen verblüfft und entgeistert angestarrt hatte, selber merkte, dass sie mit ihrer gespielten Besorgtheit doch etwas zu weit gegangen war, so dass sie ebenso plötzlich, wie sie mit dem Fürsorgeüberfall – Es war eine Art Sorgeplatzregen, dem ich ohne schützenden Schirm ausgesetzt war. – herausgeplatzt war, auch wieder damit aufhörte.

Natürlich war ich in Wirklichkeit total schockiert und weil ich mich zwischen dem Gefühl, von ihr enttäuscht und hintergangen worden zu sein, und der Wut auf ihn nicht entscheiden konnte, war ich auch total blockiert und zu nichts anderem mehr fähig, als sie anzustarren. Das schien die Krankenschwester sehr zu verwirren und ihre Kehle ganz auszutrocknen, denn nun stand auch sie hastig auf und wollte sich zu ihm in die Küche verziehen, möglicherweise, um noch ein weiteres Glas für sich zu bestellen. Doch der Pfleger Lengwiler-Rossi Maximus hatte es offenbar auch eilig und befand sich schon auf der Strecke und bei der Ecke stießen sie aufeinander und er schüttete ihr das für den Patienten im Nr. 29 vorgesehene Wasser in den Busenspalt – unabsichtlich, natürlich.

Das wird sie etwas abkühlen und für einige Zeit beschäftigen.

Mich interessierte ihr dämliches Getue nun schon gar nicht mehr, weshalb ich mir selber ein Glas Wasser holte und mich in mein Zimmer verzog, wo sie mich in Ruhe ließen und ich einen erneuten Versuch unternahm Karl Marx und seinen Engel mit ihrem Manifest zu verstehen. Und weil ich bisher große Mühe mit dem Anfang hatte, versuchte ich es diesmal mit dem Schluss. *Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären es offen, dass ihre Zwecke nur erreichbar werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern. Die Proletarier haben nichts zu*

verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. – Proletarier aller Länder vereinigt euch! Ich wurde in meiner Lektüre vom Geräusch der sich öffnenden und schließenden Haustüre unterbrochen. Aha, der Engel Agnese verdünnt sich. Was Marx und sein Engel betraf, schwankte ich zwischen vorbehaltloser Zustimmung zum gewaltsamen Umsturz aller Ordnung, auch dass die herrschende Klasse ins Zittern geraten sollte, gefiel mir ausnehmend, auch wenn ich dabei vor allem ans Zittern des Großen dachte, und der Irritation, was denn Proletarier wohl seien und ob ich auch einer sei und wieso die nichts zu verlieren hätten als ihre Ketten und wie das denn wohl zu und her gehen sollte, dass sie fähig wären, eine Welt zu gewinnen, obwohl sie doch angekettet waren. Dachten die zwei wirklich an eine Gefängnisrevolte und an die Machtübernahme durch Exsträflinge? Kann das gut gehen? Und auch dass sie so wenig Verständnis für das Geheime zeigten, machte sie mir mäßig sympathisch. Mir fehlten überhaupt die Ich-Gondeln. Die Sätze begannen immer mit so Hohen-Mauern-Wörtern wie Die nationalen Absonderungen – Die Herrschaft des Proletariats – Der Durchschnittspreis der Lohnarbeit – Das moderne bürgerliche Privateigentum, und auch wenn die Sätze nicht mit Nomen-Monstern begannen, so verstellte die Länge der Sätze ganz sicher den Blick auf Begreifbares. Ich fühlte mich in ihrer Welt eingeengt und gleichzeitig verloren. Alles war von diesen unbezwingbaren Nomen-Türmen verstellt, kein abenteuerliches Vordringen im dichten Adjektivwald, keine gemächlichen Spaziergänge durch das Feld schmunzelnder Hauptsätze, und Mondscheinverben schienen völlig tabu zu sein.

Ich könnte Moritz melden, dass ich das Manifest von vorne und dann von hinten, anstatt von vorne bis hinten, gelesen hätte, aber dabei seien einige Fragen und Bedürfnisse doch noch offen geblieben.

Etwas später war mir zum Heulen zu Mute. Und daher dachte ich, noch etwas später, daran zuerst mich, dann ihn umzubringen, bzw. nach einiger Überlegung doch lieber in der umgekehrten Reihenfolge. Umbringen meinte ich mehr so im Sinne von „um die Ecke bringen“, und so aus dem Sichtfeld schaffen, so dass er einfach nicht mehr da ist, so wie die Bösewichte im Märchen. Aber wahrscheinlich würde sie dann mit ihm um die Ecke gehen. Und dann wäre ich wieder gleich weit wie zuvor. Dann also doch eher

vergiften oder von einem hohen Felsen oder Turm oder vor einen heranbrausenden Schnellzug stoßen oder ihm einfach den Schädel einschlagen mit einem Stein. Ich muss mich einfach mal so richtig in Rage bringen.

Ich gebe zu, dass ich – nein, ich entschuldige mich – nein, ich entschuldige mich nicht und eigentlich habe ich auch nichts zuzugeben.

Es ist mit der Liebe wie mit...? Nein, nichts ist mit ihr vergleichbar. In der L. ist alles anders. Die L. ist kreisrund, 360-Grad. Oben und Unten, Vorne, Hinten, man hat das Gefühl gleichzeitig überall zu sein, oder besser voll da zu sein, denn man hat keineswegs den Drang woanders sein zu wollen. Und zwischen den Zeiten der Liebe kommt man sich vor, als wäre man gar nicht da.

Aber was denke ich denn da. Ich bin ja gar nicht verliebt. Sie ja so jung. Das ist ja lächerlich. Mit einem Kind. Aber sie ist ja kein Kind mehr. Oh Gott, nein, sie ist wirklich kein Kind mehr. Sie wollte so sehr etwas von mir, ich konnte dem nicht widerstehen. Aber das ist auch nur die halbe Wahrheit, denn auch ich – ja was denn? – wollte etwas von ihr. Wille? Ein Drang. Ich hatte nicht mehr alles unter Kontrolle. Zwar läuteten die Alarmglocken schrill, als sie sich zu mir neigte, ganz nahe und näher kam und mit ihren feinen Fingern über die Stelle fuhr, wo sie mich einst mit ihrem viel zu langen Nagel geritzt hatte, nein, es blieb nicht dabei, denn sie rückte noch näher zu mir, stieß sozusagen mit ihren Lippen vor und wollte doch tatsächlich die meinen berühren. Da hätte ich noch nein sagen können, aber stattdessen rückte auch ich mit meinem Kopf vor. Mein Gott, was habe ich da Kopfloses gemacht. Es war plötzlich ein Drängen nach Heftigkeit da. Aber zum Glück regte sich auf einmal der Kleine, der völlig bekifft auf ihrer Schoß eingeschlafen war.

Ich muss das aufhören. Das darf keine Fortsetzung haben. Gut, dass der Kleine da war. Nur schon wegen dem Kleinen. Er steht ihr ja sicher auch nahe. Aber vor allem wegen mir. Ich bin ja zu alt für sie.

Als ich letztthin wieder mal in seinem Zimmer nach meiner Jeansjacke suchte, fand unter seiner Matratze ein Heft – fast vollgeschrieben:

Brief an den unbekannten Vater (Nicht zum Absenden)

Lieber Vater

Lieber? Es gibt keine Anrede, die trifft, was ich empfinde. Aber dennoch, ich schreibe dir. Dir? Du? Wäre es nicht angemessener dich zu siezen. Wir kennen uns ja kaum mehr. Sie sind mir fremd geworden, Herr Vater. Und von Liebe kann daher schon gar nicht die Rede sein. Und sowieso, mein Vater sind Sie doch vor allem, weil es irgendeiner gewesen sein muss, der meine Mutter geschwängert hat.

Dir diesen Brief? Was tue ich hier? Du wirst diesen Brief ja nie lesen, denn er ist nicht zum Absenden gedacht. Es gibt dich und es gibt dich nicht.

In meinem Leben kamst du nur die ersten fünf oder sechs Jahre vor. Nein, das stimmt nicht ganz. Ich sah dich auch danach eine Zeitlang auf dem Stuhl sitzen, der nicht besetzt war. Du warst für mich der Gast, der sich angekündigt, aber nicht kommt. Aber wenn der vorgesehene Gast allzu lange nicht eintrifft, dann wird sein Gedeck abgeräumt, sein Stuhl bleibt leer und je länger der Abend dauert, um so eher gerät der ausbleibende Gast in Vergessenheit.

Deine unerwartete plötzliche Abwesenheit kam mir zuerst vor wie ein großes Loch in einer Mauer, das zuvor noch nicht da war. Was war da passiert? Wer hat das gemacht? Und wer ist da durch und hinausgegangen? Und wer wird das Loch wieder schließen? Oder auch die Vorstellung, mir wäre ein Bein oder ein Arm amputiert worden, kam mir irgendwie vertraut vor. Eine Zeitlang fühlt man noch Schmerzen im Körperteil, der einem seit langem abhanden gekommen ist. Phantomschmerz. Und nur noch in den Träumen, glaubt man, es gäbe irgendeinen Zaubertrank oder die drei zu bewältigenden Aufgaben für den Märchenhelden und das Bein würde nachwachsen. Aber am nächsten Morgen macht man sich klar, der Traum war nur, weil man am Tag zuvor den Stumpf zu lange angestarrt und nichts dabei empfunden hat.

Anders herum gesehen, hatte ich auch Glück. Denn als du gingst, war ich erst fünf Jahre alt. Ich glaube, ich habe dich nicht lange vermisst. Aber nicht einmal daran kann ich mich erinnern. Mit der Zeit war von deiner Abwesenheit nur noch die Rede, wenn es unvermeidlich war, dass dein Name fiel. Es scheint mir sogar jetzt, wenn ich darüber nachdenke, dass die

Mutter alles tat, um Situationen zu vermeiden, in denen dein Name erwähnt werden musste.

Ein nicht vorhandener Vater, der eines Tages einfach verschwindet und sich seither nicht mehr gezeigt hat und von dem man kaum etwas weiß, muss man sich umso mehr vorstellen. Aus ihm wird notwendigerweise ein phantastischer Vater. Und wenn man ihm eines Tages begegnet, sagt man bestimmt zu ihm: Ich habe dich mir ganz anders vorgestellt. Und dann fragt der Vater: Wie hast du dir mich denn vorgestellt? Dann brauche ich ja nur diesen Brief über den Beispiel-Vater aus der Tasche zu ziehen und ihn ihm wortlos zu übergeben.

Zum Beispiel sehe dich, wie du vom obersten Bord des Küchenregals für die Mutter, die zu klein dafür war, mit deinen langen Armen ein selten gebrauchtes Küchengerät, das Passe-Vite für den Kartoffelbrei oder die wertvolle gläserne Zitronenpresse herunter langst.

Und war es nicht so, dass du mit der Stirn an der Türeinfassung der Wirtsstube aufpralltest? Du warst zu groß für das Haus. Oder das Haus war zu klein für dich?

Ich werde auf Schultern durch ein geheimnisvolles dunkles grünes Haus getragen, weiche grüne Blätter gleiten an mir vorbei, streicheln mir übers Haar. Auf deinen Schultern? – Ich bin mir nicht sicher, aber ich will es glauben, dass es deine waren.

Du warst groß. Väter sind immer größer. Und wohl deshalb fand ich deine Nase nicht nur groß, sondern viel zu groß, erschreckend groß. Sie füllte dein Gesicht aus. Die Augen, die Wangen, die Ohren, die Lippen, das Kinn – sie standen im Schatten deiner Nase und wurden von mir kaum beachtet. Dafür waren deine Nasenlöcher so unmäßig groß. Irgendwo weit hinten in diesen Höhlen muss ein gefräßiges Tier hocken, das jederzeit heraus und sich auf mich stürzen kann. Das weiß ich genau, denn immer wenn du niesen musstest, erschrak ich mich so sehr, dass ich zusammenzuckte und mich kleiner machte, als ich war.

Nur als ganz kleiner Zwerg gelänge es mir im Strom deines Einatmens unerkannt als ein Niemand, vorbei am bebenden Haargestrüpp der Nasenöffnung, vorbei am gefährlichen Tier hinein ins Dunkel der geheimen Gänge vorzudringen bis in die hintersten Windungen.

Deine Stimme. Ich schließe die Augen und versuche deine Stimme zu hören. War sie nicht dumpf, dunkel, dröhnend – wie der Trommelschlag auf einer großen Pauke - und fordernd. Was handle ich mir ein, wenn ich behaupte, in allen deinen Sätzen war der Imperativ mitenthalten, heraus zu hören, als würde jeder deiner Sätze, und war es auch nur die Wiedergabe einer Tatsache, eine versteckte Mahnung zum richtigen Tun enthalten?

Ich sehe einen Mann, der schnell geht, und immer voran und immer vorwärts, der nie anhält, nie rückwärts geht. Ich wünschte mir, du würdest auch mal rückwärts gehen. Natürlich ist das ein dummer, kindlicher Wunsch. Ich meine nur das. Beim Rückwärtsgehen weiß man nicht, wohin man tritt. Man muss vorsichtig sein, und weiß nicht, was einen erwartet. Und vielleicht braucht man dann auch einen anderen Menschen, der einen führt und hilft, als wäre man ein Krüppel. Ein Rückwärtsgänger ist einer, der seine Sinne schärfen muss, um seinen Weg zu finden.

Und manchmal gingst du so schnell aus dem Haus, dass die Türe hinter dir zuschlug. Da war alles heftig an dir. Alles brachte deine Wut zum Zittern. Die Türe, das Haus, die Mutter, die Großmutter, den Großen, mich, ja, selbst die Katze schreckte auf, sprang von der wohligen Sitzbank nahe beim Ofen und ergriff die Flucht.

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir gezittert haben, und ob wir, die Mutter, ich und die Katze auch dann noch zitterten, als du endlich wieder zurückkamst. Wahrscheinlich nicht. Vielmehr verfielen wir danach in eine bleierne Müdigkeit, als müssten wir uns von einem schweren Orkan erholen. Und was noch viel wahrscheinlicher ist: Wir gingen dir aus dem Weg. Mag sein, dass du niemanden fandst, als du das Haus wieder betratst. Mag sein, dass die Mutter auf ihrem Bett lag, weinte oder sich in der Welt eines Romans vergaß. Mag sein, dass ich mich in die Ecke des kleinen Gartens verzog und nach Käfern Ausschau hielt, um sie zu zerquetschen und zu sehen, wie aus ihren schwarzen Panzern eine weißliche Creme herausquoll.

Ich weiß nicht mehr genau, welche Farbe deine Augen, deine Haare haben, ich weiß nicht die Form deiner Stirn, deiner Lippen, deines Kinns, die Breite deiner Brust, die Länge deiner Beine, die Größe deiner Füße.

Was weiß ich denn schon!

Noch eine letzte Erinnerung.

Meine Hand in deiner Hand. Das Kleine, Fleischige, Zarte, Patschige hat im Großen, Knochigen, Straffen, Warmen Platz und verschwindet darin.

Mir ist kalt.

Und als ich neugierig wurde, da las ich auch noch das:

Der zweite Mann im Mond

Als das Wünschen noch half, wollte ich einmal der zweite Mann auf dem Mond sein.

Ich war noch ein kleines Kind, da sagte meine Mutter beim Anblick des hellen und runden Monds: Siehst du den Mann im Mond? – Nein. Wo ist er denn? – Genau weiß ich es auch nicht, aber vielleicht, wenn man nur lang genug hinauf schaut, kann man ihn plötzlich sehen. Von da an, immer und besonders, wenn der Mond voll war, schaute ich zum ihm hinauf und suchte den Mann in ihm. Aber der zeigte sich nicht. Nach Monaten des Schauens und Nachdenkens, sagte ich mir, dass er wahrscheinlich so klein sei, dass man ihn von hier, von der Erde aus nicht sehen kann.

Ich erschrak und fand, dass einer ein sehr einsamer Mann sein müsse, der von sich sagen muss, ich bin nicht nur der einzige Mann im Mond, sondern auch, niemand hat mich je gesehen. Also wollte ich zu ihm in den Mond gehen und ihm Gesellschaft leisten. Und so reiste ich eines Nachts mit der roten Rakete bei hellem Mondschein zum Mond hinauf. Zuerst fand ich dort keinen Mann, denn auf dem Mond war es sehr öd und leer, und ich war sehr betrübt und wollte schon bald wieder zurück fliegen, doch schließlich fand ich ihn zufällig hinter einem schwarzen Mondstein. Er saß einfach da und schaute zur blauen Erde.

Das Erstaunliche war, dass er gar kein Mann war, sondern ein Kind, ein Kind so wie ich. Darum konnte ich dich nicht sehen von der Erde aus. Ich fragte: Wie geht es dir? – Und der Junge antwortete sachlich: Ich bin sehr froh, dass du zu mir kommst, um mir Gesellschaft zu leisten. Zu zweit ist es besser. Und so lebten wir eine Zeitlang zusammen auf dem Mond, er als der erste und ich als der zweite Mann, oder besser gesagt als die zwei Kinder im

Mond. Aber immer wieder schauten wir auf die Erde hinab. Oder hinauf? Oder hinüber? Das fragten wir uns manchmal. Aber schließlich bekam ich Heimweh nach meinen Eltern, so dass ich einmal vorschlug, wir könnten doch zusammen zur Erde fahren und er könnte als mein Bruder mit mir bei meinen Eltern leben. Eines Montags nahmen wir die rote Rakete und flogen zurück auf die Erde. Als wir ankamen, war es gerade Nacht, und wir schlichen ungesehen ins Haus und schlüpften unter die Decke und schliefen ein.

Und als ich am Morgen erwachte, erklärte mir die Mutter, dass mein Vater für immer nicht mehr da sei. Aber ich hörte nicht richtig zu und verstand darum auch nicht weshalb, weil ich so erstaunt und genervt war, dass sie den kleinen Mann vom Mond neben mir nicht sah, bis ich merkte, dass überhaupt niemand ihn wahrhaben wollte, obwohl ich ihn später auch immer mit in die Schule nahm, wo er mir bei den Mathematikaufgaben sehr behilflich war. Dass niemand außer mir ihn sah, fand er aber nicht so schlimm, denn wenigstens würde ich ihn ja sehen und das sei ja schon viel besser als alleine auf dem Mond zu hocken. Und so lebt er jetzt bei und mit mir, wahrscheinlich bis ich sterbe. So lange lohnt es sich nicht, den Mann im Mond auf dem Mond zu suchen.

Aha, er schreibt. Er schreibt Briefe, die er gar nicht abschicken will und phantastische Geschichten. Mir gefällt diese Mann-im-Mond-Geschichte. Das wäre doch eine Gelegenheit mit ihm zu sprechen. Ich sage ihm, dass mir seine Geschichte gefällt, und das wird ihm die Zunge lockern. Allerdings habe ich meine Jacke noch nicht gefunden. Ich behalte sein Geschichtenheft als Pfand für meine Jacke, falls er sie mir geklaut hat. Es ist wirklich erstaunlich, was der Kleine da schreibt.

Genau das suchte ich. Wenn es existierte, konnte es mir nicht entgehen: das Versteck in den Büschen am Bahndamm. Hier war ich unsichtbar, hier hielt ich meine Ferngespräche mit Fridolin ab. Die Böschung ganz von dunkelgrünen Büschen zugedeckt fiel steil zum Bahngleis hinunter ab. Gäbe es die Büsche nicht, niemand hätte sich je auf die Böschung gewagt. Man konnte leicht ausgleiten und runter schliddern, hinunter auf die Schienen, zu

den hitzigen Rädern, die natürlich sofort heran- rollen und dich einen Kopf kürzer machen oder dir die Beine wegschneiden – ratsch, heute frische Kinds-Füßchen im Sonderangebot, den Kindskopf gibt's gratis dazu. Abscheulich abschüssig war die Schräglage. Um überhaupt dorthin zu gelangen, musste ich zuerst ein Geländer bezwingen. Das kam mir sehr hoch vor, weil ich ja klein war. Beim Turnunterricht, der damit begann, dass man zuerst der Größe nach eine Reihe zu bilden hatte, wurde ich immer nach hinten geschubst und durchgereicht, bis ich zuhinterst zu stehen kam. Das Geländer war meine Gefängnismauer, die ich heldenhaft wie der Graf von Monte Christo überwunden hatte. Danach aber war mir nicht ganz klar, ob ich nun im Gefängnis gelandet oder glücklich in den dem Gefängnis angrenzenden Busch geflüchtet war. Ich kauerte, um ja nicht auf dem Hosenboden zu sitzen. Das verdammte Gewürm, das immer von hinten kommt. Es war aber schwer so zu verharren. Die Knie wurden mir heiß und die Waden konnten mich nicht mehr halten. Unten hockten die in der grellen Sonne blinkenden Schienen und auch die sogen mich mächtig an. Von Ferne sahen sie aus wie blanke magnetische Messerklingen – ein Schafott, auf das ich viel zu oft meinen Kopf draufhalten musste. Darüber fuhren die Züge nach Wädenswil, Pfäffikon, Lachen und Ziegelbrücke mit Umsteigen nach Glarus und ins Hinterland und auch wieder zurück, bis hierher, und in den HB Zürich, Endstation.

Niemand wusste, was ich unter den Büschen aus gelblich-braunen dünnen Ästen, mit den kleinen dunkelgrünen Blättern und mit weißen Bällchen-Früchten tat.

Fridolin, hörst du mich? Schläfst natürlich am helllichten Tag. Entschuldige, dass ich dich störe. Aber ich bin jetzt gerade allein und niemand kann mich hören, wenn ich mit dir rede. Sie verstünden ja eh nicht, dass ich mit dir sprechen muss. Sie können dich eh nicht hören, nicht sehen. Mir allein gehörst du. Du drückst jetzt sicher gerade deine Äuglein zu und siehst hinter den dunkelgrünen Nadeln, nahe am rötlichen Stamm aus, als hätte dich jemand hingestellt wie man eine alte grau-braun gesprenkelte Wanduhr, eine Pendule, die man nicht mehr immer wieder aufziehen, aber auch noch nicht im Estrich verschwinden lassen will, vorläufig auf den höchsten Bord der Bücherwand abstellt. Gestern in der Nacht, als alle schliefen, da flog ich mit

dir durch die Nacht, hinauf zur Alp, hinweg über die dampfenden Kuhleiber, die auf der Wiese liegen und im Mondlicht schimmern wie Schneeflecken im Frühling und glotzen und immer nur das Tosen der Sturzbäche hören und immer nur vom grünen Gras träumen und die herabfallenden Steine fürchten, kein Staunen über das Sternengefunkel, nur ein geduldiges Warten auf die ersten Sonnenstrahlen, stopp, da unten sind die Steinmannen, anhalten, ich muss ihnen Hallo sagen. Aber es ging nicht. Da war eine unsichtbare Schnur. Die kam wahrscheinlich vom Himmel herab. Die hielt uns immer in der Luft, und ließ uns einfach nicht hinunter, und ich rief ihnen verzweifelt zu, Grüß Gott euch auch, aber sie hörten nicht zu, man muss ihnen in die Augen schauen, sonst hören sie einem nicht zu. Ich zog an der Schnur, nein, jetzt war es plötzlich ein dickes Seil, und ich wurde herumgeschlenkert wie die Trapezkünstler im Zirkus, aber das Seil reichte einfach nicht bis hinunter, bis ich bemerkte, dass ich doch ganz einfach den Knoten öffnen musste und dann würde ich zu ihnen kommen, und ich begann zu nesteln, aber plötzlich hockte mir der Alp im Hals und drückte die Augen vor Entsetzen aus den Höhlen, denn ich würde ja fallen, tief hinunter und mir den Kopf einschlagen und die Beine brechen, also durfte ich nicht den Knoten öffnen und Fridolin, der hätte jetzt vielleicht guten Rat gewusst, der war schon längst auf und davon.

Ha, vergeblich wird der Große nach mir suchen, vergeblich. Niemals wird er mich finden. Das war zum Lachen.

Nur beim Ein- und Aussteigen in das Versteck passte ich höllisch auf. Es sollte mich niemand sehen, wenn ich hinüber ging ins Weltloch Nr. 29, und später ideal zum Kiffen übrigens. Mit der Zeit fand ich die Masche, wie ich mich hinlegen konnte und nicht den Hang hinunter schlipfte. Anfänglich stütze ich mich gegen ein paar starke Buschästen ab, später schleppte ich Bretter und ein Seil an und zimmerte mir ein Bödeli zum Draufliegen. So ließ es sich einigermaßen bequem in die unendlich horizontale Weiten paffen. Wenn ich nach Hause kam, fragte mich der Große:

- Wo warst du denn so lange?

Grins, grins, grins. Ich freute mich, dass er wegen mir beunruhigt war, und nur zu gerne gewusst hätte, wo ich war. Aber ich schwieg und sah, dass er sich verärgert von mir abwandte, weil ich ihm die Auskunft verweigerte.

Eines Abends im Herbst, wenige Tage, nachdem ich den Baubeginn ihrer Kussbrücke zur Kenntnis genommen hatte, war es bereits dunkel, ich muss wohl im Schosse von Frau Haschhasch eingeschlafen sein, als ich hastig und ohne zuvor nach feindlichen Augenpaaren Ausschau gehalten zu haben über das Geländer kletterte, denn ich befürchtete, nicht vor der Heimkehr der Mutter zu Hause zu sein, sprang ich Agnese direkt vor die Füße.

- Was machst du denn hier in Büschen?
- Äh. Also ich wollte freihändig wie ein Seiltänzer auf dem Geländer gehen und leider verlor ich das Gleichgewicht und fiel auf die falsche Seite.

Sie schaute mich an, als wäre sie die strenge Richterin und ich der lügende Angeklagte. Ihr konnte ich einfach schlecht eine Lüge auftischen.

- Du lügst.
- Aber nein, wie kommst du denn darauf?
- Du lügst. Ich sehe es dir an.
- Woran siehst du denn das? Das nimmt mich jetzt echt wunder.
- An deinem Mund. Der sieht aus, als würdest du mich auslachen wollen, falls ich dir einen solchen Unsinn glaube. Tu ich aber nicht? Also, was hast du in den Büschen gemacht?
- Agnese, du hast Recht. Aber ich bin wahnsinnig in Eile. Ich erzähl es dir aber ganz sicher morgen in der Schule.

Und dann rannte ich ganz einfach davon und schnell Richtung Hause. Unterwegs begegnete ich der Mutter, die gerade auf dem Nachhauseweg war. Ich ging schnell auf sie zu und log, ich sei ihr entgegen gegangen. Das erstaunte sie sehr, denn das hatte ich schon lange nicht mehr getan, aber sie freute sich, legte ihren Arm um meine Schulter und hegte keinen Argwohn. Okay. Agnese ist verloren. Sie gehört ihm. Das weiß ich. Ich bin doch kein Idiot, auch wenn ich eine Zeitlang Harfenklänge hörte und im Geist durch ihr blondes Haar fuhr. Er hat sie mir abgenommen. Er spielt jetzt mit ihr Harfe. Mädchen in diesem Alter wollen ältere Jungs. Sie will ihn, mich

nicht. So einfach ist das. Scheiße ist immer einfach. Vielleicht gibt es ja Gelegenheit, etwas an ihrem Glücksrad herumzuschrauben.

Warum sie jetzt noch wissen will, was ich dort in meinem Abgrund mache, ist mir schleierhaft. Na ja. Ich werde mir nichts anmerken lassen und irgendwas sagen und sie wird es vergessen.

Sie vergaß nicht.

- Gehen wir nach der Schule zusammen heim?

- Ach. Ich weiß nicht. Ich glaube, ich muss noch in die Stadt.

- Draußen auf der Bank, ja. Ich warte auf dich oder du auf mich.

Und dann hüpfte sie wieder zu ihren Freundinnen, mit denen sie was weiß ich die ganze Zehnuhrpause hindurch kuschelte und kicherte. Das war keine Frage, das war kein Vorschlag, zu dem ich hätte Stellung nehmen können, das war ein Befehl. Die ganzen nächsten zwei Stunden Deutsch hirnte ich daran herum, was ich tun sollte.

Eine Zeitlang neigte ich dazu, meinen Fall mit dem der Gebrüder Moor in Schillers Räubern, die wir gerade besprachen, zu vergleichen. Moor! Welch abgründiger Name! Während der ganzen Deutschdoppelstunde wurde mir nie klar, mit wem ich mehr Mitleid haben sollte, obwohl doch Schiller einiges tut, um Franz zum kapitalen Bösewicht und Karl zum bedauernswerten Opfer zu machen. Zum Glück drängte mich der Deutschlehrer die ganzen zwei Stunden zu keiner einzigen Stellungnahme, so dass ich ungestört an meinem Entscheidungsknochen herumnagen konnte. Geh ich einfach achtlos an ihr vorbei? Renn ich durch, als dürfte ich einen Termin ja nicht verpassen? Geh ich zu ihr hin und sage, dass ich allein nach Hause latschen will und wenn sie unbedingt eine Begleitung braucht, könne sie ja bis am Abend hier auf den Großen warten? Oder häng ich mich ihr an, um herauszufinden, was sie will? Aber mein Versteck zeig ich ihr nicht? Als die Pausenglocke in der zweiten Stunde das Ende einlätete, wusste ich immer noch nicht, was ich tun sollte.

Beim Hinauslaufen aus dem Schulhaus machte ich mir Gedanken zum Thema: Bin ich nun Franz Moor, der ewig Ungeliebte, der die Liebesbeziehung seinen Bruders Karl zerstört und glaubt, er sei erst noch

dazu berechtigt, weil er doch so hässlich ist und hinkt (Hässlich bin ich ja auch, finde ich wenigstens, aber vielleicht findet sie ja...ach!) oder bin ich eher edle Räuber Karl Moor, der das Opfer der gemeinen Machenschaften seines Bruders Franz ist? Literatur ist nur bedingt als Lebenshilfe brauchbar. Mein Fall liegt anders und er ist komplizierter. Und vor allem, Agnese ist viel komplizierter als das Fräulein Amalia.

Der Amalia-Komplex saß auf der Bank und fasste mich sofort ins Auge, so dass ich gar nicht anders konnte, als wie in Hypnose auf sie zuzugehen. Natürlich redete ich mir ein, es sei ja nur meine natürliche Neugierde, die einfach wissen muss, was jemand mit einem vorhat.

Sie hatte einen ziemlich forschen Schritt drauf und steuerte zielgerichtet den Bahndamm an, während ich versuchte lustlos hinter ihr her zu trotten.

- So, und jetzt sagst du mir doch, was du da unten machst.
Bitte.

Das Bitte schob sie aber nur nach, nachdem sie gemerkt hatte, dass sie den Satz doch etwas zu befehlend – wie eine strenge Mutter – gesagt hatte.

Was bildest du dir ein, wer du bist. Du redest ja wie Regula oder die Hortungeheuer. Von mir erfährst du gar nichts. Das geht dich überhaupt nichts an. Das geht niemand was an. Dich schon gar nicht. Das ist meine Sache und das bleibt meine Sache. – Das wären alles Sätze gewesen, die ein selbstbewusster Junge in dieser Situation hätte sagen können. Stückchenweise sind sie mir auch wirklich eingefallen. Aber ich war wie gelähmt, schaute sie nur entsetzt an, und wusste nicht, was entgegen, wandte mich vor Scham ab, stützte mich auf das Aluminiumgeländer und schaute hilfesuchend hinein in die Büsche und erschrak, weil ich glaubte, auch sie würde die eine Ecke meines Bretterbettes sehen, die ich glaubte zu sehen. Dabei konnte man von hier aus ja gar nichts sehen.

Sie übergang mein Schweigen, trat näher und folgte meinem Blick, als würde mein Ab- und Hinwenden zu den Büschen jenseits des Zauns bedeuten, dass ich nun bereit wäre, ihr mein Geheimnis zu eröffnen, und flüsterte geheimnisvoll.

- Steigen wir hinüber?

Gäbe es jemand, mit dem ich meine Gedanken teilen, dem ich meine Fragen stellen, den ich um Rat fragen, dem ich meine Hilflosigkeit auftischen

könnte, ich hätte ihn verzweifelt gebeten mir zu sagen, was ich denn anderes hätte tun sollen.

Ich nahm sie mit rüber. Zuerst kauerten wir nur wie die Enten in der Nacht in den Büschen nahe beim Zaun, weil ich nicht vorwärts gehen wollte. Ich wollte ja nicht, dass sie mein Geheimnis erfuhr. Ist das alles?, flüsterte sie mir zu. Als wir begannen in der Hocke langsam vorwärts und vorsichtig, ich voran, wie eben Enten den Damm hinunter zu watscheln, drehte ich mich um, sah sie an und hätte am liebsten gesagt, dass das mein Reich sei, in Ewigkeit Amen, und ich nicht wollte, dass sie so einfach in mein Reich hineintapsen könne wie die Weißen bei den Indianern und wir jetzt deshalb wieder zurück gehen müssten. Aber ich hatte irgendwie verlernt, zu sagen, was ich dachte, oder auch war es so, dass sie viel schneller war im Reden als ich.

- Was hast du denn?

Ich sah sie nur an und sie sah mich an und niemand sagte eine Zeitlang etwas. Nur diese unbeantwortete Frage hockte in uns wie eine Sprungfeder. Es war schrecklich, dass ich keine Antwort fand, aber auch schön, dass sie nicht gleich weiter fragte, sondern auch wartete. Da wurde es so still zwischen uns, und wir waren plötzlich zwei Raupen, die sich in den gleichen Kokon einpuppten. Keine Ahnung, warum ich dachte, dass sie im gleichen Kokon wie ich wäre. Deutlich sah ich, wie wahnsinnig schöne Augen Agnese hatte. Um ihr Haar schimmerte ein Kranz aus Nachmittagssonnenstrahlen. Heiligenschein. Mindestens den Heiligenschein hätte ich jetzt gerne geküsst. Ich fand auch, dass sie mich so anschaute, als hätte sie nichts dagegen, mindestens auf den Heiligenschein geküsst zu werden.

Aber das ging ja rein technisch nicht. In der Hocke auf einer schiefen Ebene mit 45° Winkel küssen, das grenzte ja schon an Akrobatik. Also drehte ich ab und ließ sie in mein Reich kommen. Amen.

- Das ist aber lässig. Das ist richtig toll. Warum hast du mir das nicht schon früher gezeigt?
- Ich wollte allein sein.
- Und was hast du denn da gemacht, so allein?

Da wird es jetzt aber sehr kompliziert. Der Unterbau meines einsamen Leuchtturms Nr. 29 mit Fridolin in der dunkelsten Ecke oben wackelte bedrohlich.

- Ach, eigentlich nichts Spezielles. Denken halt.
- Französische Grammatik und so?

Sie verwandelte sich augenblicklich in eine matte Watschelente mit falsch klingenden, blond gefärbten, hässlichen Haarnudeln.

- Ja natürlich, eigentlich denke ich nur daran. Darum bin ich ja jetzt so gut in Französisch.
- Entschuldige. Das war jetzt saudoof von mir.

Zur Hälfte war sie jetzt schon wieder der schöne Schwan Agnese, aber mit noch beträchtlich vielen grauen Federn. Dann fuhr sie fort:

- Ich hatte früher, als Kind, auch immer solche Verstecke, in denen mich meine Mutter nie hat finden können.

Du lieber graugesprenkelter Schwan! 1. Du vergleichst mich und meine jetzige Situation mit deiner Kindheit! Pah! Meine Kindheit ist auch schon lange Vergangenheit, falls du das noch nicht gemerkt haben solltest. Aber sie hatte auch Recht, es war ein kindisches Versteck. 2. Sie wollte also auch – wie ich – ganz für sich alleine sein, wenigstens, als sie Kind war. Das war sie doch eigentlich schon als Einzelkind, allein? 3. Aber vor der Mutter verschwinden, gerade wenn man ein Einzelkind ist und kein Vater da ist, das leuchtet ein.

- In der ersten Zeit, nachdem wir aus unserem Alpental in die Stadt gezogen sind, da war ich oft hier. Ich konnte dann an die Berge, die Wiesen, die Kühe, die Steine denken. Die haben mir gefehlt. Und die Vögel. Die Vögel besonders.

Von Fridolin sagte ich natürlich nichts. Das war jetzt nicht angebracht.

- Und auch an den Vater, weil der nicht mehr bei euch ist? Musstest du nicht auch dauernd an den Vater denken?
- An den Vater habe ich fast nie gedacht. (Das war gelogen. Und während ich das sagte, dachte ich an meinen nie abgesandten Brief an den Vater und dass ich ihn nicht mehr hatte, weil das Geschichtenheft verschwunden war.)

- Ich schon. Ich meine, an meinen. Er ist nach Italien zurück und ich sehe ihn höchstens einmal im Jahr. Und am Anfang habe ich ihn wahnsinnig vermisst und meine Verstecke waren nur dazu da, dass ich dort in aller Ruhe weinen konnte. Die Mutter hat mir ja sozusagen verboten wegen dem Vater zu weinen.
- Das ist jetzt seltsam. Ich merke erst jetzt und wegen dir, dass ich fast nie mehr an den Vater denke.
- Vielleicht, weil du ja einen großen Bruder hast. Der ist doch so etwas wie ein Ersatzvater für dich.
- Der? Überhaupt nicht. Wie kommst du denn darauf?
- Aber das ist doch logisch.
- Er ist mein Bruder. Von mir aus mein großer Bruder.
- Also ich würde ihn als Ersatzvater nehmen.
- Er ist mein Bruder.
- Ja schon. Aber. Ich meinte ja nur.
- (Graue Ente. Kleine graue Ente mit gräulichen Haaren und grauenhaften Schnattertönen. Himmelschreiend. Halt, das ist jetzt auch wieder übertrieben. Wo ist denn der Kokon hingekommen? Die Welt bläst einem wieder ungeschützt ins Gesicht.)
- Ich habe kalt. Gehen wir wieder zurück.
- Wo hast du denn kalt?
- An den Füßen, an den Händen, an der Nase.

Da tat ich es. Einfach so, ohne was zu überlegen. Ich nahm ihre Hände in meine Hände, die gaben ihr warm. Und wir schauten eine Weile einfach nur auf unsere beiden Hände. Da waren die feinen Fäden wieder da, für eine Weile. Danke, sagte sie. Ich ließ los und dann kehrten wir um.

Als ich wieder alleine war, auf dem Nachhauseweg, musste ich denken: Gehen w i r jetzt miteinander? Gehört sie jetzt mir und ich ihr oder was? Was ist mit dem Großen? Geht sie mit dem auch? Mit wem geht sie nun mehr oder wirklich?

Dass ich den Vater nicht so vermisse, weil ich den Großen habe, finde ich – wieso hat sie diese Idee?

Alle Paare auf der Welt, so stelle ich mir das jedenfalls vor, wahrscheinlich besonders aber italienische, gehen gern spazieren, und zwar vertun sie sich nicht im Wald oder gehen übers Land, sondern tummeln sich in der Stadt herum, am liebsten in der Hauptgeschäftsstraße. Denn alle anderen sollen sehen, dass sie zusammen gehören.

Ehrlich gesagt bin ich auf ihre Bitte, mit ihr in die Stadt zu gehen, nur unwillig eingegangen.

Agnese und ich sind kein Paar. Das steht für mich fest. Wir haben auch überhaupt nicht mehr über diesen Kussversuch gesprochen. Ich hoffe, sie hat das vergessen. Sie wäre ja auch noch zu jung für Händchenhalten. Und Einhaken setzt in meinen Augen den Besitz eines Eherings voraus. Ich bin ja schon bald zwanzig und sie ist vielleicht noch nicht einmal sechzehn. Ich muss sie einmal fragen oder besser selber herausfinden, wie alt sie ganz genau ist.

Wir gehen einfach nebeneinander her und sie berührt mich ab und an wie zufällig mit ihren Händen an meinen Händen. Was will sie denn? Was soll ich genau merken? Was für ein kindliches Verhalten!

Die Bahnhofstrasse ist voller Leute, die von Schaufenster zu Schaufenster schlendern, als würden sie magisch davon angezogen. Beinahe alle Läden verkaufen Kleider, Schuhe oder Taschen. Als ich einmal einen Blick hinunter Richtung See werfe, kommt mir das vor, als wären die Schaufenster riesige, immer geöffnete Türen eines Adventskalenders, auf deren Schwellen man steht und ganz vom Anblick des phantastischen und grell angestrahlten Versprechens im dahinter liegenden Zimmer gebannt ist. Sie bleibt immer wieder vor den hell erleuchteten Auslagen stehen, ich ebenfalls, allerdings in gebührender Entfernung, als wäre ich ihr Kutscher. Manchmal fordert sie mich auf näher zu treten, um mir ein Paar besonders schicke Schuhe, eine gewagte Rocklänge, einen originellen Hut, einen farbenfrohen Rock zu zeigen. Dann trete ich vor und spiele den aus Italien angereisten Cousin, der seine jüngere Cousine aus Höflichkeit begleitet und sich aus Höflichkeit für die Alta Moda Italiana interessiert.

Mode hat mich bisher wenig interessiert und wird mich wohl auch in Zukunft kaum interessieren. Konsumgetändel. Es ist ein für mich letztlich

unverständliches Tun. Ein nutzloses Glotzen auf Gaukelei und Hokuspokus mit Farben und Formen von an sich nützlichen Dingen. Wozu soll das gut sein?

Endlich hatte sie genug davon. Spazieren wir jetzt zusammen noch heim oder willst du mit dem Tram heim, fragte sie mich. Völlig gleichgültig und unüberlegt zuckte ich mit den Schultern, obwohl ich doch eigentlich sofort heimgehen wollte. Ich bedachte auch nicht, dass uns ja auf der Straße eher Leute begegnen konnten, die uns kannten und die einen scheelen Blick auf unseren abendlichen Ausgang werfen konnten.

Was sie während des Nachhausegehens alles in ihrer kindlichen Naivität gequatscht hat, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, ich gab ein paar kurze Antworten, die ich als ironisch bezeichnen würde, was sie aber nicht einmal bemerkte, auch weil die Straßenbeleuchtung nicht immer genügte, um sie meine ironisch Mine erkennen zu lassen.

Als wir dabei waren die Brücke mit den Bahngleisen zu überqueren, hielt sie plötzlich inne. Die Bahngleise bedeuteten für mich so etwas wie eine Grenze unseres Quartiers. Ich war froh schon bald zu Hause zu sein.

- *Warum hältst du an?*

Sie zögerte mit der Antwort. Nachdem sie mir geantwortet hatte, wusste ich, warum sie gezögert hatte. Wir schauten gemeinsam auf die Geleise hinunter, als sie mir erklärte, dass sie schon mal in den Büschen, die sich an den Böschungen links und rechts der Geleise befanden, gekrochen sei.

- *Als du noch ein Kind warst?*

- *Nein, erst letzthin mit deinem Bruder. Er hat dort eine Art Hütte. Jedenfalls gibt es Bretter. Und immer, wenn er allein sein will, geht er dorthin.*

- *Ach, eines seiner Abtauchlöcher. Hat er es nicht zufälligerweise Loch Nr. 29, die 11. Primzahl, genannt? Das ist nämlich seine Lieblingszahl.*

Und dann erzählte ich ihr die Geschichte, als der Kleine beinahe im Kanal ertrank und wie ich ihn vor dem Tod gerettet hatte. Das beeindruckte sie sehr, aber wen beeindruckt das nicht. Und dann sagte sie plötzlich:

- *Komm, wir gehen hinunter schauen.*

Das Erstaunliche war, sie wusste genau, wo wir einsteigen mussten, und es war auch kein Problem, dass wir von irgendwem hätten gesehen werden können, denn es befand sich sozusagen niemand mehr auf der Straße, alle saßen beim Essen oder vor dem Fernseher und erstaunlich war auch, dass sie kaum Mühe hatte, die sog. Abstellkammer des Kleinen zu finden, obwohl es eigentlich stockdunkel war. Gut, die Bretter konnten wir nur noch knapp erkennen. Wir setzten uns drauf. Und was jetzt?

Sie pflückte eine der weißen Beeren, die aussahen wie kleine Schneebällchen, so dass es leicht knallte und sagte dazu, dass diese Beeren in Italien Lacrime d'Italia, italienische Tränen, hießen.

- *Willst du auch eine italienische Träne zerdrücken. Die knallen manchmal.*

Ich zerdrückte ein Bällchen, aber es knallte nicht. Darauf nahm sie sich zwei weiße Beeren und hielt sie sich in die Augenhöhlen.

- *Siehst du, jetzt muss ich armes italienisches Mädchen heulen, sehr fest weinen.*
- *Und warum musst du armes italienisches Mädchen denn weinen?*
- *Weil mich mein Geliebter verlassen hat.*

Und dazu tat sie so, als müsste sie heulen. Sie war eine gute Schauspielerin. Ich seufzte und grinste etwas von ihr abgewandt vor mich hin, als ich plötzlich spürte, wie sie sich zu mir neigte, wie damals beim Film „La Strada“.

Ich gebe zu, es nützte mir jetzt gar nichts mehr, dass ich mich älter und überlegen fühlte. Was war zu tun? Hier konnte uns ja wirklich niemand mehr sehen, konnte also niemand sehen, was wir machten. Es war also nicht gerade äußerst gefährlich, weil sie noch minderjährig war. Aber was soll ich denn jetzt machen? Ich gebe zu, ich hatte ja – Alter hin oder her – schlicht und einfach keine Erfahrung, was es nun zu tun gab. Und ich gebe zu, ich hatte Gefühle – viel zu viel davon.

Aber es gab nun auch nicht mehr viel zu denken, weil sie mir schon längst einen Kuss auf die Backe gegeben hatte und weil sie nun schon wieder mit ihrem Mund auf mich zu kam, ganz nahe, und mich diesmal auf den Mund küssen wollte. Soweit war es ja beinahe schon einmal gekommen, aber da

war der Kleine im Weg, und der störte ja jetzt nicht mehr, und darum ließ ich es zu. Ihre Lippen schmeckten süßlich. Und eine Zeitlang, drückten und bewegten wir einfach die Lippen hin und her. Aber dann – ich frage mich, woher sie das hat: Erfahrung oder steht das im Bravo oder was weiß ich wo – öffnete sie den Mund und fuhr mit ihrer Zunge meinen Lippen entlang und hörte nicht auf damit. Einen Moment lang war ich geschockt. Ich hielt einfach still und ließ es geschehen.

Aber muss nicht ich, ich meine, ich bin doch der Ältere und der Mann, ich muss doch bestimmen.

Und weil ich es ja nicht anders kannte, machte ich es ihr einfach nach und hoffte, das wirkte so, als wüsste ich Bescheid und als würde ich das kennen, obwohl es absolut umgekehrt war. Mein Gott, das kann ich ja niemandem sagen. Ich fühlte mich überrumpelt, so dass ich wie wahrscheinlich ein Tanzanfänger einfach alles nachmachte, um ja nicht als der völlig Unerfahrene, der ich ja von meinem Alter nicht hätte sein dürfen, dazustehen.

Mitten im Küssen, wir lagen inzwischen auf den Brettern, hielt sie ganz einfach ihre Hand auf genau die Stelle, wo sich meine Gürtelschnalle befand, dann nestelte daran herum. Halt, was machst du da? Und als ich reflexartig meine Hand auf die ihre legte, um sie daran zu hindern, die Schnalle vollends zu öffnen, da wich sie einfach mit ihrer Hand langsam nach unten aus und berührte mich da wie zufällig. Ich zuckte kurz zusammen und sie wich kurz aus. Ich weiß nicht, was sie dachte, aber nun nahm sie mich sozusagen bei der Hand und legte meine Hand zwischen ihre Beine. Sie glühte vor Hitze. Das sollte wohl heißen, du darfst mich „dort“ berühren, und wenn du mich „dort“ berührst, dann darf ich dich „dort“ auch berühren. Ich darf doch? Muss ich? Ich war ja so maßlos unerfahren und sie schien so genau zu wissen, was zu tun sei, um die Lust hervorzulocken, aber sie ist doch so viel jünger als ich und ich darf sie doch gar nicht berühren, ich mache mich ja strafbar, aber ihre Hand ist so eindeutig, unten fuhr der Neunuhrdreissigzug Chur Zürich vorbei und übertönte mit seinem Lärm unseren Atemgeräusche, aber ich bin doch so viel älter als sie, ich muss doch bestimmen, was wir tun und was nicht, vor allem kein ungesetzlichen Dinge, aber da war ihre Hand, die nun schon an

meinen Hosenkнопfen herumfingerte, aber es gab ja gar nichts mehr zu bestimmen, doch, das kannst du nicht machen, ich darf das nicht tun, das ist ungesetzlich, ich habe mich schon viel zu sehr eingelassen, nein, aufhören, stopp. Das ist ungesetzlich.

Geküsst! Geküsst! Wirklich, tatsächlich. Sie ließ es zu. Sie musste. Die Jeansjacke war's. Sie war dabei. Sie wird mich doch deswegen wohl nicht mit ihm verwechselt haben? Ich meine das nicht wörtlich, sie ist ja nicht blind, mehr so vorstellungsmäßig, unbewusst. Es ging ja alles so schnell. Ich meine, dass sie schon sah, dass ich es war, aber weil ich seine Jacke anhatte, bildete sie sich dann einfach ein, er sei es gewesen. Sie hat mich geküsst, aber sie dachte dabei, er sei es gewesen. Ich wäre dann so etwas wie ein Stellvertreter gewesen. Irgendwie ist das schon mein Verdacht. Sie schloss ja auch die Augen beim eigentlichen Küssen. Allerdings küsse ich ja wahrscheinlich anders als er. Eindrücklicher. Ha, ha. Während die Cartwrightbrüder nach bestandem moralischem Großabenteuer auf die Ponderosa zurücktrabten, der Alte stand mit Küchenschürze und Suppenkelle im Türrahmen, während sie lässig die Zügel der Pferde um die Querstange vor der Ranch schlangen, sich lachend den Staub aus den ledernen Kleidern klopfen, hinein ins Haus zu ihren bürgerlichen Fresströgen verschwanden und ich auf ihrer Schoss erwachte, da konnte er ja höchstens kurz über ihre Lippen huschen. Es kommt ja vor, dass sich Stellvertreterliebhaber als bessere herausstellen.

Was sie sich wohl gedacht hat, als ich sie küsste? Sie war nicht sehr aktiv dabei, muss ich zugeben. Es war wie gesagt eher ein Geschehen-Lassen und kein klares Erleben-Wollen. Und es hat auch niemand gesehen, dass ich sie geküsst habe. Wenn ich das zum Beispiel Moritz erzähle und Moritz sie dann fragt, dann könnte sie dem sagen: Wie bitte, den habe ich doch nie geküsst. Bist du wahnsinnig! Wie kommst du denn darauf. Das könnte sie nachträglich behaupten, ich hätte sie gar nicht geküsst, und jedenfalls könnte ich es gar nicht beweisen. Aber weswegen brauche ich Beweise und wofür? Ich weiß ja, was passiert ist und sie Allerdings, sie war so merkwürdig passiv dabei. Sie schaute mich nicht an, als ich sie an den Tisch drängte, sondern irgendwohin oder aus den Fenstern des Zeichensaaes, in dem die

Zeichenlehrerin uns oder eigentlich nur mich vergessen hatte. Es war in der langen Pause. Alle Schüler waren bereits in die Pause aus dem Zimmer verschwunden, nur noch Agnese und die Zeichenlehrerin waren drin, und ich, aber mich sahen sie nicht. Sie fragte die Zeichenlehrerin, ob sie nicht im Saal bleiben dürfe, um weiter an ihrem Porträt zu arbeiten. Die Zeichenlehrerin erlaubte es, bestand aber darauf, den Saal trotzdem abzuschließen. Sie hatte immer Angst ihr Schatzkästchen würde ausgeraubt. Agnese war einverstanden.

„Ich werde den Saal aber abschließen.“ Bei dieser Ankündigung horchte ich auf. Neben Agnese war ich der einzige Schüler, der sich noch im Saal befand. Allerdings sahen mich die zwei nicht, denn ich war gerade dabei, mir die frisch gewaschenen Hände abzutrocknen und das Waschbecken befand sich hinter einer Trennwand. Zum Glück hatte ich es versäumt für mein Händewaschen das Licht anzumachen, so dass die Zeichenlehrerin annehmen musste, es befände sich sonst niemand mehr im Saal. Ich blieb ruhig, und drang noch etwas weiter in den vom Zeichensaal abgetrennten hinteren Raum hinein zu den Gestellen, wo sich eben das Schatzkästchen der Zeichenlehrerin befand. Scheren hingen in Reih und Glied und in löchrigen Holzkästen ragten die Bleistifte mit den verschiedenen Härten wie in einem kleinen roten Bleistiftwald in die Höhe und fünfundzwanzig Farbstiftschachteln nach dem Farbspektrum geordnet warteten auf kreative Finger. Die Pinsel staken in ehemaligen Konfitüregläsern und streckten mir ihre ausgetrockneten Haarschöpfe entgegen und in den Gestellen lagen haufenweise leere Blätter in verschiedenen Größen, Dicken und Sorten, die dem Rausch kreativer Ideen entgegen fieberten.

Nachdem die Lehrerin, sie stammte aus der französisch sprechenden Schweiz und hieß zum Vornamen Geneviève und ihr Nachname war auch französisch und daher zum Vergessen kompliziert, in ihre wohlverdiente und von mir gerne zugestandene Pause abgedampft war, trat ich hinter der Wand hervor und spielten den Erstaunten, bemerkte aber sofort, dass sie gar nicht erstaunt war, mich zu sehen, sich aber weder zu meinem Erscheinen noch zu meinem Erstauntsein äußerte, sondern an der Tischkante wartete, bis ich etwas tat. Gibt es jetzt wieder diese merkwürdige Stummfilmeinlage wie auf unserer Couch oder was?

Aber diesmal schlafe ich nicht und lasse nicht ihn sie küssen. Jedenfalls handelte der Jeansjackenjüngling entschlossen, denn eine solche Gelegenheit gab es nie wieder und zudem war die Pause in spätestens zehn Minuten zu Ende, irgend so ein kleiner Wicht aus einer der Innentaschen der Jeansjacke schickte noch ein Stoßgebet zum Himmel: Bitte, bitte, lieber Gott oder wenn es dich nicht gibt oder du mir nicht zuhörst, dann halt du, du siebenmal gescheiter Marx oder von mir aus du, du Kuh mit deinen dunklen Faust großen Augen, mach, dass sie mich, also macht einfach etwas.

Und tatsächlich, dann ging die Heldenbrust in der Jeansjacke voran auf sie zu, ergriff ihre Hand, und aus der Innentasche der Jeansjacke hörte man Gestotter: mamamach es jejejeztz, und ich oder wer auch immer wollte ihr zuerst sehr tief in die Augen schauen (Ponderosa-Blick von Little Joe), aber sie sah so gedankenverloren, oder vielleicht war's auch sorgenvoll, irgendwohin, sie war, glaub ich, nicht dabei, wie damals im Schwimmbad, als sie sekundenlang diesen hässlichen Lampenpfosten anlotzte, anstatt mir zuzulächeln und sinnreich weiter zu reden. Mit mir. Das alles wurde mir allerdings erst danach richtig bewusst, nachdem meine Lippen auf sie, genauer auf ihre Lippen losgegangen waren, und vielleicht drückten sie allzu heftig, denn ihre Zahnreihe stellte sich meinen Lippen wie eine Mauer entgegen, und es gab da irgendwann mal so einen kurzen klackenden Geräusch, wahrscheinlich waren unsere Zähne aufeinander gestoßen, bis irgendwann dann meine Lippen die ihren wieder frei gaben. Ich wusste ja überhaupt nicht, wie küssen ging.

Ich drückte sie nieder. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte das Gefühl, ich müsste das machen. Wieso meinte ich das? Ich wusste, dass ich seine Jeansjacke anhatte. Wir, also die Jeansjacke und ich, wir drückten, glaube ich, etwas zu heftig, fast so heftig, als würde mein Bruder mit mir Armdrücken machen, nur dass ich jetzt der Stärkere war. Sie ließ sich ohne weiteres, d.h. sie hatte gar nicht vor irgendwelchen Widerstand zu leisten, auf den Zeichentisch sinken. Wir neigten uns also zusammen in die Horizontale, sie rückwärts, ich vorwärts. Ich weiß nicht, ob das jetzt Liebe oder so etwas war, was da stattfand. Aber ich musste es einfach tun. Überhaupt, in mir gab es nur noch Tun. Und tun bedeutete jetzt also hinlegen. Irgendwas überlegen dabei – totalement impossible. Es kam mir

alles so französisch vor. Ob sie und wenn ja, was sie dabei gedacht hat, ist mir – wie gesagt – totalement inconnu. Ich hätte sie das fragen sollen. Vielleicht auch en français. Aber solche Fragen fallen mir immer erst viel zu spät ein und auf Französisch schon gar nicht. Wie sie dabei ausgesehen hat, also welche Miene sie zu dem ganzen Spiel machte, weiß ich auch nicht. Ich war sozusagen zu nahe am Objekt dran. Wie ein Buch, das man ja auch nicht mehr lesen kann, wenn man es sich zu nahe vor die Augen hält. Ich sah vor allem die zwei roten Streifen ihrer Lippen, spürte, wie sie atmete, dieses Auf und Ab ihrer Brusthügel an meiner Brust. Aber ehrlich gesagt, war ich viel zu sehr mit mir, d.h. mit meinem Schweißausbruch und dem Brutzeln zwischen meinen Beinen beschäftigt, als dass ich fähig gewesen wäre, genau hinzuschauen, wie sie meinen Annäherungsversuch beurteilte.

Während ich auf sie niedersank, kam ich mir sekundenweise auch vor, als würde ich mich vor ihr verbeugen und wie ein devoter Diener vor ihr eine Krummbeuge machen. Aber das ist ja ein idiotischer Gedanke. Ich war ihr ja viel zu nahe, um Diener sein zu können. Sie schaute nur auf die Decke und sagte nichts und ich sagte, wie gesagt, auch nichts. Und dann war es auch gleich schon wieder vorbei. Küssen geht eigentlich sehr schnell vorbei.

Sie blieb danach noch ziemlich lang einfach auf dem Tisch liegen, sagte nichts und bewegte sich nicht, weil sie sich vielleicht von meinem Ansturm erst erholen musste, ihre Beine baumelten von der Tischkante herunter, als wären sie mit Sägemehl ausgestopft wie bei einer alten Stoffpuppe, die weiß, dass sie nichts dagegen machen können wird, wenn das wütende Kind ihr nächstens ein Bein ausreist und das Sägemehl bedenkenlos auf den Boden rieseln lässt.

Zuerst stand ich einfach nur da und wusste überhaupt nicht, ob ich noch etwas tun oder sagen sollte und was das alles zu bedeuten hätte und ob ich etwas falsch gemacht hätte. Ja, vor allem das. Dass ich etwas falsch gemacht hatte. Ich habe sicher was falsch gemacht. Von jetzt an war das mein wichtigster Gedanke. Aber was?

Ich war schon dabei in die andere Ecke des Saales zu verschwinden und mich wenigsten zum Schein, der Fertigstellung meines Porträts zu widmen, als ich sah, wie sie sich schließlich doch erhob. Sie nahm den Spiegel in die Hand, auf den sie offensichtlich während meiner Kussattacke zu liegen

gekommen war (ach ja, das Knacken!) – den brauchte sie ja, um das Porträt zu machen – und betrachtete sich darin. Selbst aus meiner Entfernung konnte ich sehen, dass der Spiegel zerbrochen war. Sie sah sich jetzt darin wahrscheinlich in zwei Teile zerlegt.

In der folgenden Zeichenstunde machte ich ein kleines, aber eigentlich dummstolzes Experiment mit mir. Ich fand es zuerst eine wahnsinnige gute, auf jeden Fall erregende Idee. Ich vermied es nämlich in den Spiegel zu schauen und zeichnete mich nur nach dem Gefühl. Es kam allerdings nichts Brauchbares dabei heraus. Sämtliche meiner Versuche, das vorgestellte Bild von mir aufs Blatt zu bringen, fielen dem Radiergummi zum Opfer, denn ich hatte bei allen Strichen, die ich mir sozusagen zufügte, den Eindruck, sie seien kreuzfalsch, die Augen zu klein wie bei einem Schwein, das vor der Schlachttür steht, die Nasenlöcher zu groß wie die eines Nilpferd, das gerade aus seiner Kloake auftaucht, oder der Quadrat-Schädel von Boris Karloff als Franksteins Ungeheuer, aber mit Schmach-Lippen von Marilyn Monroe, so dass ich mir abwechselnd vorkam wie ein Schlappschwanz oder wie ein Monster.

„Hast du eigentlich eine Freundin?“ Die Mutter sagte das zu mir. Letztlich. Eigentlich interessiert sich die Mutter nicht für mein Liebesleben. Darum war ich erstaunt, dass sie das fragte. Für das Liebesleben anderer zeigt sie großes Interesse. Sie blättert in den einschlägigen bunten Heften mit den vielen Fotografien und träumt von sagenhaft reichen Reedereibesitzern aus Südeuropa, dem Schah Reza aus Persien oder Iran – er kann sich, glaube ich, selber nicht entscheiden, woher er kommen will – oder auch nur vom deutschen Schlagersänger mit dem blonden Haar und der hellen Stimme. Wie heißt er schon wieder? Ihr Traummann stolziert auf jeden Fall in den Spalten der Hefte für die moderne und interessierte Frau von heute auf und ab, hat es aber leider bis heute nicht geschafft, von seiner illustrierten Plattlegung zu auferstehen und sich bei ihr als ganzer Mann zu melden. Einer, den man anfassen könnte, umarmen, küssen und so weiter, wahrscheinlich. Ihr Traummann ist nicht nur traumhaft schön, stark und reich, sondern auch wirklich nur im Traum vorhanden. Kann die überhaupt noch verliebt sein? Am Morgen, am Mittag oder auch erst am Abend

entschwindet sie in ihr Arbeitskloster, fegt dort wahrscheinlich zwischen den Tischen hin und her, breitet vor dem Herrn das weiße Tischtuch aus, schwebt mit einer dampfenden Verführung daher, schenkt Roten ein, tropft nicht dabei, sagt „Guten Appetit.“ und „Lassen Sie sich's schmecken.“, und zum Dessert wackelt ein gelblicher Puddinghügel mit roter Kirsche auf der Spitze daher.

Aber vielleicht täusche ich mich und es gibt das geheime Sexleben der italienischen Serviertochter aus dem Restaurant Zum goldenen Schlüssel. Blick-Ausgabe vom Montag, den 14. März, Schlagzeile 1: Ein gewisser Herr Wolf vom Tisch Nummer 7 verführt Angelina (Deckname, wirklicher Name der Redaktion bekannt), die dunkelhaarige, italienischstämmige Serviertochter aus der 18 bis 24 Uhr-Schicht. Er hat den goldenen Schlüssel gefunden. Hört, hört! Aus gut unterrichteter Quelle hat der Blick (der dringt durch alle Schlafzimmer-Wände und lugt sogar unter die Bettdecke) erfahren, dass besagte Angelina mit dem oben genannten Wolf in verdächtig nahen Kontakt getreten ist. Das Ereignis muss kurz nach Betriebsschluss im Opel Karavan des besagten Wolfs stattgefunden haben. Wo sonst? – Kapitel 2: Ausgabe vom Mittwoch, den 16. März: Wo treffen sich der Wolf und seine Angelina? Im Wald natürlich. Ha, ha. Wer weiß etwas? Setzt euch auf ihre Fährte und meldet euch. Einschlägige Informationen können gegen Honorierung der Redaktion abgegeben werden.

Gib's auf! Du kannst es dir einfach nicht vorstellen. Eine Mutter hat einfach keinen Sex, die darf keinen Sex haben, per definitionem sozusagen, denn wenn sie Sex hat, dann ist sie keine Mutter mehr. Nur Söhne und Töchter haben Sex und können über beide Ohren verliebt sein. Aber ich bin ja nicht verliebt. Das scheint die Mutter zu beunruhigen. Hat sie etwas gemerkt? Dass da etwas ist oder war zwischen Agnese und mir? Aber da ist ja nichts. Sie ist ja nicht meine Freundin. Ich müsste der Mutter das vielleicht klarlegen. Aber könnte sie nicht schon daraus schließen, dass da etwas war? Nein, ich sage lieber nichts. Da würde ich auf Glatteis geraten.

Ich werde das Gefühl nicht mehr los, etwas getan zu haben, das ich nicht hätte tun sollen. Es ist ja auch strafbar. Sie wollte das doch, und zwar heftig. Zum Glück sagte ich noch rechtzeitig Nein. Aber ich habe mich wahrscheinlich schon zu weit eingelassen. Allerdings weiß ja niemand

etwas davon. Nur sie und ich. Und sie wird doch nicht? Was bin ich doch ein Idiot? Trieb, Trieb, es war einfach mein Trieb. Und sie ist noch nicht einmal sechszehn Jahre alt! Und das heißt Sex mit Minderjährigen. Ich habe mich strafbar gemacht. Ich bin nicht nur ein Idiot, ich bin ein Vollidiot, einen größeren Idioten gibt es nicht, nicht einmal der Kleine ist so ein Idiot wie ich.

Das muss sofort aufhören. Ich will sie nicht mehr sehen und ich werde sie nicht mehr sehen. Zum Glück muss ich bald ins Gefängnis.

Das Messer. Es lag auf dem Küchentisch. Ja, wirklich, ich tat es. Ich warf es ihm nach, ich warf es nach ihm, als er hinauseilte und schnell die Tür hinter sich zuschlug. Es blieb in der Türe stecken. Wahnsinn. Wie lange hatten wir geübt an Baumstämmen, an den Estrichbalken, und manchmal auch nur in die Erde! Man wusste nie, welchen Abstand man genau einhalten musste, damit das Messer, das im Mehrfachsalto auf das Holz zuschoss, dann auch wirklich darin stak. Satt und bebend. Immer wieder glitt es ab, fiel jämmerlich zu Boden, oder es brach gar die Spitze ab. Aber genau dann, als ich es nach ihm warf, nachdem er die Türe gerade noch hinter sich hatte zuwerfen können, da blieb das Messer etwa auf Halshöhe stecken und wackelte eine Weile hin und her, blieb aber in der grau bemalten Türe stecken wie ein grässliches Mahnmal. Ich starrte es an und schwankte zwischen Selbstlob, weil es mir diesmal gelungen war, einen perfekten Wurf zu machen, und Fassungslosigkeit. Es hätte ihn ja treffen können! Es könnte ihm jetzt im Rücken stecken! Mir wurde schlecht vor Entsetzen und ich war nahe daran mich hinzulegen, weil ich glaubte, ich müsste nächstens kotzen.

Ach, hätte er mich doch getroffen, damals in der Küche, als er das Messer nach mir warf. Er warf mir tatsächlich das Messer nach, das auf dem Küchentisch lag. Er tat es. Ja, ich muss gestehen, ich hatte ihn zuvor gereizt, offenbar bis aufs Blut gereizt. Das war mir nicht bewusst. Er nimmt alles so ernst. Ich meinte es doch Spaßig.

Das Verrückte war, das Messer blieb in der Türe stecken. Ich hatte den dumpfen Knall natürlich nicht überhört und erschrak, öffnete aber sofort die Türe, um mir das Kunstwerk des Zufalls anzusehen. Er starrte es an und

schien fassungslos. Es hätte mich ja treffen können! Es könnte mir jetzt im Rücken stecken! Wollte er mich wirklich töten? Ich spielte den Gelassenen, grinste und lobte ihn für den perfekten Wurf. Er aber blieb stumm und war bleich vor Entsetzen, schließlich trottete er hinüber ins Wohnzimmer und legte sich auf die Couch. Wäre er jünger gewesen, hätte er jetzt wahrscheinlich geweint.

Was habe ich denn genau gesagt oder getan, was ihn so sehr in Rage gebracht hatte? Ich weiß es nicht, nicht mehr. Es will mir einfach nicht in den Sinn kommen. Ist wohl aber nicht so wichtig. In Erinnerung bleibt mir seine Wut. Die hat ein Gesicht. Die Augen weiteten sich so sehr, als wären sie gerade dabei sich ins Riesige zu vergrößern, um alles Empörende in dem einen schrecklichen Blick zu verschlingen. Alles, die zusammengezogene Stirn darüber, der schmale Strich der Lippen und der Kinnamboss darunter, der eine Front aus zusammengepressten Zähnen errahnen lassen, brüllten mich an: Ich will dich vernichten.

In seinen Wutanfällen war er immer groß und sie waren gefährlich, weil er wahrscheinlich selbst nicht wusste, warum sie plötzlich so heftig und so maßlos emporschossen.

Er will dann nur noch aus sich hinaus. Und zwar ohne zögern, sonst zerreißt es ihm die Brust. So sehe ich ihn vor mir. Die Wut ist mächtiger als alles andere, mächtiger als er selbst. Sie ist ein einziges Vorwärtsschnellen, ein Fortpfeilen. Er will nur noch ganz auf den Feind zufliegende Pfeilspitze sein. Und alles und jeder ist ihm feind. Es gibt nur noch Feindesland. Selbst in ihm. Der Donner seiner tobenden Wut hat alles Gelassene und Freundliche in die hinterste Ecke seiner Seele verjagt. Und selbstverständlich glaubte er, es dabei mit jedem aufnehmen zu können.

Seine Wutanfälle waren sinnlos verpuffte Energie. Aber das durfte ich ihm nicht sagen. Das hätte seine flammende Wut nur wieder von neuem entfacht.

Vögeln. Ich wusste nicht, ob und wie ich das Wort gebrauchen sollte. Wenn ich es vor mich hin sagte, hallte es danach noch stundenlang in meinem Kopf herum. Mal tönte es, wie wenn ein fideler Hanswurst mit bunten Bällen jongliert, und wenn es den Bällen passt, verwandeln sie sich in Vögel und fliegen davon, mal hörte es sich an wie die schwere Kanonenkugel, die

mich niederwirft, wenn ich das Wort, oh weh, laut sage und ein Erwachsener hört es. Das Wort war pfui und daher unaussprechlich. Damit durfte man nicht erwischt werden. Auch schreiben durfte man es nicht. Eigentlich sollten wir es nicht einmal denken. Aber die Gedanken sind bekanntlich frei. Das Wort fieberte im Kopf herum und hoffte erwartungsfroh auf die Sache, um sich mit ihr zu vereinen. Aber die Sache ließ auf sich warten, und um nicht in der Hoffnungslosigkeit zu vermodern, tischte ich mir phantastische Gevögelmenüs auf. Die Hauptbestandteile der Menüs waren immer dieselben: Loch und etwas Festes, das hineinpasste: Mutter-Schraube, ach, und so weiter.

Der dicke Sendungsleiter in der Fahndungsserie XY im Fernsehen, wo die Zuschauer mithelfen können, einen Täter zu fassen, sagt, es sei höchstwahrscheinlich zu sexuellem Verkehr zwischen der verdächtigen weiblichen und der ebenso verdächtigen männlichen Person gekommen. Sexuellem, sagt er nicht gerne. Das merkt man. Wenn er beim Aussprechen von sexuell beim m angelangt ist, ist es in seinem Mund versiegt, er hat es in seinem Strichmündchen zu einem winzigen Stäubchen verpulvert. Bei Verkehr dagegen atmet er dann wieder auf. Verkehr ist für ihn ein erfreuliches Wort. Da darf er wieder bei seinen Kumpels, den Autos, sein. Verkehr geht ihm ganz leicht von den Lippen.

Vögeln klingt aber auch wie ein sehr heimlicher und daher nicht einmal aufgeschriebener Jauchzer von Sali, nachdem Vreneli versprochen hat, am nächsten Tag mit ihm einen Hochzeitsspaziergang durch den Wald zu machen, wo die Vöglein fröhlich zwitschern.

Sie hat mir nichts versprochen, aber es geschah wirklich im Wald und die Vöglein haben sicherlich auch gezwitschert, möglicherweise fröhlich. Aber das weiß ich nicht mehr so genau, weil ich nur noch auf sie und nicht auf das Zwitschern der Vögel hören konnte, auch wenn sie gar nichts sagte. Die Jeansjacke war auch wieder dabei. Die auf jeden Fall. Die war eben immer für alle Fälle dabei. Die war dabei, er natürlich nicht. Was ich schon einigermaßen merkwürdig fand, denn sie war doch eher mit ihm, na ja, ist mir wurst. Die Jeansjacke war auf jeden Fall sehr nützlich. Für den Waldboden. Gänseblümchen gab's da nicht. Natürlich musste ich sie ausziehen. Die Jeansjacke. Ich überspringe jetzt einige peinliche Sekunden

mit den tausend Fragezeichen hinter dem immer gleichen Satz: Wie geht es jetzt weiter? Ich legte einfach die Jeansjacke hinter Agnese hin, damit sie nicht mit dem Rock auf dem doch noch feuchten Waldboden sitzen musste bzw. zu liegen kam. Unter den braunen Buchenblättern war es nämlich noch feucht, obwohl seit fast einer ganzen Woche andauernd die Sonne am Himmel nie von Wolken verhüllt war. Und einige Fragezeichen später legte sie sich drauf und ich mich auf sie.

Wir hätten auch gleich von Anfang an in den Blätterhaufen liegen können, aber ich wagte ja gar nichts zu sagen, um nur ja nichts Falsches zu sagen. Seit wir losgezogen waren, hatte ich überhaupt immer das Gefühl, ich hätte eigentlich nur unpassende Sätze in mir und ich hütete mich, sie raus zu lassen. Ich saß sozusagen wie der stumme Frosch auf ihrem Bettrand und wartete, bis sie mich an die Wand schmiss.

Es war ja mein erstes Mal. Das wusste ich am Anfang natürlich noch nicht. Sie sagte wieder mal sozusagen gar nichts. Sie hockte offenbar auch auf einem Sack voll falscher Sätze. Allerdings ging sie doch ziemlich entschlossen vor. Eigentlich müsste sie jetzt, ich meine jetzt danach, auch etwas dazu sagen. Wieso und warum. Aber das ist ja jetzt nicht mehr möglich. Sie ist ja nicht mehr da.

Beim ersten Mal klappt ja nicht immer alles so reibungslos. Das sag ich jetzt so locker, aber danach ist man bei dieser Sache auf jeden Fall millionenfach lockerer als während. Ich war schon ziemlich nervös, um nicht zu sagen, ich war vor Aufregung fast wie gelähmt, weil ich ja auch überhaupt nicht wusste, worauf das alles hinauslief, und daher hatte ich natürlich auch wieder meine Schweißausbrüche. Die kann ich einfach nicht vermeiden und auch nicht verheimlichen. Der Schweiß fließt einfach aus mir heraus. Literweise. Einen Furz oder einen Rülps oder ein Gähnen oder vielleicht auch einen Wutanfall kann man notfalls schon mal zurückhalten, aber den Schweiß, wenn man zum ersten Mal die Brüste von Agnese sieht oder sie einen am Hintern festhält – unmöglich.

Darauf habe ich sozusagen bestanden, natürlich ohne es ihr zu sagen. Ich musste sie einfach sehen, die Brüste, was auch immer danach folgte. Ich dachte dabei noch, also das finde ich jetzt nachträglich ziemlich peinlich, aber es ist wahr, ich müsste es nämlich danach Ruedi wie das Bestehen einer

wichtigen Prüfung oder eines einmaligen Treffers im Lotto oder eines gelungenen Fallrückziehers vermelden. Aber das mach ich natürlich jetzt nicht. Sie bleiben mein Geheimnis.

Aber warum sie sich einfach hingelegt hat und sie mich sie küssen ließ, wurde mir nie richtig klar. Ich lag auf ihr und spürte ihre Brüste und dann konnte ich fast nichts anderes mehr denken als, ich muss sie sehen. Jetzt oder nie. Sex ist doch so, oder? Sie wollte zuerst oben nicht ganz nackt sein, das habe ich genau gespürt. Ich habe ihr ganz rasch die Blusenknöpfe geöffnet und den Büstenhalter hatte ich auch ganz schnell offen, denn da kannte ich mich ein wenig aus, Stichwort: Mutters Modezeitschriften und Wäschekorb, und da hatte sie dann nichts mehr dagegen und ließ es geschehen, dass ich ihr den Büstenhalter einfach nach oben zum Hals schob, um endlich die Brüste zu sehen. Sie waren schön. Ich habe sie gestreichelt, was ihr, glaube ich, sehr gefallen hat, jedenfalls hatte ich das Gefühl, als spannte sie sich mir absichtlich wie ein Pfeilbogen entgegen.

Einerseits ließ Sie überhaupt sehr viel geschehen mit sich, und andererseits, wenn nicht geschah, was hätte geschehen sollen, dann half sie nach, als hätte sie in dieser Sache schon viel Erfahrung. Dabei tat sie aber auch so, als ob es um ein Projekt ginge, das viel präzisen Arbeitseinsatz erforderte und man eine Art geheimen Zeitplan einhalten müsste. Jedenfalls hatte ich immer den Eindruck, sie dachte an was anderes, d.h. an das Endziel und nur einmal sah sie mich wirklich an. Auch als sie mich fragte, ob wir zusammen einen Ausflug auf Zürichs Hausberg machen würden, sah sie mehr durch mich hindurch als mich an.

Sie waren schön. Die zwei weißen Wellen, die mir entgegen wogten. Sie waren weiß, wie keine Haut sonst an ihr, darunter schimmerten bläuliche Adern hervor, und an der Hügelspitze waren sie tatsächlich, da lag Ruedis Bruder richtig und ich hätte es ihm bestätigen können, bräunlich.

So was tragen die Mädchen, bzw. die Frauen also dauernd mit sich rum! Erstaunlich. Meinen, den trage ich auch immer mit mir rum, fand ich im Vergleich dazu aber viel hässlicher. Der sieht so krumm und wurmig kümmerlich, und so vorwitzig, neugierig und so frech aus, wenn er groß und steif ist, also ich meine damit, dass man bei einem Steifen gleich das Gefühl bekommt, der will was, um den muss man sich jetzt kümmern, der kann so

nicht bleiben, Brüste dagegen sehen irgendwie gewährend, duldsam und schenkfreudig aus.

Überhaupt ist mir jetzt klar geworden, dass Frauen nicht nur Zeitschriften zur Verschönerung abonnieren, sie haben alle auch ein Geschenkabonnement für die Schönheit vom lieben Gott bekommen. Jedenfalls glauben sie das und ich auch. Okay, irgendwann läuft so ein Abonnement aus und einige stehen das ganze Leben lang dafür an und gehen dann doch leer aus. Da muss man ja ein wahnsinniges Verlassenheits- und Bedeutungslosigkeitsgefühl bekommen, so dass man lieber nur noch vor dem Fernseher sitzt, die schönen Prinzessinnen in den farbigen Zeitschriften beguckt, dick wird und das Haus vor lauter vermeintlicher Hässlichkeit nicht mehr verlässt. Was macht eigentlich Regula? Die hat ja auch ein Geschenkabonnement bekommen, weiß aber nicht, ob sie das Couvert öffnen soll, denn es fehlt der Absender; sie denkt wahrscheinlich, der Brief käme vom Teufel.

Und was ist im Vergleich erst dieser schrumpelige Sack mit den beiden Nüssen drin! Sankt Niklaus für immer und jederzeit. Mein Verhältnis zu Sankt Nikolaus ist ein denkbar beschädigtes, weil er tatsächlich einmal, als ich ihn noch ernst nahm, Anstalten machte, mich aus pädagogischen Gründen in seinen Sack verschwinden zu lassen. Der Große hat dabei so laut gelacht, dass der Nikolaus drohte, auch ihn in den Sack zu stecken. Worauf der Große aber nur gesagt hat: Probier's doch!, und darauf kriegte er von der Mutter einen sehr bösen Blick und vom Vater eine mit erhobenem Arm in Aussicht gestellte Ohrfeige.

Ihr Unten habe ich nicht genau gesehen. Sie hat einfach die Unterhosen abgestreift. Ja, tatsächlich. Ich staunte. Und ich habe ihr dabei auch noch geholfen, weil die Unterhosen nicht recht von den Füßen runter wollten. Es war schon recht eigenartig, dieses rosafarbene feine Stück Stoff, das wir als kleine lümmelige Jungs nur unter ganz speziellen Bedingungen und nur von Ferne zu Gesicht bekamen, jetzt, wenn auch nur kurz, in den Händen zu halten, aber ich hatte gar keine Zeit, mich damit aufzuhalten, denn ich zog natürlich schnell meine aus, wusste nun aber wieder nicht, wie es weiter gehen sollte. Irgendwie meinte ich, sie meinte, ich müsste jetzt etwas machen. Aber sie wartete nicht das Ende meiner komplexen

Entscheidungsfindung ab oder anders gesagt, es wurde ihr zu blöd. Sie warf einen Blick auf meinen prallen Gabriel, eine heiße Welle brauste durch meinen Kopf, und dann hob sie, oder war ich es?, den Rock hoch, und dabei wagte ich auch einen kurzen Blick auf ihr Wäldchen. Das sprießte um den Spalt herum. Den konnte ich nicht mehr studieren, denn sie zog mich zu sich. Das fand ich wahnsinnig angenehm, aber auch spannungsvoll, denn mir war unklar, wohin e r jetzt hinzukommen hatte. Er war für einen Moment lang wie übrig bzw. zu viel und musste unbedingt baldigst versorgt werden, um nicht weiter mit seiner Vorwitzigkeit zu stören.

Als sie ihn mit ihrer rechten Hand ergriff, um ihn zum Eingang ihrer Waldhöhle zu führen, schlug ein richtiger Stromstoß durch mich hindurch. Das war, wie wenn jemand mir mit seiner Hand durch das Fleisch hindurch in den Bauch und hinauf ans Herz greifen würde.

Wie er dann ihre Eingangspforte überschritten hat, weiß ich auch nicht mehr genau. Sie war dabei mit ihren Händen schon ziemlich hilfreich. Beim weiteren Vordringen gab es aber eine unplanmäßige Stockung. Der Tunnel war mit irgendwas verstopft, so dass der Zug stecken blieb. Es wollte einfach nicht weitergehen, obwohl sie mit ihrem Becken hin und her ruckte, um wahrscheinlich Tunnel und Roten Pfeil in die parallele Richtung zu bringen, und ich, als ich mit meiner Lokomotive vorzustößen versuchte, war mir nicht klar, ob ich das auch wirklich durfte. Und zudem tat es mir deswegen an der Schwanzdeckelhaut, vorne, dort wo die Eichel beginnt, so sehr weh, dass ich glaubte, es würde da jetzt dann nächstens etwas schrammen. Und als es trotz unseren gemeinsamen Bemühungen nicht vorwärts ging, ist der Engel Gabriel auch gleich in sich zusammengesunken und hat nichts mehr sagen wollen. Da lagen wir dann nebeneinander, sie auf der Jeansjacke und ich auf den braunen verwelkten Buchenblättern und waren ziemlich angeheizt und aufgereizt, aber auch ratlos. Und sie hat „entschuldige“ gemurmelt, und ich habe dann auch „entschuldige“ gesagt, weil ich ihr das Schuldigsein nicht ganz alleine überlassen wollte. Aber es gab ja eigentlich gar nichts zu entschuldigen. Höchstens dass ich vor lauter Aufregung so wahnsinnig wie noch nie geschwitzt habe. Allerdings nur unten. Meine Ober- und Unterschenkel schimmerten, als wären sie wie von einem transparenten Gel eingeseift worden. Und dieses Schwitzgel

verschmiert ja auch sie! Oder? Ich wagte gar nicht nachzuschauen, so sehr schämte ich mich.

Allerdings wie sollte es jetzt weitergehen?

Ich stütze mich auf die Ellbogen und starrte ins grüne Blättermeer hinein. Einige Meter entfernt beobachtete ich eine Amsel, die ruckartig mit dem Schnabel die Blätter wegschob, um den Waldboden nach eilig durchreisenden Käfern und neugierigen, aber unvorsichtigen Würmern abzusuchen.

Bedeutet das den Abbruch des Unternehmens, Ende des gemeinsamen Ausflugs auf den Zürcher Hausberg? Oder muss man das Geschehene jetzt zuerst noch besprechen? Und zieht man dafür wieder die Kleider an oder noch nicht? Und wenn doch, sollte man nicht zuerst ihre Unterhose waschen? Aber wie? Denn die war irgendwie unter den Zug gekommen und lag nun an einer Stelle mit Walderde eingefärbt so weggeworfen im Laub. Das sah etwas aus, wie wenn ein Verbrechen stattgefunden hätte.

Aber es hatte ja noch gar nicht stattgefunden!

Dann hatte mein Hinterteil kalt und ich hielt Ausschau nach meiner Unterhose. Die war nirgends zu sehen. Aber die brauchte ich jetzt noch gar nicht, denn Agnese erstaunte mich schon wieder, als ich sah, dass sie aufstand, sich die Bluse auszog, um den Büstenhalter ganz zu entfernen, und schließlich schlüpfte sie auch noch aus dem Rock und war jetzt ganz nackt. Mein Gott, war die schön. Da entledigte ich mich natürlich auch meiner restlichen Kleider. Dann ging sie zum Blätterhaufen und versank darin. Ich hinterher. Es knisterte und zischte und hörte sich an, als würde sie in einem Feuer brutzeln, aber es war ja nicht so und deswegen lustig, sie begann zu lachen und ich auch. Ich kniete mich hin, ihren Schoss zwischen meinen Beinen und pustete alle Blätter auf ihr weg, bis sie nackt vor mir lag. Das gefiel ihr sehr, denn es kitzelte sie und sie lachte schon wieder. Ich konnte jetzt auch gut sehen, was für eine schöne weiße Haut sie hatte. Ich erschrak: sie sah natürlich auch meine. Das war mir aber peinlich, denn nun würde sie ja alle meine braunen Punkte, mit denen ich Rotschopf ja übersät war, sehen können. Dieses peinliche Gefühl hatte ich merkwürdigerweise erst jetzt, obwohl sie doch meine Punkte auch schon im Schwimmbad gesehen hatte. Aber dort dachte ich meistens an andere Dinge und nicht an meine braunen

Punkte, oder höchstens mal ab und zu, um sie dann gleich wieder zu vergessen. Aber das Peinliche verschwand, als ich merkte, dass sie auch ein paar braune Punkte hatte, einer ganz in der Nähe des Bauchnabels und einer oberhalb des Wäldchens, dort, wo zwischen dem Bauch und dem Bein eine kleine Rinne ist. Die Punkte waren aber gar nicht peinlich, sondern interessant.

Dann sagte sie, komm, zog mich zu sich, küsste mich und diesmal irgendwie anders, nämlich fuhr sie mit ihrer Zungenspitze in meinem Mund herum, und das war sehr aufregend und ich tat es natürlich auch und dann probierten wir „es“ nochmal. Und diesmal klappte es. Wahrscheinlich weil alles irgendwie verrückt war, als würde es auf dem Mond stattfinden, und weil es um uns herum immer knisterte und wir Feuer fingen, und uns das scharlachrote Lachen im Bauch und weiter unten bei den aufgeregten Tieren ganz durchschüttelte. Das war bei mir jedenfalls so und ich konnte mir gar nichts anderes vorstellen, als dass sie das scharlachrote Lachen auch hatte. Und als wir zum Höhepunkt kamen, da begann es in mir zu donnern und zu rumpeln und ich spürte, wie ein tief bohrendes Beben alle zornige Versteinerung in mir zerbröselte und da schaute sie mich dann doch an, wie nie zuvor und geradewegs in mich hinein, aber auch traurig, und ich hatte plötzlich den Satz „Ich liebe dich“ in mir, konnte ihn aber einfach nicht sagen, nur denken musste ich ihn, und, wie zur Strafe oder was?, muss ich ihn nun dauernd denken und er wartet immer noch in mir, bis er seiner Empfängerin übergeben werden kann.

Aber jetzt, wenn alles schon eine Weile zurück liegt, frage ich mich: Was hat sie denn wirklich dazu bewogen, es mit mir zu machen?

Denn schon als wir vom Berg hinunter wanderten, bis zur Tramstation, sprach sie sozusagen gar nichts. Vielleicht weil sie sich ja noch weh gemacht hatte und sogar ein wenig Blut floss. Irgendwie hatte sie beim Unterhosenanziehen, glaube ich, das Gleichgewicht verloren und sie fiel hin und ich konnte sie aber nicht, wie ich hätte sollen, wäre ich Tarzan gewesen, auffangen, denn ich war gerade dabei meine Unterhosen zu suchen. Und da wollte sie sich mit der rechten Hand abstützen, langte aber in einen sehr gemeinen stacheligen Brombeerbusch. Als sie sich die Hände anschaute, hatte sie in der Mitte ein Blutmal. Allerdings kam sie auch gar nicht zum

Reden, weil ich so viel schwatzte, d.h. weil ich all die aufgestauten Sätze loswerden musste. Und dann wollte sie unbedingt, dass wir im Tram getrennt nach Hause fahren, sie vorne und ich hinten im Anhänger. Und nun, wenn wir uns im Schulgang begegnen, senkt sie ihren Blick, als würde sie sich schämen und mich nicht kennen.

Und ich versteh nun überhaupt nichts mehr. Aber das würde ja heißen, dass sie etwas getan hat, wofür sie sich nachträglich schämt, also was sie eigentlich gar nicht richtig gewollt hat.

Aber das passt doch überhaupt nicht zu ihrem Verhalten im Wald. Sie hat sich doch ganz ausgezogen und es ein zweites Mal versuchen wollen und mich ganz klar dazu aufgefordert.

Wer soll das verstehen? Wer versteht die Frau? Niemand. Ich jedenfalls nicht. Aber ich kenne ja eigentlich keine Frau richtig. Die heilige Regula mit den unberührten Brüsten – sehr wenig, und meine Mutter ist meine Mutter und sonst nichts.

Hatte schon lange keine Migräne mehr. Das ist wirklich erstaunlich. Lieber Gott, mach, dass es die Liebe ist, die das macht. Aber was ist das überhaupt: die Liebe? Das Wort macht so selig und froh wie es Verwirrung und Zweifel schafft. Mein Gefühl weiß zurzeit überhaupt nicht, wie es heißt. Es schlingert namenlos im Dreieck mit den Eckpunkten Unterleib, Herz, Kopf umher. Und ich weiß zum Beispiel nicht, ob ich jetzt würdevoll und majestätisch im Schulgang auf und ab gehen soll, weil ich dabei denken, dass ich es mit ihr getrieben habe. Und nicht Ruedi oder sonst so ein Unterhosenchauvi. Oh, entschuldige! „Treiben“, was für ein hässliches Wort mir für diese schöne Sache einfällt! Aber geht sie jetzt mit mir? Jedenfalls im Schulgang geht sie nicht mit mir. Oder mit dem Großen oder mit mir und dem Großen? Der kann von mir aus so groß sein, wie er will. Ich bin jedenfalls so groß wie noch nie. Ich bin so groß wie die neunundzwanzig Himmel von Fridolin und noch zwei ewige Zeiten oben drauf.

Groß ist der Große und klein der Kleine. Das ist eine Lektion aus der Physik: der kleine Mond kreist um die große Erde und so bleibt es bis in die lange Menschenewigkeit. Kleiner Bruder, großer Bruder. Ja, ja. Von mir aus. Juhu. Da oben bin ich. Such mich! Da, im Himmel, oben links und vorne rechts und hinten unten und überall bin ich.

3 Du und ich

Scheißkerle! Hurensöhne! Ärsche!

Hört ihr mich? Nein, natürlich nicht.

Dafür höre ich mich. Das Echo. Scheißkerle! Hurensöhne! Ärsche! Ich höre ja immer nur mich. Die ganze Zeit nur mich.

Bisher habe ich solche Wörter nicht gebraucht. Hier muss man seinen Wortschatz erweitern. Ohne Vermehrung des Lästervokabulars ist hier nichts mehr zu machen. Ohne ist man out. Man kann auf der Reservebank Platz nehmen ohne Aussicht auf Einwechslung, auch nicht zwei Minuten vor Schluss.

Er hat sie mir beigebracht. Natürlich kannte ich die Wörter. Die waren aber nie mein Stil. Primitiv und nur was für die geistig Minderbemittelten. Bis jetzt. Hier ist man gezwungen, seinen Stil zu ändern.

Hornochsen! Idioten! Trottel!

Einfach keine Namen nennen, sonst hock ich noch zwei Tage länger in diesem Loch.

Dass sie mich nicht auch gleich noch geknebelt, mir die Hände auf den Rücken, Füße zusammengebunden und einen Kleber vor den Mund gemacht haben, grenzt an Wunder. Daran haben sie wahrscheinlich in der Aufregung nicht gedacht.

Stahl hält alles ab. Stahl hält dicht. Ich brauche mich gar nicht so zu enervieren und zu erhitzen. Sie werden mich eh nicht hören. Ich kann der Türe noch so viele Fußtritte verpassen, wie ich will. Die Tür lässt das mit sich geschehen. Dem Stahl ist das egal. Und wenn die Pflöcke doch noch einen Mucks hören sollten, dann interessiert es sie einen Scheißdreck, was der Kerl da hinten in der Einzelhaftzelle vor sich hin kackt.

Sie haben nur noch Ohren für den Todesschrei des Bösewichts, den der ewig gute Sheriff, Typ John Wayne, endlich niederknallt und dabei von der Schönen, der, hochfrisierten, lippenstiftlächelnden Warenhausblondine, bewundert wird, oder für den Kugelhagel, den der tapfere GI – es war ja zum Vorneherein klar – überlebt und der nun wie der heilige Benedikt selig und mit öligem Lächeln davonschreitet – ab in die Totale mit Sonnenuntergang.

Rundgang gemacht. Alles schläft. Alles schnarcht. Der in der Dunkelkiste auch. Stell den Fernseher an! War das ein schweineanstrengender Tag, aber mit blitzblankem Ende! Wir haben's verdient.

Schlafen? Ich? Vergiss es! Wer das gesehen hat, kann doch nicht schlafen.

„Scheißkerle! Hurensöhne! Ärsche!“, schrie er sie an. Dann schlugen sie auf ihn ein. Einer drehte ihm die Arme auf den Rücken und der andere schlug zu. Da friss das, du Saukerl, grunzte er dazu. Hau ihm eine in die Fresse, hörte ich einen sagen. Ich sah nicht genau, wer es war. Könnte der Direktor gewesen sein. Oder Schenkel, der Fürsorger. Ich hatte ja meine Zelle zum Hof hin und das Fenster war offen. Dabei war Goliath doch nichts anderes als sturzbetrunkene, sternhagelvoll. Und er kam freiwillig wieder zurück von seinem Ausflug. Er hat wahrscheinlich von Anfang an nichts anderes gewollt, als sich einfach wieder mal volllaufen lassen und dann wieder zurück zu kommen. Saufen in der Bar seiner Wahl. Saufen mit so viel Bier oder so viel Schnaps, wie er wollte. Einfach wieder mal selber bestimmen, wo, was und wie viel. Sinnlos hinein gießen. Verständlich. Menschlich. Offenbar nicht für alle. Man ist ja kein Mensch mehr im Knast. Ist ja auch nicht vorgesehen. Den Mensch gibst du ab, wenn du eintrittst. Einheitskleider, Zelle Nummer 23, Gang Seitentrakt, Akte 351.

Was habt ihr mit Goliath gemacht? Er kam ja freiwillig zurück. Er wollte doch gar nicht abhauen. Wie sollte er das auch überleben! Könnte er ja gar nicht. Der zieht es doch vor, hier zu bleiben, und sich mit Hilfe des Staats ein Fettpolster anzufressen. Er hat ja auch gejoht wie ein Kosak, nachdem er durch das Tor getaumelt kam: Trinkt, Brüderlein, trinkt. Lasset die Sorgen zu Haus, und so weiter. Es haben alle Gefangenen, die ihre Fenster in den Hof hinein hatten, natürlich laut mitgesungen und gelacht, so laut, dass es die Pflöcke hören konnten. Absichtlich, natürlich. Wieso sollte man

auf die Rücksicht nehmen? Machen sie ja auch nicht. Alle wussten auch, Goliath will nur noch heim in die Zelle und schlafen. Er war natürlich auch stolz, dass er den Pflöcken ein Schnippchen hatte schlagen können. Aber die stellten sich nicht als die Brüderlein im Suff heraus.

Wir nannten ihn Goliath, weil er die Brustbreite eines Ochsen hatte und wie ein Turm uns alle, Gefangene und Wärter, überragte. Aber vor allem kamen wir deswegen auf Goliath, weil er witzigerweise mit dem Namen David in die Welt geschickt wurde. Im vorgesehenen biographischen Ablauf muss irgendwas schief gelaufen sein. Kleiner herziger, cleverer Wunsch-David, und plopp, die Wunschblase platzt, und oh, du verwünschtes Wunder, da steht er, der Riese, der ungeschlachte Goliath. Wo blieb der feinsinnige, kluge David? Unser Goliath hatte offenbar auch nicht den Ruf des unüberwindbaren Helden. Ab und an soff er eben und dann musste etwas aus ihm raus. Wut, Zorn. Er wusste nicht, woher es kam. Und er wusste nicht, wohin es gehen sollte. Es war einfach plötzlich da und draußen und richtete immer beträchtlichen Sachschaden an. Den konnte er natürlich nicht bezahlen.

In seinem gemächlichen Gang war mehr Starrsinn als einfältige Genügsamkeit mit dem bescheidenen Schicksal eines Bauernknechts. Der war er.

Manchmal, urplötzlich, niemand wusste, warum gerade jetzt, überstrahlte ein freudiges Lachen sein Gesicht. Und dann zogen sich seine Schweinsäuglein fast völlig in die Augenhöhlen zurück. Dann hatte er was im Stillen für sich überlegt und war offenbar zu einem befriedigenden Resultat gekommen. Wenn wir ihn dann fragten, welches geistreiche Küken er denn gerade ausgebrütet habe, dann bekundete er immer große Mühe seine Gedanken zu formulieren. Ich hatte die schlechte Angewohnheit, seine Sätze, bevor er sie nur bis zu ihrer Mitte formuliert hatte, beenden zu wollen. Aber er schien mir nie böse, sondern vielmehr dankbar zu sein. Es bereitete ihm einfach große Mühe, einen Gedanken für uns, für alle außer ihm zu Ende zu denken. Ich war sozusagen sein Zu-Ende-Formulierer. Aber beim Schimpfwörter Finden, da war er große Klasse und wir zusammen mit der Zeit das einsame Spitzenteam. Wir waren in der Lästerklasse weit oben. Wir spielten um den Meisterpockal.

Von ihm lernte ich zwei Dinge: die Freiheit, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und zweitens nicht immer alles zu Ende formulieren zu müssen, einen Gedanken auch mal wie eine angefangene Brücke über einem Abgrund hängen zu lassen. Ich meinerseits bildete mir ein, er hätte von mir gelernt, dass es manchmal besser ist, seine Wut, seine Lust alles zu Kleinholz zu schlagen, im Zaun zu halten. Aber ich war mir da nie ganz sicher. Er war noch eigensinniger als der Kleine, und dazu ein unglaublich tüchtiger Arbeiter. Ohne ihn hätte Fenchel oder der Giftzwerg, wie wir den für die Landwirtschaft zuständigen untersetzten und etwas dicklichen Wärter getauft hatten, einpacken und seinen Laden schließen können – keine frischen zarten Spinatblätter an den Grossisten unten in der Stadt, kein billiges Zusatzgras für den Bauer Friedli. Wenn wir das noch nasse Gras auf den Wagen zu wuchten oder am Morgen früh um halb sechs, im April! - war das eine Affenkälte, mir fiel öfter das Messer aus der Hand und unter die nassen, fleischigen Blätter – den Spinat für den Grossisten in der Stadt zu schneiden hatten, dann arbeitete er sicher doppelt so schnell wie ich, ich armes städtisches Militärdienstverweigerchen.

Goliath war einfach plötzlich verschwunden. Jedenfalls, als der Bus zurück in die Anstalt fuhr, war er nicht dabei. Wir stellten es grinsend und auch etwas beunruhigt fest. Aber auch gespannt darauf, was nun daraus noch werde. Wir waren uns fast sicher, dass uns noch ein Nachspiel nach dem Cupspiel geboten würde. Es kam immer wieder vor, dass sich der eine oder andere abzusetzen versuchte, aber nach kurzer Zeit mit breitem Grinsen, gegenseitigem, nachdem er seine Sonderstrafe in der Einzelzelle abgesessen hatte, wieder in die Gemeinschaft der Gefangenen aufgenommen wurde.

Was genau vorgefallen war, wurde uns nicht gesagt. Die Pflöcke tuschelten miteinander, warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu und ballten schon mal die Fäuste im Sack. Ich nehme an, es war die Idee des Herrn Fürsorgers Schenkel, uns – einige, die sich schon zu viel hatten zuschulden kommen lassen, mussten zu Hause bleiben – an das Fußballspiel ins Berner Wankdorfstadion mitzunehmen, um den Cupfinal im Schweizer Fußball mitzerleben. Würde was schief gehen, käme er dran. Denn so ein Unternehmen galt als fortschrittlich und darum auch als eine riskante Sache. Und das war dann wohl auch der Grund, warum sich Schenkel aktiv

an der Wiedereinbuchungsschlägerei beteiligte. Du hast mir meine Resozialisierungsidee kaputt gemacht, also sollst du dafür büßen.

Schenkel war nachtragend und kleinlich. Natürlich, ich höre ihn schon, wie er sich mir gegenüber rechtfertigen wird. Wir mussten ihn doch ruhig stellen. Das war doch Gewalt gegen die Vertreter der Staatsgewalt. – Und dann wird ihm der Militärdienstverweigerer sagen, ob denn die ach so bedrängte, schwächliche Staatsgewalt es wirklich nötig hat, einen betrunkenen, übermüdeten Vierzig- oder Fünfzigjährigen, so genau ließ sich das bei ihm nicht festlegen, zuerst halb tot zu schlagen, um ihn in seine Zelle zu verfrachten. Und der Sozialarbeiter Schenkel will diesen Satz natürlich nicht hören und er würde auch nicht wirklich zuhören. Und darum ließ ich es eh gleich bleiben mit der politischen Mission, und sagte ihm einfach, dass er ein unsägliches, unerträgliches Arschloch sei.

Drei Tage Isolationshaft wegen Beleidigung der Beamtenschaft und wenn nur noch mal etwas Ähnliches vorkommt, dann kannst du den Drittel vergessen. Paragraph 23bis: Bei guter Führung kann dem Gefangenen einen Drittel der Strafe erlassen werden. Über den Straferlass entscheidet einzig die Anstaltsleitung. Aber sie haben es in der Hand, oder besser im Kopf oder noch besser auf der Zunge. Halten Sie Ihre Zunge in Zukunft ihm Zaum. Was Sie denken, ist mir egal. Und jetzt beruhigen Sie sich für eine Weile und denken Sie über sich nach. Das tut immer gut.

Blah, blah, blah. Wie der sich zu einem Gockel mit Stechaugen, schlotternden Kinnbacken und hängendem Kinnsack aufblähte. Faszinierend war, wie der Sack so herrisch hin und her wackelte. Ich war ganz hin davon. Schlachtreifes Suppenhuhn.

Die Pritsche ist, verdammt noch mal, hart. Und Decken haben sie mir auch nicht genügend gebracht. Ich frier mir hier den Arsch ab und sie hocken gemütlich vor dem Fernseher. Verdammt nochmal.

Ich friere!

Ach, fluchen ist schön, aber es hilft wenig, wenn man allein mit sich ist und der hört dir nicht zu, dem du den Trottel anhängen willst. Mit der Zeit merkt man, dass man selber der Trottel ist. Trottel und immer noch Jungfrau. Ein jungfräulicher Trottel und eine trottliche Jungfrau. Ein Doppeltrottel eben. Mindestens. Die Jungfrau von Zürich-Orleans ist ein Mann und im Loch.

Ein Mann? Nein, sie ist kein Mann. Wenn man so blöd ist und solche Angebote ablehnt und sie seinem jüngeren Bruder überlässt, ist man ja wahrscheinlich kein Mann. Männer greifen zu und bluffen danach bei ihresgleichen. Das tun sie hier tagtäglich. Neben dem Fluchen über Gott und die Welt und dem Schimpfen auf die Pflöcke, gibt es nur ein Thema. Bumsen, ficken, pennen. Rammeln, pudern, poppen. Ich habe sie flach oder ich habe sie aufs Kreuz gelegt und ich habe sie bestiegen und ich hab es ihr besorgt. „Pudern“ kannte niemand; dieses Bonmot brachte der österreichische Schlingel aus der Grazer Küche mit; das sei eine ganz spezielle Delikatesse, lachte er lauthals. Ich grinste immer brav mit, aber wenn ich ehrlich bin, hätte ich mich am liebsten von der Jassrunde verabschiedet. Ich musste befürchten, dass man meine blamable Unerfahrenheit aufdeckte und ich zum Gespött aller würde. Aber soweit würden sie es nicht treiben, sie hatten auch einen kleinen Respekt vor mir, denn ich half ihnen immer, wenn es darum ging irgendwelche Briefe zu schreiben oder Formulare auszufüllen. Den Militärdienst zu verweigern ist für sie unehrenhafter als ihre, wie sie behaupteten, raffinierten Betrügereien oder bei einer Schlägerei um Ehre und Anerkennung erwischt zu werden. Das Kavaliersdelikt Par Excellence hieß, zum wiederholten Mal beim zu schnellem Fahren und alkoholisiert mit dem Auto oder dem Motorrad erwischt zu werden. Mindestens die Hälfte der Insassen gab dies zur Antwort, wenn man sie fragte, weshalb sie hier einhocken müssten, was natürlich nicht stimmte. Militärdienstverweigerer sagen einfach, dass sie den Militärdienst verweigert haben. Sie sind ja stolz drauf. Exoten. Schwer einzuordnen. Mal sympathisch, weil sie mutig sind und das Gefängnis in Kauf nehmen für ihre Haltung, mal unsympathisch, weil sie so naiv sind, die kräftige Faust verachten und meinen, sie seien wer Besserer.

Agnese. Von deiner Lust träume ich. Jede Nacht. Ich behaupte, dass ich sie jetzt verstehe. Als wäre deine Lust eine Botschaft für mich gewesen, als wäre sie von einem Gott gesandt. Der Lustgöttin. Gib's die? Und ich, ich Idiot verstand sie nicht, ich verstand sie einfach nicht, die Botschaft. Jetzt verstehe ich sie. Oder vielmehr, ich will sie verstehen. Ich muss sie verstehen. Du willst doch, dass ich sie verstehe? Deine Augen sagen: umarme mich und ich umarme dich. Wenn du da wärst. Du bist die Flamme,

ich das Holz und zusammen lodern wir. Rühr mich, biege mich, du hitziger Windstoß, ich spanne mich dir entgegen und zaubere dir Hasen aus dem Kopf.

Hier stinkt's nach Pisse und Scheiße. Gehört das auch zur Strafe, dass ich meine eigene Scheiße fressen muss? Rettungslos in die Kacke abtauchen? Wettschwimmen mit den sündigen Kotkegeln. Schwimm um die Wette und dein Leben! Pfui, was ist denn das da? Da schwimmen ja noch brüllende Kalbsköpfe mit! Zerschnittene, Finger, Wurstzipfel und zylindrische Röllchen. Momentmal, das sind ja genau neunundzwanzig. Wer hat das jetzt so schnell gezählt und wieso denn so viele? Und nun wetzen wir die Messer, die sehen aus wie Haiﬂischflossen in der trübbraunen Sauce. Schnapp dir eins und wirf! Ziel genau und wirf. Es gibt nur ein Ziel und das bist du. Wirf auf dich selbst, bis es in dir zappelt und nicht mehr runter fällt, dann darfst du, vielleicht, vielleicht, ausatmen.

Ich dreh noch durch. Die Träume werden immer skurriler. Das ist jetzt schon die zweite Nacht, in der ich die halbe Nacht wachliege, kurz einschlafe, nur um solche Kalbskopfträume zu träumen, und mich dann wieder hohlbauchig hin und her wälze.

Kein Vogelgezwitscher am Morgen, ich lausche nur noch auf meine geschissenen Einfälle und habe Verkehr mit meinen Scheiße-Gedanken.

Letzte Nacht träumte ich vom Kleinen. Wir waren in einem dunklen Wald und hörten Geräusche und hatten eine wahnsinnige Angst und ich stand hinter ihm. Da drehte er sich um und sagte: Kannst du mal diesen Rucksack tragen? Er sagte nicht „den“ Rucksack, er sagte „diesen“ Rucksack. Und er gab mir den Rucksack. Ich wusste überhaupt nicht, woher der Rucksack plötzlich kam. Aber der war verdammt schwer. Und als ich ihn übergehängt hatte, erschrak ich zu Tode, weil ich sah, dass der Kleine keinen Kopf mehr hatte. Aber aus dem Rucksack sprach einer und der sagte: Machst du wieder in die Hosen, du Angsthase. Und plötzlich spürte ich, wie es aus dem Rucksack heraus auf meinen Rücken rann. Blut oder was! Ich bekam rasendes Herzschiagen und wachte auf. Draußen war es immer noch dunkel. Aber ich konnte gerade mal einen einzigen Stern am Himmel sehen. Die Fenster sind hier ja so klein wie nur möglich.

Ich verlange ein Gespräch mit Schenkel.

Wenn ich noch eine Nacht hier drin bleiben muss, dann dreh ich durch, und dann sind Sie schuld daran. Wollen Sie das? Können Sie die Verantwortung dafür auf sich nehmen? – Hören Sie auf mit diesen faulen Tricks! Mit dieser Selbstmitleidstour. Sie meinen, sie seien wer Besseres als die anderen? Sie hätten mehr Milde verdient? Oder was? Sie mit Ihren kommunistischen Träumereien. Die haben wir gern: Zuerst fordern sie, dass alle gleich sind, und wenn es dann konkret wird, dann pochen sie auf ihre Privilegien. Das hier ist jetzt gelebter Kommunismus. Eine gute Erfahrung für Sie. Das wird Sie lehren, die dumme Gleichmacherei weiter zu verfolgen. Sie bleiben in der Zelle, bis Sie Ihre Strafe abgeüßt haben Voilà. Real gelebter Kommunismus.

Längere Erklärungen beendete der immer mit diesem theatralischen Voilà. Also kein Gespräch mit Schenkel, auch wenn der das so gar nicht sagen könnte. Er ist ja eigentlich kreuzdumm. Ich wollte ihm den Kategorischen Imperativ von Kant erklären und dass die Militär Richter keine Ahnung davon hätten, wenn sie behaupteten, im Sinne des Kategorischen Imperativs sei es Pflicht Militärdienst zu leisten. Und als ich ihm sagte, dass Kant mit dem Wort Pflicht nicht die Bürgerpflicht meine, wie die Pflicht Steuern zu zahlen, oder die Schulpflicht. Man kann ja alle seine Bürgerpflichten nur deshalb befolgen, weil man Angst vor der Strafe hat, die es bestimmt gibt, falls man einer Bürgerpflicht nicht nachkommt. Dagegen sei die Pflicht nach Kant eine innere Verpflichtung eines autonomen, sich selbst steuernden Individuums, das aus der Einsicht in die Vernünftigkeit einer Handlungsmaxime handle und nicht, weil es ein Vorgesetzter oder der Gesetzgeber zur Pflicht gemacht habe. Man habe Achtung vor dem Gesetz der Vernunft und nicht bloß verzagtes Kopfnicken, wenn ein Gesetzeshüter einem auf die Finger schaut. Da sah er mich nur an und sagte: Ich bin Beamter. Ich brauche das nicht zu verstehen. Ja, brauchst du auch nicht, aber ich sitze hier im Gefängnis, weil mich mein Verstand heißt, mich für die Abschaffung des Militärs einzusetzen und daher keinen Militärdienst zu leisten.

Aber wenn mich nicht mal Schenkel versteht, wer soll mich dann noch verstehen?

Hör auf zu jammern!

Vielleicht Agnese. Sie verstünde mich, weil sie mich liebt. Und wer liebt, der versteht. Jedenfalls gibt es einen Schlagertext, der so lautet. Den kann sie wahrscheinlich auch singen. Ach ja, wenigsten würde sie so tun als ob. Die ist doch viel zu jung dafür und zu sehr mit dem Anmalen ihrer Fingernägel und der Blondierung ihres Haares beschäftigt. Aber sie könnte mir etwas vorsingen und ich würde meinen Kopf auf ihren Schoß legen und ihr zuhören und wenn sie zu Ende gesungen hätte, würde sie sich zu mir hinunter neigen und ich könnte ihr dabei ins Ohr flüstern: Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst. Ich müsste es einfach nur lang genug tun. Das ist natürlich lächerlicher Quatsch. Ich müsste sie einfach zu mir hinunter ziehen und küssen und basta.

Wo sie jetzt wohl ist?

Der Kleine hat es vielleicht inzwischen herausgefunden. Und nun geht er sie besuchen. Wie mich auch. Mich hat er ja auch schon mal besucht. Ich will auch den Militärdienst verweigern, sagte er entschlossen zu mir. Ich, sein Vorbild, das wäre ja eine ganz neue Masche. Er redet jetzt wieder, sogar mit seinem Vorbild. Und gar nicht aggressiv. Er vertraut mir. Erstaunlich. Vielleicht weil ich im Knast sitze. Mitleid? Wir hatten ja schon, bevor ich in den Knast musste und Agnese plötzlich verschwunden war, miteinander geredet. Da war er der Tonfall noch anders. Vorbildlos. Mehr ein sachliches Duell mit Schüssen aus dem Hinterhalt.

- Agnese ist im Spital.
- Was ist passiert?
- Das wollte ich dich fragen. Die Mutter sagt es mir jedenfalls nicht.
- Keine Ahnung.
- Ich dachte, du hättest vielleicht eine Ahnung.
- Wieso?
- Na ja, du kennst sie ja näher.
- Du kennst sie doch viel besser als ich.
- Da bin ich mir nicht so sicher.

- *Aber sie geht doch zu dir in die Klasse. War sie denn krank?*
Kam sie schon einige Tage nicht in die Schule?
- Nein, es geschah ziemlich plötzlich. Am Montag, also gestern, kam sie noch in die Schule, heute nicht.
- *Und gab es keine Anzeichen einer Krankheit?*
- Krankheit? Nein. Höchstens...
- *Höchstens was?*
- Na ja, ich fand, sie war nachdenklich, merkwürdig.
- *Merkwürdig? Was meinst du denn mit merkwürdig?*
- Sie redete sozusagen nichts mehr mit mir. Und eigentlich auch mit sonst niemandem.
- *Sie hat sich zurückgezogen?*
- Ja, und das ist doch verwunderlich oder nicht? Sie war doch immer so redselig und hat uns sogar vorgesungen.
- *Vielleicht hatte sie Probleme. In der Schule. Gab's da Probleme.*
- In der Schule nicht, aber vielleicht zu Hause.
- *Ja, möglich. Oder sonst wo.*
- „Sonst wo“ gibt es doch gar nicht. Es gibt nur Schule und Zuhause und vielleicht noch ein paar Freundinnen oder vielleicht auch Freunde.
- *Hat sie denn Freunde?*
- Ich weiß nichts Genaues. Also sie kennt mich.
- *Und mich.*
- Ah ja, dich natürlich auch. Aber sonst? Keine Ahnung. Und uns kennt sie ja auch nicht wirklich.
- *Ja. Uns kennt sie nur ein bisschen.*
- Mich vielleicht ein bisschen besser als dich.
- *Ach, da wär ich nicht so sicher.*
- So! Woher willst du denn das wissen?
- *Ich meine, wir waren ja jetzt schon ein paar Mal zusammen im Gartenbad und wir haben zusammen sonntagabends gegessen.*
- Da war ich ja auch immer dabei, und zudem sehe ich sie jeden Tag in der Schule.

- *Das muss ja nicht unbedingt heißen, dass du sie besser kennst. Du sitzt ja nicht neben ihr und zudem müsst ihr beide dem Unterricht folgen.*
- Ich behaupte aber trotzdem, dass ich sie besser kenne als du.
- *Behaupten kann jeder.*
- Du behauptest es ja auch.
- *Ich bin älter als du und weiß da einfach ein bisschen besser Bescheid als du. Du bist noch jung.*
- Ja, ja, man macht so seine Erfahrungen.
- *Was soll jetzt das?*
- Ich meine, du bist ja vier Jahre älter als ich, da hast du ja logischerweise mehr Erfahrung als ich.
- *Das stimmt, allerdings ist das Alter allein nicht entscheidend. Man kann tagaus tagein dasselbe tun und dabei gar keine Erfahrungen machen. Erfahrungen macht man doch nur, wenn etwas Besonderes, etwas Neues geschieht und man selber dabei eine wichtige, eine aktive Rolle spielt und dabei was lernt oder mindestens einsieht.*
- Jawohl Herr Lehrer, da stimme ich Ihnen voll und ganz zu: wo man zum ersten Mal durchgeht, hat man alle Augen offen, wo man schon hundert Mal vorbeigegangen ist, da sieht man nicht einmal mehr hin.
- *Hör auf, so zu tun, wie wenn du Bescheid wüsstest.*
- Ich weiß, dass ich nichts weiß. Besonders im Vergleich zu dir. Was hast du denn für lernreiche Einsichten mit Agnese gemacht?
- *Ich?*
- Ja, du. Du wirst ja ganz rot.
- *Ich?*
- Was sagst du dazu, wenn ich dir sage: Ich hab's mit ihr gemacht.
- *Du hast was?*
- Wir waren im Wald und haben Liebe gemacht. Vögeln bei den Vögeln, verstehst du.
- *Dass ich nicht lache. Was soll jetzt das? Eine deiner dummen kleinen Provokationen, wenn du gerade mal aus deinem Loch*

kriechst. Oder du hast einen zu tiefen Zug gemacht. Ja, wahrscheinlich in einem deiner Kifferträume hast du's mit ihr gemacht. Und du hältst mich für so blöd, dass ich dir das glaube. Zudem, das wüsste ich.

- Ach, und wieso wüsstest du es. Hätte sie es dir denn gesagt? Bist du ihr Papa, dem sie alle Sünden beichtet. Meinst du eigentlich du seist mein Ersatzvater?
- *Ach, lass mich in Ruhe mit deinen Phantastereien! Aber ich frage mich, wieso muss da etwas geheim bleiben, warum sie im Spital ist?*
- Aha, es wird unangenehm, ablenken, Themawechsel.
- *Vielleicht hat das ja mit dem Thema zu tun.*
- Wie meinst du das?
- *Ich habe da so eine Theorie.*
- Ach ja, was sagt denn Karl Marx dazu?
- *Wenn ich dir das sage, dann... Hast du übrigens meine Jeansjacke gesehen?*
- Marxmurks, murksmarx. Spuck's aus! Oder vielleicht steht's ja in der Bibel. Übrigens, wo ist mein Heft?
- *Ich weiß nicht, ob ich dir das sagen kann. Es ist ja erst ein Verdacht. Aber es ist auf jeden Fall ein unangenehmer Verdacht.*
- Was soll's. Los. Würg es endlich raus!
- *Nein, ich kann es nicht. Du bist noch zu jung dazu.*
- Zu jung. Aber ich habe mit ihr geschlafen. Richtig geschlafen, rein raus!
- *Ja, ja. Von mir aus. Wie du willst.*
- Was von mir aus? Es war wirklich. Kein Kifferabenteuer. Ich träume nicht. Der Traum ist aus. Frag sie doch.
- *Das geht jetzt offensichtlich nicht.*
- Du meinst also ich lüge.
- *Das wäre ja nicht das erste Mal. Auch wenn ich sie frage, dann kann es ja auch sein, dass sie nicht Wahrheit sagt. In dieser Frage gibt es nur einen handfesten Beweis.*

- Klar. Bin ja nicht blöd. Sie ist schwanger. Vielleicht ist sie ja deswegen im Spital.
- *Quatsch! Nur um das festzustellen, braucht man nicht in ein Spital zu gehen.*
- Aber warum ist sie dann im Spital gelandet, Herr Alleswisser?
- *Das weiß ich auch nicht. Aber...*
- Was aber?
- *Nein, das geht nicht. Das kann ich nicht.*
- Feigling! Vielleicht ist sie ja wirklich schwanger, von mir, aber auch todunglücklich und dann wollte sie sich umbringen. Selbstmord!
- *Was! – Ja, möglich ist ja wirklich alles.*
- Das mit dem Todunglücklich habe ich jetzt einfach so gesagt. Wieso sollte sie denn todunglücklich sein und gleich einen Selbstmordversuch machen?
- *Doch, das kann ich mir gut vorstellen. Sie ist noch zu jung für ein Kind. Daran will sie schon gar nicht denken: so jung schon Mutter zu sein und einen so jungen Vater zu haben, der doch gar nicht für eine Familie sorgen kann. Und das wäre ja alles auch eine Schande, auch für die Mutter, und dann würdet ihr ja auch vor Jugendgericht kommen. Und das wollte sie alles nicht und deshalb wollte sie lieber tot sein. Selbstmord ist ja so gesehen nicht völlig unwahrscheinlich. Aber der Versuch hat nicht geklappt und deshalb ist sie jetzt im Spital.*
- Aber sie hätte ja auch einfach das Kind abtreiben können.
- *Dazu braucht man einen Arzt und zudem ist es verboten in der Schweiz, höchstens in Holland, da ist es glaube ich erlaubt.*
- Das ist es. Sie wollte nach Holland. Darum war sie so nachdenklich. Sie hat darüber nachgedacht, wie sie sich das Geld beschaffen kann, um nach Holland zu gehen. Und weil sie es nicht beschaffen konnte, verzweifelte sie ganz und hat keinen, beziehungsweise nur noch diesen einen Ausweg gesehen.
- *Oder sie hat versucht, es selber zu tun.*
- Was? Wie geht das?

- *Was weiß ich, wie das geht?*
- *Du meinst, Treppe rauf, Treppe runter rennen?*
- *Oder von großer Höhe hinunter springen.*
- *Oder zehn Purzelbäume hintereinander.*
- *Oder den Gürtel enger schnallen.*
- *Ja. Oder sich hundert Mal am Tag auf den Bauch boxen.*
- *Oder... sich mit einer Stricknadel....*
- *Hör auf, hör sofort auf. Das will ich gar nie denken.*
- *Ja, schrecklich. Aber das wäre doch eine vernünftige Erklärung: Sie tat sich selber so weh, dass sie es ihrer Mutter gestehen musste, und die hat sie sofort ins Spital gebracht.*
- *Die Vorstellung, dass sie sich dort, genau dort, genau dort sticht sie zu und verletzt sich selber.*
- *Ja, das ist eine unerträgliche Vorstellung.*
- *Aber du warst ja gar nicht in ihr.*

Und da konnte ich einfach nicht anders als lügen.

- *Jetzt muss ich es dir sagen: ich habe auch mit ihr geschlafen.*
- *Ach! Und das soll ich dir jetzt glauben. Du bluffst. Du erträgst es nicht, dass ich etwas mit ihr gehabt habe, was du nicht hast, und darum erfindest du es, einfach um mit mir gleichzuziehen. Du hast keinen Beweis.*
- *Du hast auch keinen Beweis.*
- *Doch, sie ist schwanger, und zwar von mir.*
- *Das weißt du doch gar nicht.*
- *Und du auch nicht.*
- *Jetzt wird's kindisch. Schauen wir die Sache doch realistisch an. Wir wissen nichts, außer dass sich Agnese im Spital befindet und die Mutter uns den Grund nicht sagen will. Wir wissen nicht, ob sie schwanger ist und versucht hat abzutreiben und sich dabei schwer verletzt hat. Wir wissen nicht, ob sie einen Selbstmordversuch begangen hat mit Adern aufschneiden und so. Und wir wissen voneinander nicht sicher, wer mit ihr geschlafen hat. Vielleicht niemand, vielleicht nur du, vielleicht nur ich, vielleicht aber auch wir beide. Und vielleicht spielt das alles*

überhaupt keine Rolle. Sie hatte einfach einen Unfall oder eine schwere Krankheit, die kann man nur im Spital behandeln. Verdächtig ist allerdings, dass uns die Mutter den Grund nicht sagen will.

- Und Agnese weiß genau, mit wem sie geschlafen hat und ich weiß, was ich getan habe, und du weißt, was du getan hast.
- *Aber wir glauben uns nicht.*
- Genau.
- *Wieso glaubst du mir nicht?*
- Wieso soll ich dir glauben? Ausgerechnet in dieser Situation! Und zudem bist du ja mein großer Bruder.
- *Was spinnst du denn schon wieder? Du könntest mir vertrauen, gerade weil ich dein Bruder bin.*
- Mach' jetzt nicht auf Verbrüderung. Wer hat mich denn immer gequält, wer hat mich immer geschlagen, als ich noch klein war.
- *Jetzt kommt's aber knüppeldick. Du übertreibst wie immer. Du stellst mich als der Bösewicht in Person dar und du bist dann nur noch das bedauernswerte Opfer.*
- Es ist die Wahrheit. Willst du ein Beispiel.
- *Natürlich, darin bist du ja fix. Du hast dir eine Sammlung von Beispielen zusammengestellt, um bei jeder Gelegenheit eine moralische Keule aus dem Ärmel ziehen zu können.*
- Beispiel Nr. 27: du stößt mich absichtlich und mutwillig in die Kuhscheiße, Nr. 28: du zerrst mich auf der Terrasse der Metzgerei vom Geländer und schlägst mich zu Boden, Nr. 29...
- *Was? Daran kann ich mich nicht mal erinnern. Das ist doch lächerlich. Da war ich doch noch ein Kind, und wusste nicht, was ich tat. Aber du hasst mich ja. Deswegen? Warum nur?*
- Ich hasse dich nicht wirklich. Es ist ein anderes Gefühl.
- *Was dann?*
- Ich weiß es nicht.
- *Du bist misstrauisch. Du bist so wahnsinnig misstrauisch.*
- Wieso soll ich Vertrauen zu dir haben? Nur weil du mein Bruder bist?

- *Gute Frage. Wieso sollst du mir vertrauen?*
- *Ich warte.*
- *Man kann nicht leben ohne Vertrauen in die anderen Menschen zu haben. Du meinst ja wahrscheinlich auch, dass sie dich liebt. Daran glaubst, darauf must du vertrauen. Das geht ja gar nicht anderes in der Liebe, als dass man sich gegenseitig traut. Und dann auch, weil das Gegenteil, Misstrauen nämlich, zu einem Wahn führen kann. Denn wer nur noch misstraut, der beginnt sich vor allen und jedem zu fürchten. Er sieht Gefahren, wo es keine gibt, und er sieht Feinde selbst in den besten Freunden. Er meint die anderen hätten nichts Besseres zu tun, als ihn jederzeit argwöhnisch zu täuschen. Das Misstrauen höhlt dir das Denken aus und mauert dich mit dir ein. Du glaubst wahrscheinlich, wenn du jemandem vertraust, dann wärst du ein naiver Idiot, du würdest damit deinen Verstand abgeben. Und wer will schon ein Naivling und ein Idiot sein. Aber du bist kein Idiot, wenn du vertraust, auch wenn du dabei die Kontrolle verlierst, aber dafür brauchst du dich nicht vor anderen zu fürchten.*
- *Besten Dank für diesen kleinen Erörterungsaufsatz. Den kann ich vielleicht noch in der Schule gebrauchen. Aber das gibt inhaltlich noch nicht die volle Punktzahl. Denn du hast vergessen, dass der Vertrauensselige so naiv werden kann, dass er nicht mal mehr eine naheliegende Gefahr erkennt und blind in einen Abgrund stürzt. Seine letzte Flugeinlage sozusagen. Der Preis des Vertrauens.*
- *Das stimmt. Da hast du Recht. Aber jemandem Vertrauen schenken, heißt ja nicht, dass man nicht mehr für seine Handlung verantwortlich ist. Wenn das Rotkäppchen vom Weg abgeht, um Blumen zu sammeln, so ist das sowohl naiv als auch verantwortungslos. Aber sie ist ja noch ein Kind und noch nicht fähig, für sich selber Verantwortung zu übernehmen. Das will ja das Märchen doch gerade zeigen.*

- Ich bin als misstrauischer Mensch – wie der Herr Pfarrer vielleicht gemerkt haben sollte – also logischerweise kein Kind mehr.
- *Ja, wer nichts weiß, der kann auch weniger getäuscht werden. Und umgekehrt hat der, der viel weiß, merkt und immer die Augen offen hält, vielleicht auch mehr Anlass misstrauisch zu sein.*
Wer als Idiot geboren wird und einer bleibt, muss sich gar nicht bemühen, jemandem Vertrauen zu schenken. Denn wenn er alles glaubt und also nie misstrauisch ist, dann kennt er ja das Vertrauen auch nicht. Das kommt wahrscheinlich erst dann zustanden, wenn man vorher misstrauisch war. Man hat genug davon, immer misstrauisch sein kann, man sehnt sich nach Vertrauen. Ständig zu misstrauen ist anstrengend und macht krank.
- Was soll das Philosophengeschwätz. Du lenkst ab. Ich habe nur gefragt, warum ich d i r vertrauen soll.
- *Ich kann dir doch nicht sagen, warum du mir vertrauen sollst. Das musst du selber wissen. Das ist so: Kein Mensch kann in einen anderen Menschen hineinsehen. Schließlich bleibt jeder mit sich allein. Aber jeder öffnet doch immer wieder sein Fenster und grüßt die anderen, die auch gerade aus ihrem Fenster schauen.*

Aber die Wahrheit war: Ich schämte mich. Die Wahrheit war plötzlich ganz einfach. Ich schämte mich vor ihm. Denn der Gedanke, dass e r sie geschwängert haben könnte, ließ mich nicht mehr los. Was war ich plötzlich im Vergleich zu ihm. Mein Gott, wie klein ich da war, und dann sagte er:

- Ich habe mich oft vor dir gefürchtet.

Und es war schon fast etwas Wut in meiner Stimme, als ich sagte:

- *Du bist der Kleine, ich bin der Große, daran können wir nichts ändern. Das ist ein Unterschied zwischen uns, den können wir nie wegmachen.*

Aber ich beherrschte mich und ich wundere mich jetzt noch, dass und wie ich die nächsten salomonischen Sätze hinkriegte:

- *Aber das ist ja auch nur ein Unterschied zwischen uns, und den können wir ja auch ein bisschen vergessen, wenn wir an die anderen Unterschiede denken.*
- *Schon wieder so ein Philosophengelabber. Aber du hast Recht, beim Fliegen ist Großsein nicht unbedingt von Vorteil.*
- *Du schreibst Geschichten, ich nicht. Da kommt es doch auch nicht darauf an, wie alt man ist.*
- *Du hast geschnüffelt. Gib mir sofort mein Heft zurück!*
- *Hast du vielleicht eine Ahnung, wo meine Jeansjacke ist?*
- *Keine Ahnung.*
- *Tja, dann habe ich auch keine Ahnung, wo dein Heft ist.*
- *Du hast darin gelesen.*
- *Wie gesagt: Ich habe leider keine Ahnung, wo dein Heft ist. Es stehen tatsächlich Geschichten drin, die du geschrieben hast?*
- *Ja. Und darum gehört es mir und niemand anderem sonst.*
- *Aber wieso denn. Geschichten sind doch dazu da, dass man sie anderen erzählt, dass andere sie lesen.*
- *Aber ich will bestimmen, wer sie lesen darf und wer nicht. Und du sicher nicht.*
- *Zu spät. Ich habe das Heft und ich habe alles gelesen. Wahrscheinlich willst du mich jetzt wieder mal umbringen. Messerwerfen und so.*
- *Umbringen? Ich mach mir doch wegen dir die Finger nicht schmutzig. Wer sagt dir denn, dass ich das schon einmal gedacht habe?*
- *Jeansjacke gegen Heft?*

Ich habe ihm dann sein Heft wieder zurückgegeben und er mir die Jeansjacke. Einige Tage später war Agnese wieder vom Spital zurückgekehrt, aber sie wollte uns nicht sehen. Keinesfalls.

- *Sie will uns nicht sehen.*
- *Wer sagt das?*
- *Mutter und sie hat es von Agneses Mutter.*

- Und hat sie etwas gesagt?
- *Wer jetzt?*
- Unsere Mutter.
- *Nein. Aber sie hat geseufzt und hat mich angesehen, als hätte ich das Schwerverbrechen, „sexueller Missbrauch mit Kindern“ begangen.*
- Wir wissen ja immer noch nicht, wer das so genannte Schwerverbrechen begangen hat.
- *Ich dachte, du seist dir sicher.*
- Ich weiß, was ich erlebt habe und du weißt, was du erlebt hast, aber wir glauben uns nicht.
- *Wir wissen, dass wir nichts darüber wissen. Das können wir also nicht klären, denken wir doch an etwas anderes.*
- Ich kann an gar nichts anderes mehr denken, als daran, dass sie wirklich schwanger ist und dass ich nicht ganz sicher bin von wem.
- *Nehmen wir doch einmal an, dass sie mit beiden Liebe gemacht hat.*
- Gevögelt?
- *Okay. Gevögelt, wenn dir das lieber ist.*
- Mit wem zuerst? Das ist die Frage.
- *Das ist doch gar nicht so wichtig. Viel wichtiger ist die Frage: Von wem ist sie schwanger? Wenn sie es denn überhaupt ist.*
- Wenn sie von mir schwanger ist, dann heirate ich sie.
- *Quatsch. Das hatten wir doch schon mal. Erstens kannst du das nicht, weil du zu jung bist, und zweitens bist du ja Schüler und könntest sie und ein Kind gar nicht ernähren, beziehungsweise unterhalten.*
- Aha. Dafür du. Du bist ja zwanzig. Und daher ist sie von dir schwanger.
- *Doppelter Quatsch.*
- Moment mal. Wenn man es nicht genau feststellen kann, dann kann sie doch einfach bestimmen, wen sie als Vater will. Sie würde also zum Beispiel dich wählen und du würdest der Vater

ihres Kindes werden, obwohl ich ja der wirkliche Vater bin.
Dann hätte mein Kind dich als Vater.

- *Du darfst sie ruhig heiraten und der Vater des Kindes sein, das vielleicht von mir stammt, weil ich sie schon gar nicht heiraten darf, denn zuvor muss ich noch ins Gefängnis.*
- *Du meinst, weil du den Militärdienst verweigerst.*
- *Nein, weil ich mit einer Minderjährigen Geschlechtsverkehr, wie das juristisch heißt, gehabt habe. Das ist strafbar.*
- *Du willst also gar nicht der Vater ihres Kindes sein?*
- *Lieber nicht.*
- *Es käme dir sogar gelegen, wenn ich sagte, dass ich der Vater bin?*
- *Ja.*
- *Und wenn ich nicht ja sage, dann bist du erledigt.*
- *Du hast mich in der Hand.*
- *Aber wenn ich ja sage und Vater werde, dann bin ich ja auch erledigt, weil ich doch zu jung bin und gar nicht Vater sein kann.*
- *Ja, und wenn du nein sagst, dann könntest du also nicht mehr der Vater des Kindes sein, auch wenn du es wirklich bist.*
- *Ich bin vielleicht der Vater. Von dir aus darf ich sogar der Vater sein, aber eigentlich kann ich gar nicht Vater sein. Und jetzt weiß ich gar nicht mehr, was ich will? Aber das scheint ja hier überhaupt keine Rolle mehr zu spielen. – Ich muss die Wahrheit wissen. Alle müssen die Wahrheit wissen.*
- *Kein Kind – kein Vater. Es bleibt nur noch diese eine Möglichkeit: sie muss das Kind verlieren. Wir müssen es ihr sagen.*

Kein Kind – kein Vater. Das wäre ja meine Rettung. Das sagte ich ihm natürlich nicht.

- *Aber wir dürfen ja nicht mit ihr reden.*
- *Wir schreiben ihr, gemeinsam.*

Und dann schrieben wir ihr den Brief.

Liebe Agnese

Wir schreiben dir diesen Brief, zusammen, weil wir gemerkt haben, dass wir wegen dir ein gemeinsames Schicksal haben. Wir haben ja auch beide mit dir was gehabt. Aber es geht uns jetzt nicht darum, dich zu fragen, wen du mehr liebst und wen du schließlich haben willst. Wir möchten einfach nur wissen, wie es dir geht.

Wir geben zu, dass wir gerne wüssten, weswegen du im Spital warst. Denn wir haben da unglaublich viele Vermutungen gehabt. Ganz verrücktes Zeug. Natürlich alles Ideen, die auch mit uns zusammenhängen. Wir wussten ja nichts, außer dass du im Spital warst und die Mutter uns den Grund nicht sagen wollte, und immer noch nicht sagen will. Das finden wir allerdings sehr merkwürdig. Das muss eine sehr spezielle Krankheit sein, die du hast, wenn man sie uns nicht sagen will und wenn wir dich nicht besuchen dürfen.

Bist du vielleicht schwanger? Und du weißt nicht, von wem du schwanger bist?

Hast du einen Selbstmordversuch gemacht, weil du so verzweifelt warst, nicht mehr ein und aus wusstest?

Oder hast du sogar eigenhändig versucht, das Kind abzutreiben und du hast dich dabei so schwer verletzt, dass du ins Spital musstest?

Oder hattest du vielleicht einfach irgendeinen anderen Unfall oder eine schwere Krankheit, die man nur im Spital behandeln kann, die aber so schrecklich ist, dass man nicht darüber spricht, sprechen darf, Krebs oder so und du bist jetzt schwerkrank und musst vielleicht sterben? – Schrecklich!

Wir müssen es wissen, sonst können wir dir nicht helfen. Denn wir wollen dir helfen – beide – und nicht darüber reden, warum du mit beiden was hattest und wen du mehr liebst und so weiter.

Wenn es so ist, dass du das Kind, falls du wirklich schwanger bist, immer noch hast, du es aber abtreiben willst und dafür nach Holland reisen musst, dann werden wir alles tun, um für dich das Geld aufzutreiben. Wir werden alle nur möglichen Freunde und Verwandte um Geld anpumpen und wir werden es dann mit Ferien- und Wochenendarbeit wieder zurückzahlen. Natürlich werden wir nicht sagen, wofür wir das Geld brauchen. Es bleibt alles geheim.

Wir fänden es auch besser, wenn es das Kind nicht gäbe. Kein Kind – kein Vater. Verstehst du?

So wird nie jemand sagen können, wer denn jetzt der Vater des Kindes war.

Wenn es denn wirklich ein Kind von uns in deinem Bauch gibt.

Wir vertrauen dir.

Es kam nie eine Antwort. Kein Abschiedswort, kein Abschiedskuss. Nichts. Einfach weg. Abgehauen ohne uns zu was zu sagen. Wir rätselten, wo sie sein könnte.

Erst später beim letzten Besuch des Kleinen erfuhr ich, was wirklich geschehen war

Agnese habe plötzlich starke Blutungen gehabt und weil ihre Mutter große Angst bekommen habe, hätten sie sofort das Spital aufgesucht. Und da stellte man dann fest, dass sie eine Fehlgeburt hatte. Was natürlich bedeutete, dass sie wirklich schwanger war. Und als ihre Mutter sie zur Rede stellte und sie aufforderte zu sagen, wer „es“ denn gewesen sei, von wem sie denn schwanger sei, habe sie geschwiegen. Sie hätten natürlich vermutet, dass ich sie geschwängert hätte. Aber es gab ja keinen Beweis mehr.

Und sie schweigt bis heute.

Sie schweigt und das ist wohl für alle gut so. Jeder einzelne von uns dreien weiß sicher, das und das habe ich erlebt, aber wir wissen nicht, was der andere erlebt hat. Wir waren nicht dabei. Nur Agnese weiß, was sie mit wem gehabt hat. Sie antwortet nicht. Es kommt mir ein bisschen vor, als wollte sie sich, sie, die wirklich weiß, was geschehen ist, damit die Liebe beider behalten.

Vielleicht wird sie eines Tages dem Kleinen reinen Wein einschenken. Oder sollte ich ihm die Wahrheit sagen?

Ich war nahe daran, ihm zu sagen, ich hätte nicht mit ihr geschlafen. Aber ich ließ es bleiben. Ich war nicht soweit. Ich frage mich, ob er überhaupt Wert darauf legt, wenn ich es ihm sage. Er sah so gar nicht wie ein triumphierender Sieger aus, eher sehr nachdenklich und um mich besorgt. Eine Besorgtheit, die mich an seinen Gesichtsausdruck erinnerte, den er hatte, nachdem er mir das Messer nachgeworfen hatte.

Und ich sah auch, wie er aufhorchte, als ich ihm verkündete, dass ich mich hier im Knast verändert hätte. Meinen Stil. Hier muss man seinen Stil ändern. Hier muss man schon mal blöd herummaulen und so richtig wütend werden und es rausbrüllen und dabei das Gefühl haben, es ist mir scheisseegal.

Ich bin jetzt eben der Gefangene, als Aufpasser habe ich ja die Kündigung bekommen.

Ich sagte ihm auch noch, er könne das Jeansjäckchen haben, ich würde es ihm schenken. Im Moment sei es allerdings noch im Knast-Magazin und warte dort, bis ich rauskäme. Aber er sagte nur, vielen Dank. Das Vielen Dank hörte sich an wie, ich brauche es nicht mehr, ich will es gar nicht. Jedenfalls nicht unbedingt. Ich brauche dich nicht mehr.

Und erst ganz zum Schluss, als Schenkel schon an unseren Tisch trat und in seiner typisch überfreundlichen Sozialarbeitermanier verkündete, die Besuchszeit sei nun leider um und uns aufforderte, das Gespräch zu beenden, gab er mir diesen Text. Nicht für Wärter, nicht für Sozialarbeiter und auch nicht für Gefangene, sagte er noch.

Schau!

Der kleine Jacques sah von seinem Turmbau auf, trippelte zu Gasparo, seinem größeren Bruder, der vor dem großen Zuber stand, in dem sie zuvor zusammen gesessen und im Wasser geplantscht hatten.

Da!

Gasparo zeigte auf die Wasseroberfläche, auf der sich die Gesichter der beiden Kinder spiegelten.

Das bin ich und das bist du.

Der Kleine starrte ihn verständnislos an.

Du und ich. Verstehst du?

Gasparo zeigte nochmals auf das Spiegelbild, dann auf sich und auf den Kleinen.

Ich, du. Verstehst du nicht?

Jacques, der Kleine, machte große Augen, zögerte, dann zeigte er auf seinen älteren Bruder und sagte: Ich, dann auf sich: du.

Jacques kam allein. Die Mutter hätte keine Zeit. Sie müsse arbeiten. Ich muss eben viel arbeiten. Ihr Lieblingssatz. Aber das sagt sie nur so, weil sie sich schämt. Sie schämt sich, ihren Sohn, von dem sie sich doch so viel versprochen hatte, nun plötzlich im Gefängnis besuchen zu müssen. Sie hat Angst vor den Blicken, die im Esssaal auf sie geworfen würden. Im Esssaal, wo einmal pro Monat am Sonntagmorgen Besuchstag ist, und jeder Häftling mit seinen Besuchern an einem der Tische sitzt, und wo sie sich entweder die Ohren vollschwatzen oder wo beharrlich geschwiegen wird. Und wenn sie mich denn besuchen käme, dann käme sie im schwarzen Deuxpièces mit schwarzem Hütchen und schwarzem Gesichtsnetzchen wie zu einer Beerdigung, aber dafür eiligen Schrittes, damit sie beim Hineingehen ins Gefängnis ja niemand erkennt. Aber sie kommt nicht. Sie will die Schande nicht sehen.

Und wahrscheinlich noch viel mehr schämt sich der Herr Papa, der Oberpatriot. Der falsche Metzgermeister, der entlassene Familienzirkusdirektor, der gewiefte Risikoversicherer wäre wahrscheinlich froh gewesen, sein Sohn hätte einen anderen Familiennamen gehabt. Er versteckt sich irgendwo im Jura. Da ist er wieder bei seinen Jacques und darf nur noch französisch reden und da fällt es ihm leicht zu vergessen, dass er mal Söhne hatte. Jacques vielleicht etwas weniger. Er setzte es ja durch, dass der Kleine einen französischen Namen bekam, bei mir wollte die Mutter sich gegen die böse Schwiegermutter italienisch durchsetzen. Sie wollte aus mir den lustigen Gasparo machen, jetzt bin ich der Rote Teufel im Knast geworden. Und die Schwiegermutter kam ihr ja sowieso zuvor. Sie machte aus mir ihre Sohnkopie und die Mutter schwieg dazu. Sie schwieg und wahrscheinlich war ich im Stillen immer noch ihr Gasparo.

Vom Herrn Papa ist nichts zu erwarten. Aber er kann so weit von mir wegziehen, wie er will, von jetzt an lebe ich in seinem Scham-Schande-Schatten und für den würde ihm nicht mal der Teufel ein Tauschangebot machen wollen.

Er und seine Generation glauben, sie hätten mit ihrer Wehrdienstbereitschaft im Krieg genau das gerettet, was ich nun mit meiner Militärdienstverweigerung zerstören wolle. Da muten sie mir aber sehr viel zu, zu viel. Soviel Angst vor ein paar kleinen Militärdienstverweigerern,

soviel Angst vor der Moskau-Einfach-Generation. Man muss dem Volk zeigen, wo die Grenze ist und wer für uns und wer gegen uns und wer ein Feind ist und wer nicht und dass das nicht geht und dass das bestraft wird, und zwar nicht lasch. Womit das Volk keinesfalls vertraut werden darf, das sind die Begründungen der Militärdienstverweigerer. Da könnte ja das eine oder andere Volksmitglied noch auf die Idee kommen, das es sich um ehrenwerte Gründe handelt. Darum, es sind einfach Gesetzesbrecher und über die spricht man nur vor Gericht, und sie können was zu ihrer Verteidigung sagen, aber dann fällt der Militär Richter das Urteil über sie und dann sollen sie schweigen und dann sollen sie ihre Strafe absitzen und wenn sie glauben, sie könnten herummaulen, dann stecken wir sie ins noch tiefere Loch.

Hier sitz ich nun, gefangen, hab noch nichts studiert, bin aber schon doppelt und dreifach bestraft: Erstens hock ich hier in der Strafzelle, id est weg von den restlichen Gefangenen, zweitens sitz ich im Knast, id est weg von der Gesellschaft und drittens knie ich mich mit meiner Jungfräulichkeit vor alle Frauen hin und warte auf Erlösung, aber diese Hälfte der Menschheit schaut weg. Schön, wenn man sein eigenes Versagen noch in eine systematische Reihenfolge bringen kann. Erste, zweite, dritte Scheißeetage, das schafft Ordnung im Miststock.

In diesem Loch hier bin ich so unerbittlich ich wie nie sonst. Ichbins gibt es hier tausendfach. Mir fehlt ein Dubist. Warten auf den Dubist. Aber der kommt nicht. In meine Ichbinzelle. Der Wärter hat den Schlüssel weggeworfen. Für immer und ewig. Ha,ha. Da bleibt nur noch der wundersame Zellsprung.

Mit Jacques natürlich, bei Sonnenschein und klarer Luft, die tat schon fast weh, so klar war sie manchmal, auf der Alp bei unseren Steinmannen. Da möchte i si. Mitten in der Frühlingsblumenpracht. Sagenhaft. Mein Gott, dieses BlauRotGelbViolettGrün! Man müsste eine Biene sein und im unschuldigen Gelbgrün und im scharfen Grasgrün und brummbärgen Tannengrün herumfliegen und süßen Saft trinken, und hier, ja nicht vergessen, die Lilahopsasa, diese zarten Lilaköpfchen, die mir zulächeln, denn sie wollen gewiss, dass ich mich zu ihnen ins Gras lege. Und irgendeine muss auch rosa sein. Aber wie heißen die? Und Gold, viel Gold.

Fließendes Gold. Am Abend rieselt es von unten im Tal hinauf über Wiesen, Matten, steile Frechdachse, Kühe, braune, gescheckte, und die weiße Geiß der alten Hebeisen und das Gold will auch über den schwarz-weißen Bari, unseren Appenzeller Hund, gleiten, aber der rennt, so schnell er kann, unter dem Gold hindurch, rauf und runter, und wer gießt jetzt das pure Gold über Arven, Lärchen, Tannen, weiße und rote?, und irgendwo da zwischen den Bäumen, Blumen und Käfern leuchten zwei Kinder, das sind wir, ich und Jacques, und hinter uns die Murmeltiere, die kräuseln ihre Schnäuze in den letzten Sonnenstrahlen und oben segeln die Mäusebussarde im Goldhimmel im Kreis, die haben schon den ganzen Tag auf das Schnauzschimmern gewartet, und im Wald erwachen schon bald die Käuze und rüsten für die Nacht, und das Gold gleitet über die Felsenwände vorbei an den Gämsen, die staunen und legen sich hin, nahe zueinander für die Nacht, und das Gold huscht rötlich über die Schneegärtchen, die ewigen, hinauf und hinein in die Dunkelheit.

Halt! Ich vergaß das blonde Butterblümlein, das streich ich mir aufs Manna und bin schon im Siebten Himmel bei Agnese. Die ist ganz sicher dort und wartet auf mich. Ach, da geht sie ja! Wie die hier alle so fröhlich sind und nackt gehen sie auch und mit einem Auge zwinkern sie und haben so ein Schmunzelpfeifen drauf und immerfrische Lust.

Beschämend. Wie ist das doch beschämend, auch wenn uns ja niemand gesehen hat, dort unten in der Schräglage beim Vorüberdonnern des Neunuhrdreissigschnellzugs Chur-Zürich. Niemand nimmt den Wahrheitsbohrer und setzt ihn an meinen Kopf und bohrt ein Loch hinein und schaut nach, was da drin ist. Besser so. Aber trotzdem erbärmlich. Man ist so schäbig allein mit seinen Gedanken. Natürlich könnte ich jetzt alles laut sagen, was ich denke. Die ganze Nacht kann ich reden und reden und reden. Von außen tönt es vielleicht dann, wie wenn eine Fliege in einer Büchse eingeschlossen ist und man hält sein Ohr an die Büchse und horcht. Aber hier macht niemand die Büchse auf, die Fliege bleibt drin und ist allein und hat niemand, mit dem sie ihr Schicksal teilen könnte.

Mit Jacques, ja mit Jacques, am liebsten mit Jacques, und reden, reden mit Jaques. Er lässt ja jetzt mit sich reden. Sein Maulwurfsgesicht ist weg. Er will reden. Ich glaube das jetzt einfach.

Nur noch seinen Kopf in diesem reißenden Wasser, in dieser schlammgrünen Sauce, die so träge schien, aber doch so hastig und so unerbittlich schnell vorbeischoss und alles in sich verschlang und mit sich zog, hinein ins Loch der Fabrik und hinauf auf die Turbinenschaufeln. Er ist fast versoffen. Darüber könnten wir reden. Als er beinahe im Kanal ertrunken war. Als ich ihn gerade noch knapp retten konnte. Als er nicht auf mich hören wollte. Ich war so sehr in Angst um ihn. Es schrie in mir. Ich wurde zornig. Ich ertrug seinen Trotz nicht. Und darum hechtete ich die Böschung hoch, so schnell ich nur konnte, und stieß ihn so beinahe ins Verderben.

Er war eben ein Trotzkopf. Aber i c h rettete ihn. I c h war eben das große Auge auf seinem Kopf. Sein Schutzengel im Schlepptau. Es gab ja kein Auftrag, ich hatte keine wirkliche Order. Es musste einfach getan werden. Das schuldet man eben allen, dem Bruder, der Mutter, dem Vater, dem Leben eben. Ja, auch sich. Kein Schweinehund sein. Kein Scheusal. Kein Lump. Ein guter Mensch sein, ein freundlicher, ein lächelnder, ein helfender, ein gebender.

Der gute Mensch vom Glarnerland. Der Fridolin mit dem Zauberstab. Meine zweite Haut. Sie war so glänzend, so leuchtend, wie ein wandelnder Stern. Aber dann war da noch ein anderer in mir, der wuchs, der schwoll an, die Haut begann zu spannen, sie wurde mir zu eng, ich musste sie sprengen. Das ging nur mit Gewalt. Das war mein Fehler. Das muss ich zugeben. Dass ich ihn gequält habe. Manchmal. Ohne Grund. Dass ich gewalttätig war. Haltlos.

Aber er trotzdem, er müsste mir doch dankbar sein! Er müsste doch auf mich hören. Dafür! Dafür, dass ich mich immer um ihn sorgte, dass ich sein großes Auge war. Dafür, dass ich wegen ihm nie meine Ruhe hatte.

Dankbar war er nie. Das kam ihm nie in den Sinn. Dafür haufenweise Ressentiments. Dieser Scheißehaufen von Vorwürfen. Diese unendlichen Geschichten.

Ich hätte sie ihm lassen sollen, seine Ängste, seine Ängste vor den Kühen. Und ich wollte ihn doch freier machen, ich wollte sie ihm doch nur nehmen, wie der Vater, der machte das doch auch. Ja, es ist wahr, ich schob ihn zu der Kuh hin, in deren Scheiße er fiel. Natürlich wollte ich nicht, dass er in

der Scheiße landete, ich wollte nur mit ihm in die Nähe der Kuh gehen, ruhig neben der Kuh stehen, um ihm so zu zeigen, dass er keine Angst zu haben brauche. Aber er hat sich gewehrt. Er wollte nicht. Die Angst war zu groß. Und ich war einfach besessen von meiner Idee. Er muss das doch auch wollen! Ich verstand nicht, warum er das nicht wollte. Ich wollte doch nur, dass er kein kleines dummes verängstigtes Kind blieb. Wir sollten doch keine dummen verängstigten Kinder sein, die vor dummen Kühen Angst hatten!

Jacques und ich hetzen den Hang hinauf zur Vorderalp. Wir machen ein Wettrennen, wer zuerst oben ist. Natürlich gewinne ich. Ich kann ja nicht anders. Und als ich oben ankomme beim Alpeli und in den offenen Stall trete, da ist Jacques schon da und streckt mir die Hand entgegen und sagt: Grüß Gott, auch schon da, du bist doch so gerannt, um dich zu entschuldigen, oder? Ich bin vollkommen verblüfft und habe großes Bauchweh, links unten. Aber ich will trotzdem seine Hand ergreifen. Aber gerade, als ich sie berühre, da fällt sie auseinander, denn sie ist ja aus Dreck und Steinen und die prasseln auf den Boden und bilden dort Häuflein, aber das ist ja gar kein Dreck, das ist ein Scheißhaufen, ein Kuhdreckhaufen, in den darf ich ja nicht treten, sonst ertrinke ich nämlich darin. Das sagt Jacques. Und darum mache ich einen großen Schritt über den Haufen. Aber da steht Jacques schon wieder vor mir und hinter ihm hat es noch ganz viele Jacques und alle strecken sie mir die Hände entgegen und jeder will mir seine Hand geben und ich muss, ja ich muss ihnen doch die Hände schütteln, und ich tue es, und wieder spielt sich dasselbe ab, und mit dem nächsten Jacques auch und mit allen anderen Jacques auch, die hören ja nie auf, die Jacques, und auch die Häufchen werden immer mehr. Es wird immer schwieriger nicht in einen Haufen zu treten. Aber es hört nie auf. Es wird immer schwieriger. Es hört nie auf. Jacques das hört ja nie auf?

Morgen werde ich Franz im Krankenhaus besuchen. In der psychiatrischen Abteilung. Sie haben ihn dorthin verlegt. Er hatte einen Nervenzusammenbruch. Sie sagen, er habe nur noch gesagt: Ihr Arschlöcher und Es wird immer schwieriger und Das hört ja nie mehr auf und Das hört ja

nie mehr auf, Jacques. Das habe er immer gesagt. Herr Schenkel, der Fürsorger, sagte das, am Telefon. Das war gestern. Darum wäre es gut, wenn ich zuerst allein käme. Ohne Mutter. Ich wollte Agnese mitnehmen. Aber sie wollte von sich aus nicht. Vielleicht später. Sie geht wieder hier in die Schule. In eine andere Klasse. Sie hat geweint, als ich es ihr erzählte. Sie hat mir alles gesagt. Gestanden. Wegen dem Schwangersein und dass sie eine große Dummheit begangen habe und sich schäme und sich schuldig fühle, mir und auch ihm gegenüber. Jedenfalls gibt es jetzt nichts mehr zu gestehen.

Aber lieben kann sie nicht. Und singen auch nicht. Jetzt nicht. Vielleicht später. Ihr Haar ist wieder dunkelbraun und die Fingernägel sind wieder kurz und nicht angemalt.

Aber das ist jetzt überhaupt nicht wichtig. Ich mache mir Sorgen um ihn, den Großen, um Franz. Ich überlege mir dauernd, was ich ihm mitbringen soll. Schokolade? Wie lächerlich. Ein Buch? Jetzt doch nicht. Wir werden miteinander reden. Reden ist gut. Erzählen. Erzählen ist gut. Und zuhören. Genau. Zuhören ist wichtig. Und dann könnte ich es auch einmal aufschreiben, damit ich alles nachlesen kann, falls ich wieder einmal nichts als dumme Vorwürfe in mir habe.